

Hanns Heinz Ewers
Mein
Begräbnis
und andere
seltsame
Geschichten



München bei Georg Müller

Edition Zulu-Ebooks.com

Mein Begräbnis und andere seltsame Geschichten

von

Hanns Heinz Ewers

Edition Zulu-Ebooks.com

Inhalt

1. [Randbemerkung](#)
2. [Mein Begräbnis](#)
3. [Die Tomatensauce](#)
4. [Der Spielkasten](#)
5. [Sibylla Madruzzo](#)
6. [Der tote Jude](#)
7. [Vaudoux](#)
8. [Die Mamaloi](#)
9. [Alraune und der Chauffeur](#)
10. [Schlangenanbeter und Schlangenbeschwörer](#)
11. [Der gekreuzigte Tannhäuser](#)
12. [Die Spinne](#)
13. [Warum Arno Falk sich verlobte](#)
14. [Die Knopfsammlung](#)
15. [Liebe?](#)
16. [Aus dem Tagebuche eines Orangenbaumes](#)

Randbemerkung

Ob über das weitferne Glück, endlich einmal ein Werk zu erleben, in dem sich der Mensch in der ganzen Fülle seines Lebens offenbaren würde: den Menschen zu sehen bekommen, wie er in seinem gewaltigen Umfange bis jetzt nur mit geheimem Grauen geahnt werden konnte – den Menschen, bar aller fesselnden Gesetze, losgerissen von aller Norm und befreit von der sogenannten Ethik, die sein eigentlichstes Leben mit eisernen Pflöcken als »grüne Herdenwiese« abgrenzt und das wirkliche Gebiet, in dem sich der Mensch in seiner ganzen Machtfülle entfalten könnte, für »verpestet« erklärt: der Zugang zu diesem Gebiet ist »polizeilich« streng verboten.

Es ist gleichgültig, wer hier die Polizeivollmacht ausübt: das Dogma der Kirche, das bürgerliche Sittengesetz oder gar der Staatsanwalt...

Oh über das weitferne Glück, den Menschen in einem Werk zu erblicken, in seiner »zügellosten« Freiheit der Instinkte, in seiner Uebermacht des Begehrens und Willens, der durch keine Zwangsjacke des Gesetzes zahm und kirre wird, – den Menschen, der nicht durch die ewigen Peitschenschläge des blödsinnig rasenden Dompteurs – »Gesetz« benamst – zum zahmen, blöden Herdentier herabgewürdigt wurde!

Der Künstler, der dies Wunder vollzieht, der den Menschen in seinem ganzen Umfang »entdecken« wird, kann sich rühmen, eine weit bedeutsamere Tat vollbracht zu haben, als sie Röntgen mit seiner Durchstrahlung des Menschen zu Wege gebracht hatte.

Shakespeare scheint den Menschen gekannt zu haben, aber er gab von ihm nur einen unermeßlich gewaltigen – Torso. Goethe hätte ihn geben können, aber im letzten Augenblick schrak er zurück vor der Abgrundtiefe des Schmerzes und der Qual, die er bei dieser Erkenntnis hätte durchkosten müssen. Den Menschen ahnte

Dostojewski in selbstvergessener, verbissener Brunst, dieses rätselhafte Tier aus seiner dunklen Höhle an den Ohren ans Tageslicht hervorzuzerren. Mit vielem Fleiß und tiefem Ernst wagte sich an diese Tat einer der verwegensten Pfadfinder der menschlichen Seele, Emile Zola, aber seine Seele war zu eng, um den unerhörten Umfang des Horizontes zu umfassen. Mit ironischem, boshaftem, kaltem Lächeln lüftete Stendhal den feinsten Spitzen-Unterrock der menschlichen Seele. Mit mächtiger, beinahe kraftmeierischer Wucht schwang Balzac den schweren Vorhang hin und her, hinter dem sich das »unbekannte Land« verborgen hält, aber wir bekamen nur ein kaleidoskopisches Wirrwarr zu schauen, in dem kaum greifbare Umrisse zu einem grotesken Kinobild verfließen. Mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit eines genialen Anatomen gab uns Flaubert wirklich »weiße Raben« unglaublich sauber präparierter Seelenphänomene. Mit echt flämischem Phlegma hatte Huysmans den Menschen aus der dicken Gips- und Stuckkruste herauszumeißeln versucht, von der er im Zeitalter der »Aufklärung« überkleistert wurde; in immer tiefere Schächte und Irrgänge grub sich in irrem Haß und kranker Wut das »Grabschwein« – so heißt der Dehmelsche »Dachs« auf schwedisch – August Strindberg, aber der Mensch blieb trotz all diesen Bemühungen, all diesen gierigen Mutungen und Bohrungen – unentdeckt. – Bis auf den heutigen Tag ist der Mensch in seinem ganzen Umfang, von dem ihm nur ein geringes Teilchen zum Fristen seines Daseins ausreicht, ein erstaunliches und grauenhaftes Rätsel.

Und vielleicht wäre dieses Rätsel doch schon der Lösung nahe, wenn nicht ein blödsinniges Gesetz, geheiligt durch die Kirche, die »Sitte«, die Polizei und den ganzen kirchlich-staatlichen Unfug, durch den die sogenannte »bürgerliche Gesellschaft« besteht, streng verboten hätte, an dieses Rätsel heranzutreten.

Man darf ja nicht einmal den Dingen, die unseren fünf Sinnen zugänglich sind, näher auf den Leib rücken, also Dingen, in denen es dem Menschen »erlaubt« ist, sein Dasein zu fristen. Gott behüte, daß ein Mensch sich zufällig in dem Besitz eines sechsten Sinnes

wähnen sollte: ihm ist das Irrenhaus ohne weiteres sicher – und wehe dem schöpferischen Künstler, der sich erfrecht, den ihm vom Gesetz zugezirkelten Umfang für sein Forschungsgelüste in der menschlichen Seele zu überschreiten.

Der Mensch, der unserem Erkenntnisvermögen zugänglich ist, hat wie jedes andere Ding in der Natur zwei gegensätzliche Pole; in solche hat ihn wenigstens das schematisierende Gehirn zerteilt: den südlichen und den nördlichen, den lichten und den dunklen, guten oder bösen, für das Dasein gedeihlichen oder schädlichen; tausend Bezeichnungen gibt es für diese scheinbar diametral entgegengesetzten Pole, aber eben diese Pole sind in ein tiefes, undurchdringbares Geheimnis gehüllt: es ist streng verboten, sie entdecken zu wollen. Wie unendlich glücklich die Sucher der geographischen Pole, deren kostspielige Expeditionen die Gesellschaft und die Regierungen bezahlen!

Für die Seelenforschung des Schaffenden innerhalb der südlichen Sphäre, der lichten, edlen, menschenbeglückenden Sphäre ist ein großes Forschungsgebiet freigestellt, das schaffende Herdentier kann dort » « der Kirche und des Gesetzes nach Belieben grasen, aber schon die subpolaren Gegenden zu betreten ist nicht ratsam und durchaus nicht zu empfehlen. Es genügt vollkommen die Legende und die Tradition, daß einstens im frühen Mittelalter dieses Gebiet von sogenannten Heiligen betreten war: Wunder sollen sich dort vollzogen haben, an die man glauben müsse, obwohl man sie innerlich belächle, der Mensch soll nach der geheiligten Tradition dort mit der absoluten Gottheit Gelübde abgeschlossen haben, kraft deren er eines Teiles ihrer Macht teilhaftig wurde und hier auf Erden Dinge verrichtete, die bis dahin noch kein menschliches Auge gesehen. Aber näher auf diese Dinge einzugehen – es genügt vollkommen, an sie zu glauben; die Kirche hat der heiligen Wundermänner mehr als genug und will durchaus nicht, daß jemand diese gefährlichen Pfade, die am Ende noch zu einer Irrlehre führen könnten, betrete.

Und hier auf dieser südlichen, der lichten, guten, gesetzmäßig geordneten Hemisphäre haust der lebensfrohe, zuversichtliche, sonnige Geist, der die ganze Welt in einem Lichtglanz badet, der Geist des Mitleids, soweit es sich nicht um den Geldsäckel handelt, der Vergebung, soweit nicht eine Uebertretung des Gesetzes in Frage kommt, der Demut, solange es sich nicht darum handelt, auch die andere Backe hinzuhalten, wenn man auf die erste einen Schlag bekommen hat; hier »schlafen die Ordentlichen« nach Richard Dehmel, und hier walten die Geister der Gerechtigkeit, die streng die Rechte der Abkömmlinge von Sem, Japhet, Cham auseinanderhalten und ihre Uebertretung mit allen Mitteln des Gesetzes nach Gebühr strafen, wobei das Strafmaß entsprechend der Abstufung der Geschlechter in maßvoller Weise geregelt wird.

Freilich ist es vorgekommen, daß diese ordinäre »«, das höchste Gebot der »Ordentlichen« in eine verzückte Ekstase ausartete, in die heiligste Glückseligkeitsempfindung, Eins mit Gott geworden zu sein; aber auch hier stößt der durch die Individuation vereinsamte Bruchteil der Menschheit, der sich nach einer Erklärungsmöglichkeit seines Daseins und seiner wirklichen Berechtigung sehnt und den es nach dem Glück der Ekstase gelüstet, um sich in ihr einen Ueberwert seines im tiefsten Grunde armseligen Lebens zu schaffen, auf ein strenges Verbot, sich in die Sphäre der gefährlichen Mystik zu begeben: denn hier sei der Mensch führerlos und jeglicher Gnade des Dogmas bar. Und wehe dem, der das Sicherungsseil des Dogmas losläßt!

In dieser Sphäre entwickelt sich alles nach den einfachsten merkantilen Gesetzen des gewöhnlichen Handels. Dazu sind eben jene »beliebten« und »hochgeachteten« Künstler da, um diesen armseligen, widrigen und schmutzigen Handel so zu veredeln, seine trüben Quellen mit dem Gotteshauch ihrer Inspiration so zu reinigen, den Unrat mit der ethischen Größe ihrer Redekünste zu versonnen und den Dung mit dem balsamischen Weihrauch der Tugend zu parfümieren, daß der Gestank – duftet.

Die andere Sphäre jedoch, die nördliche, jene trübe, finstere, düstere Sphäre mit ihrem Nordpol: die Sphäre »«, wie der Katharer es sagen würde, ist ein völlig unbekanntes Land, und wehe dem waghalsigen Narren, der sich in dies Gebiet waghalsig begibt.

Diese nördliche, finstere, schreckvolle, jeglicher »Ordnung« höchst gefährliche Sphäre bewohnt Alles das, was sich aus dem qualvollen Joch des Gesetzes befreit, sich aller Norm ent schlagen hat. Alles das, was den breitgetretenen Weg, den alle Menschen gemacht und sicher beschreiten, verachtet und auf dunklen Pfaden und tausend gefährlichen Schleichwegen »irrt«. Alles das, was sich durch tiefes Schattendunkel der Nacht hindurchstiehlt und das blödsinnige, verdummende Tageslicht scheut. Alles das, was infolge seiner Unbotmäßigkeit und Unfähigkeit sich dem blödsinnigsten aller Gesetze, dem »« zu unterwerfen, für vogelfrei erklärt wurde, denn dieses außer Rand und Band geratene Element stört den Burgfrieden, mißachtet die höchste Bürgerpflicht: »die Ruhe und die Harmonie der Herde«, und der Pol dieser Sphäre, das ist das gefährlichster Wagnisse volle Verlangen jenes durch Individuation vereinsamten Bruchteiles der Menschheit, sich durch wilden Protest, durch ein schrankenloses »«, durch ewiges höhnendes Nein-sagen zu allem »Ja« der bestehenden Ordnung in die Quere zu stellen – das ist die gierige Sehnsucht und brünstiges Verlangen, sein Dasein sich zu erklären und es zu begründen durch Umsturz und Aufruhr – die düstere, verzweiflungsvolle Sehnsucht, die sich durch das Zerschlagen aller bestehenden Gesetzestafeln und jeglicher Norm erlösen und befreien will – wozu?!

Das weiß sie nicht, denn in dieser Sphäre gibt es keine Sicherheiten, es gibt keine feststehenden Eckpfeiler, die da »Gesetz« benamst werden und »ruhiges Gewissen« – hier gibt es keinen Handel, der selbst dem Gott durch vieles Feilschen alles abhandeln kann – hier gibt es nur einen finsternen, trotzigsten, unnachgiebigen Zorn, ewige Qual und wilden Schmerz – hier wird das Verbrechen geboren und hier brennt lichterloh das Fanal des Aufruhrs und der Empörung, hier hört man nichts als das Zähneknirschen des Hasses und der

tollwütigen Raserei. Hier gibt es nur ein einziges Gefühl über alle Gefühle: das der Verdammnis, und hier feiert die strenge Rache der »Gerechten«, die durch diese besessenen Satanskinder fortwährend beunruhigt und gefährdet werden, kraft übermächtiger Gesetze ihre blutrünstigen Triumphe.

Die Hemisphäre des »weißen« Gottes, um in der Sprache des Katharer zu reden, fand hier ihren gefährlichen und mächtigen Feind, der nur durch die Uebermacht in Schranken gehalten wird, aber den sie beständig fürchtet: denn dieser Feind ist über alle Maßen verlockend durch seine luciferische Schönheit, seinen trotzig, schrankenlosen Wagemut und seine teufelsbesessene Kraft, die den Pelion auf den Ossa stülpt.

Die Kirche fürchtet den lockenden Zauber der Sünde und verbrennt, wo sie nur kann, das herrliche, wundersame »Unkraut«: » «; der Staat und die Gesellschaft ängstigen sich mit vollem Recht vor der berückenden Schönheit des Aufruhrs und des Umsturzes und Jenes vor allem, das mit trotzig erhobener Stirn, die in den Himmel hineinragt, von seinen Blitzen umstrahlt, von seinen Sturmorkanen umbraust, von einer Ewigkeit zur anderen dahinschreitet: des »Fortschrittes«.

Man mißverstehe mich nicht. Es ist nicht der dumme kleinkleinliche, liberale Fortschritt der freisinnigen Parteien!

»Fortschritt« in meinem Sinne ist Alles, was die einmal festgesetzte »Ordnung« umwälzt, was die ganze stabilisierte Harmonie durcheinanderwirft. – »Fortschritt« in meinem Sinne, das ist das Gebiet, in dem sich der Sturz der uralten, durch Tradition geheiligten Götzenbilder vollzieht – das Gebiet des ewigen Aufruhrs gegen Autoritäten und die »ein für allemal« festgelegten Gesetze und Normen – das ist das sumpfige Brachland, auf dem beständig zügelloses Verlangen irrlichtet und zerstörende Sehnsucht – ein Pfuhl des Drachenblutes, in dem der Satan die menschlichen Seelen badet

und sie für alle irdischen Qualen »immun« macht und sie, härter als ein Granitfels werden kann, in ihren »Sünden« verstockt.

Freien Zutritt zu diesem Gebiet haben nur die Richter und die psychiatrischen Kapazitäten.

Nie noch wurde ein feindliches Okkupationsgebiet mit einer dümmen, geistloseren Strenge und so sinnloser Beserkerei verwaltet, als gerade dieses durch die »berufenen« Organe der »lichten« Hemisphäre.

Der Zutritt und der Aufenthalt in diesem Gebiet ist fürnehmlich dem Künstler auf das strengste verboten, und wenn einer dieses verruchte, mit dem schwersten Interdikt belastete Land zu betreten wagt, kann er gewiß sein, daß er von der Gesellschaft ausgestoßen und außerhalb ihrer Grenzen verwiesen wird.

Und doch! Ein trotziges höhnisches »«. Trotz aller Verbote, trotz aller Androhungen des kirchlichen und staatlichen Fluches, findet man doch in jeder Nation eine Handvoll Künstler – »«, wie sie Verlaine nennt – ein paar »«, die Huysmans bewundert, deren Werke man in der »Giftkammer« der Bibliotheken verfaulen läßt, sie einem Autodafé übergibt oder neuerdings der wüsten Verfolgungsbrunst des Staatsprokurators überweist. Und in diese kleine Schar der »unsittlichen« Künstler, der »Verführer« einer frühreifen Jugend (Sokrates gehörte auch zu diesen »Verführern«), zu diesen mißratenen Verbrechern an jeglicher »Sitte« – gehört in Deutschland neuerdings Hanns Heinz Ewers.

Um die Bedeutung und den innersten Wert des Ewersschen Werkes verstehen zu können, muß man den Mut haben, sich in jene Sphäre hineinzuwagen, in der es sich voll und ganz auslebt oder austobt, wie man will: das heißt in die Sphäre des Bösen, und weiter noch hinauf in die subpolare Sphäre der Mystik des Bösen, um dann endlich zum eigentlichen Pol zu gelangen, wo Satan-Wahnsinn, Satan-Verbrechen, Satan-Prostitution und in der tiefsten Finsternis

Lucifer, der heiligste Lichtbringer, seine Herrschaft begründet hat – also dorthin, wo das Böse etwas Absolutes geworden ist, und wo sich demgemäß die armseligen Begriffe von »Gut und Böse« gegenseitig aufheben.

Wir kennen ja weder das Gute, noch das Böse »an sich«, wir sehen nur gewisse Aeüßerungen, die wir je nach dem Nutzwerte als gut oder böse bezeichnen – aber Gut und Böse sind nur ganz armselige Gedanken-Kategorien, ein einfältiger Notbehelf des menschlichen Gehirns, das ohne »Kategorien« sich nicht helfen kann.

Der Mensch, »ethisch« gewertet, ist ein abstruses Unding. Man denke sich ein Wesen, eingepfercht in einen Käfig mit zahllosen eisernen Stäben von Gesetzesparagrafen, Normen, Übereinkünften, feststehenden »eisernen« Notwendigkeiten, ein Wesen, eingengt, verschüchtert, verängstigt durch tausend Androhungen schärfster Strafmittel, unfähig sich irgendwie in seinem innersten Sein zu äußern, weil es überall an Wolfsgruben, Verhaue, Stacheldrähte und verpestete Gasatmosphäre stößt – wo ist da die Möglichkeit gegeben, den Menschen, wie er ist, kennen zu lernen?!

Das, was wir als den Menschen kennen, sind nur ganz elende und geringe Ausschnitte vom Menschen, die lediglich in weitferner Analogie an ihn erinnern, oder vielmehr ihn nur »ahnen« lassen.

Unendlich mühsam, steil und halsbrecherisch der Pfad, auf dem man kreuz und quer sich hinaufschleppen muß auf der Suche nach dem Menschen, dem, der sich nach außen hin in dem kurzen Wörtchen: »Ich« kundgibt – jener individuellen Einheit, die sich über das Tier hinweg hinausgerungen hat.

Es ist schon lange her, da auch ich auf die Suche nach diesem »Ich« – der Kluft, die den Menschen vom Tier trennt – ausgegangen bin.

Das Ich, sagten mir die Einen, das ist das große Uebergehirn, das über dem anderen steht, es kontrolliert und es in sein Machtbereich einverleibt hat – das Ich ist das Ueberbewußtsein, das

Apperzipierende, durch welches das Perzipierte existiert, das ist der Ueberwille, der über die motorischen Energien verfügt, der die Leitungen in Kontakt setzt und sie nach Belieben wieder ausschaltet ...

Das ist das Ich, das sich im Besitz des »freien Willens« wähnt.

Das Ich, sagten mir die Anderen, das ist das Konstante und Absolute, das Einheitliche in dem Mannigfaltigen, das Unveränderliche in allem Wechsel: Ich als Ich bin der Anfang und das Ende der Welt, Ich bin der große Herr des Daseins, da alles nur durch mich existiert, da alle Dinge nur in mir sind ...

Ich als das absolute »Ding an sich«!

Und wieder Andere sagten mir von diesem »Ich« noch andere Dinge – ich erinnere mich nicht mehr genau, was für welche – und so begann ich auf eigene Faust den Menschen zu suchen.

Das, womit wir leben, womit wir im gewöhnlichen Leben auskommen, was wir die Identität des Ich nennen, das sind nur die im Verlaufe des persönlichen Lebens erworbenen Eindrücke, die sich in der Erinnerung in derselben Aufeinanderfolge präsentieren, in der sie erworben wurden; sie sind jedoch nur der kristallinische Schiefermantel, welcher den unbekannten Erdkern einhüllt.

Neben der Landschaft, durchfurcht von Eisenbahnschienen und umspannen von Telegraphennetzen, ruht in der Tiefe des Gehirns eine scheinbar ausgestorbene silurische Landschaft mit erstarrten Gletschermassen, mit klaffenden Schütterlinien, mit einer riesigen fossilen Flora: Sigillarien, Stigmarien und Farrenkräutern.

Durch irgendeinen Anlaß kann diese erstarrte silurische Landschaft wieder lebendig werden: die Gletschermassen kommen in Bewegung, wie ein gewaltiger Archipelag von riesigen Blättern zeichnen sich die Kronen der silurischen Baumriesen gegen den glutheißen, roten Himmel ab und im entsetzlichen Grauen hört der

Mensch in seinem armen Ich-Umfang das Brausen der Flügel vorweltlicher Archäopteryxe oder das dröhnende Gestampfe von Iguanodonten.

Neben dem Ich, jener kleinen Kette persönlicher Erfahrungen, oder vielmehr in ihm selbst, steckt der Mensch mit dem halbwachen Hirn, das nur wenige Eindrücke imstande war aufzunehmen und auf alle Außeneindrücke mit ungeheurer motorischer Explosion antwortet, jener von Ewers mit überlegener Kunst in seinem »Zauberlehrling« geschilderte Höhlenmensch, in welchem der sensitive und motorische Strang eine einzige Leitung darstellten, deren Verlauf noch durch keine Zwischenstationen, die die jeweilige sofortige Auslösung hindern konnten, unterbrochen wurde.

Und, wo bleibt denn mein armes »Ich«, wenn plötzlich ein einziger, vielleicht ganz unbedeutender Eindruck in das Gehirn hineinkommt und den ganzen Gehirninhalt in Schwingungen bringt, wenn alsdann das Menschtier plötzlich auflebt und die ursprünglichsten Assoziationen, die sich in dem Gehirn des Urmenschen festsetzte, zu gefährlichen Kräfteherden werden? – wo bleibt da mein ratloses »Ich«, das mit seiner eigenen Erfahrungssphäre nur dem eigenen Leben angepaßt ist, wenn plötzlich durch irgendeine Gefühlsirradiation Eindrücke, die die Urahnen empfangen habe, und die sich als physiologische »Spuren« auf das kommende Geschlecht vererbt hatten, von ihrem tausend- und abertausendjährigen Schlaf wachgerufen und die alten mitvererbten Leitungsbahnen, die der Mensch in seiner Seele nie geahnt, wieder erneut werden, und, einmal in Gang gebracht, die ganze Kette, ihm bis dahin völlig unbekannter, völlig fremder, grauenhafter Eindrücke sich von selbst abwickelt? – wo bleibt da das Ich, das » «, und zwar » « meiner armseligen dürftigen Erfahrungen von Außen und Innen, wenn es plötzlich vor der Abgrundtiefe seltsamer Phänomene in seiner eigenen Seele stehen bleibt, einer Tiefe, aus der es mit seinem ganzen Erfahrungsumfang auch nicht das Unscheinbarste herausangeln kann?

Es gibt eben Milliarden von Leitungssystemen, vor denen das Leitungsnetz meines bewußten Ich so viel bedeutet, wie ein »winziger Tropfen am überfüllten Eimer«, um mit Klopstock zu reden – und gerade diese unbekannten Leitungssysteme sind es, in denen sich der ganze unserer Seele abspielt. Neben den bewußten Zuständen – und ihr Umfang ist äußerst gering –, in denen das Ich immer als ein konstituierendes Glied auftritt, wickeln sich hier unterbewußte Vorgänge ab, die ich nicht als zu mir gehörig betrachte, die von etwas Fremdem ausgeführt zu sein scheinen, einem Dämon, der über dem Ich steht.

Mein armes, durch tausend armselige Freuden und noch armseligere Schmerzen zerquältes Ich! – das Ich mit seinem Gewissen, seinen Pflichten und der monströsen Unmasse von Gesetzesparagrafen – ist es nicht nur ein schmales Ausguckslöchlein in ein unerhörtes, unfaßbares Dschungel, übervoll von grausigen Fahrnissen, zerstörenden Miasmen giftiger Sümpfe und verräterischer Moortriften, darin sich das Leben, unbekümmert um alle Wertungen, in souveräner Majestät, in beständiger Mordbrunst zu neuen Entwicklungsmöglichkeiten hindurcharbeitet!

Armselig und dürftig ist unser Wissen um die menschliche Seele, weil wir den Menschen aus dem ungeheuren Umfang der ganzen Sphäre, in der er lebt, herausgerissen haben. Und selbst diesen, unserer Erfahrung zugänglichen Menschen kennen wir ebensowenig, wie der Mensch des Altertums oder des Mittelalters seine »Erdscheibe« gekannt hatte, auf deren größtem Teil er immerwährend »«, oder »« hineinschrieb – doch hat er sich ahnend diese »Erdscheibe« von einem mythischen, geheimnisvollen »Okeanos« umspült gedacht.

Und auch die »Scheibe«, die meinen Sinnen und meiner Erfahrung zugänglich ist, die das Gehirn in zwei Hemisphären – die gute und die böse – zerstückelt hat und auf der tausend leere Stellen dank dem strengen Verbot, diese Gegenden zu erforschen, mit »« überschrieben sind: auch diese Scheibe, die wir den »Menschen«

nennen, ist rings von einem geheimnisvollen Okeanos umflossen und in dieser Sphäre, diesem » « lebt der eigentliche Mensch, läßt sich ohne sie nicht denken, und aus ihr herausgerissen ist er nichts weiter als eine Art in der zoologischen Systematik: ein stupider » «, das letzte Glied in der Darwinschen Entwicklungskette.

Im Spektrum existieren außer den sichtbaren Strahlen unsichtbare ultraviolette und ultrarote, unter deren Einfluß sich die geheimsten Lebensvorgänge abspielen sollen. Und rings um die menschliche Seele ergießt sich ein Okeanos von Ultrarot und Ultraviolett, dem Menschen völlig unbekannt, kaum, daß er ihn zu ahnen vermag, aber das ist eben die Riesensphäre, in welcher der Mensch in seinem ganzen Umfang wirklich und tatsächlich lebt – aus ihr entwurzelt bleibt er ein toter Schemen, ein verrenkter Mannequin, oder ein literarisches Papiermaché-Produkt.

Das, was den Menschen vom Tier unterscheidet, ist lediglich nur dieses: daß für das Tier das Leben als solches völlig genügt und ihm Endziel ist – der Mensch jedoch hat, selbst auf der niedrigsten Stufe, eine dumpfe Ahnung, daß der Umfang des Lebens, das er durch Erfahrung kennen gelernt hat, nur einen Schein bedeutet, hinter dem das eigentliche Leben sich abwickelt.

Das Tier kennt keine Zukunft, der Mensch wächst beständig in die Zukunft hinein, er müht sich ab in sie hineinzudringen und sie zu erforschen: in dies Leben hinter dem Lebensschein, mit dem sich das Tier begnügt, versucht er sich hineinzulisten, denn er ahnt und weiß, daß dort die kostbaren Schätze aller Geheimnisse des wirklichen Lebens versteckt sind.

Und das Tier kennt keine Vergangenheit. In dunkler Ahnung errät sie der Mensch, der sich die »Krone« der Schöpfung nennt und trotz aller Analogien, die ihn mit dem Tier verbinden, doch das chaotische Bewußtsein hat, daß er den synthetischen Umfang der ganzen Tierwelt von der Amöbe bis zum Affen hinauf bedeute, und noch darüber hinaus: daß er ein Etwas sei, das außer dem Umfang des

ganzen Tierdaseins noch etwas anderes darstelle: nämlich den Ueberwert des universellen Seins, und daß er somit über das tierische Sein hinauswache.

Und in diesem dunklen, aber nichtsdestoweniger sicheren Bewußtsein, daß er – – den Ueberwert des tierischen Seins bedeute, wurzelt der Glaube, daß er nicht das endgültige Ziel noch das Ende der Schöpfung sei, im Gegenteil: ein großes Gebiet ist zu überschreiten, das ihn von dem absoluten Sein trennt.

Nur daß der Mensch sich diese Zukunft völlig falsch vorstellt. Gezwungen in der Zeit zu leben, glaubt er an diese Zukunft, als an ein Etwas, das erst nachfolgen soll, das er erst erleben wird, und inzwischen lebt er schon in dieser Zukunft, lebt in ihr und mit ihr selbst, ebenso, wie er in jedem Augenblick das »Vergangene« durchlebt, denn Zukünftiges und Vergangenes ist nur in unserem Hirn etwas Getrenntes, in Wirklichkeit ist es ein ewig Gegenwärtiges, und dieses Gegenwärtige ist uferlos.

Und nur in dieser Gegenwart, die gleichzeitig Vergangenheit und Zukunft ist, steckt die ganze »Fülle« des Lebens, dessen Umfang wir mit unserem Hirn nicht erfassen können; wir erhaschen nur kleine Ausschnitte, bunte Fetzen, sehen nur die demantnen Lichtnadeln, die man an schwülen Mittagen auf dem Seespiegel umhertanzen sieht.

Dieser Umfang des Seelenlebens: die unfaßbare, ewige Gegenwart alles Seins in meinem Sein und des heiß ersehnten Seins hinter jenem, das meine Sinne wahrnehmen, – das ist der mythische Okeanos, der die Erdscheibe in unendlichem Gewoge umspült, ohne den sich der Grieche die Erde nicht denken konnte – das ist die Sphäre des »astralen« Leibes, in welcher der neuzeitliche Okkultist den Menschen sieht, die Sphäre der »nackten Seele«, an deren Wirklichkeit der Verfasser dieses Prolegomenon zum Ewersschen Werke inbrünstig glaubt, und hier in dieser Sphäre soll man den Menschen suchen, nur muß man den gefährlichen Wagemut haben,

sich auf die unbekannten, tückischen, verderbendrohenden Fluten des Okeanos zu begeben, sich in das Gebiet des Ultrarot und Ultraviolett hineinzuwagen, um wenigstens ein Handvoll von Neuerde aus dem Unbekannten herauszustehlen.

Viel Mut gehört dazu, um in diese Sphäre einzudringen, denn der Zugang zu ihr ist durch das bürgerliche und kirchliche Gesetz streng verboten und jedem dieser waghalsigen, tollkühnen Forscher droht der schwerste Bann.

» « waren Baudelaire und Verlaine und Rimbaud, in der Hölle der Giftkammern moderten die Werke eines Barbey d'Aurevilly oder eines Villiers de l'Isle-Adam, mit dem schwersten Fluch wurde sogar »Madame Bovary« belastet, – ganze Bände müßte man anfüllen, wollte man nur die wichtigsten Werke, in denen ihre Schöpfer auf die Suche nach der menschlichen Seele ausgegangen sind, anführen, die vom Bannstrahl des gesetzlichen Interdikts getroffen wurden – und dasselbe Schicksal trifft das Werk eines der Mutigsten unter den deutschen Künstlern: Hanns Heinz Ewers'.

Um den Menschen zu »entdecken«, muß man den Menschen aufsuchen, der sich in keine zoologische Systematik einreihen läßt, den Menschen in seiner ganzen Lebenssphäre, von der uns nur ein winziger Ausschnitt als ζῶον πολιτικόν des Aristoteles, oder der Ueberaffe: » « im Linnéschen System bekannt ist, man muß eben in die Sphäre des Ultrapurpurs und des Ultravioletts hinabtauchen, um hier den »Menschen« zu finden. Hier suchte man ihn tastend und unbewußt schon im Mittelalter, als die Menschheit im unerhörten Ueberschwang sich über die Grenzen des Empirischen hinüberhob und in die Sphäre, die sie von der Gottheit trennte, bereits siegreich einzudringen schien.

Nach dem Menschen suchten die Hagiographen, die naiven Biographen der »Heiligen« und mit nicht geringerem Fleiß und Erforschungsdrang fahndeten nach ihm die »Diabologen«, die mit unermüdlichem Eifer und verwegener Wachsamkeit und Hinterlist

das Gebiet der menschlichen Seele zu erforschen trachteten, das jenseits des Erfahrungsdaseins liegt, zu dem sich der Mensch mit wilder Gier hinsehnt, und dessen sicherste »Anamnese« er in sich trägt – und zwar nicht die »Anamnese« des tierischen Daseins – Blödsinn! – aber das sichere Wissen um jene Macht, die den Menschen weit über das Tier hinauszuheben sucht, oder ihn bereits außerhalb dieser, dem Tier vorgeschriebenen Grenzen gestellt hat.

Hagiographie und Dämonologie sind gleichwertige Dokumente der ungeheuren Anstrengung des menschlichen Hirnes, den Menschen zu »entdecken«: Für die zeitgenössischen Skeptiker, Snobs, »«-Jäger vielleicht lächerliche, banale und rohe Versuche und, wie es scheint, nutzlose Kräftevergeudung in der einen oder der anderen Richtung: für einen tiefeschürfenden Geist dagegen ein erstaunliches Zeugnis dafür, wie der Mensch sich zu allen Zeiten qualvoll abmühte, auf jedwede Art in das Gebiet hineinzudringen, in dem sich das Wunder über alle Wunder vollzog, daß der Ueberaffe Mensch wurde.

Im eigentlichsten Grunde gibt es nicht den geringsten Unterschied zwischen dem Menschen, der sich in das Gebiet des Lichtpoles hineinwagt, also dem »Heiligen«, und dem »Diener des Satans«, der in die dunkelsten Abgründe der Nacht hinuntersteigt.

Der eine sowohl, wie der andere ist mit »übernatürlichen« Kräften begabt, die ihn die Grenzen des Erkennens, der engen Erfahrungssphäre überschreiten lassen; die weit über das Menschenmögliche hinausreichende Intensität der Anspannung aller Geisteskräfte, aus sich selbst herauszugehen, um in die »Zukunft« hineinzuwachsen, ist die gleiche: die gleiche Veranlagung, von Visionen des Seins vor der Geburt und des Seins nach dem Tode heimgesucht zu werden, dieselbe Gnade des unmittelbaren Verweilen-könnens in dem Gebiet des »Okeanos« – und nur in ihren Folgeerscheinungen sind die Phänomene dieser übermenschlichen Macht diametral verschieden; und deswegen wurde in dem Leben der Gesellschaft die Notwendigkeit unabwendbar, eine und dieselbe

Kraft, je nach ihren für die Gesellschaft nützlichen oder schädlichen Äußerungen verschieden zu »werten«.

Auch sonstige Analogien gibt es in Menge:

Das, was das menschliche Gehirn in Gott und Satan zerspalten hat, ist ein unzerreißbares »Eines«, dieses Eine, das noch der alttestamentarische Jahweh ist, der weit häufiger das Gesicht des rachsüchtigen, boshaften, hinterlistigen Satan zeigt als das eines gütigen Vaters, eines gerechten Gottes. Ganz dieselbe Kraft ist es, die lichte Wunder verrichtet, wie jene, die sich in der schwarzen Magie offenbart – die Nacht des Gebetes, und die einer magischen Invokation; dieselbe Kraft äußert sich in den wunderbaren Heilungen und dem Vom-Tode-auferstehen-lassen, welche mit dem » « den Zauber auf den Menschen wirft und ihn dem Siechtum verfallen läßt, oder mit Hilfe magischer Einwirkungen ihn »telepathisch« dem sicheren Tod übergibt.

» « das ist der Refrain des heiligen Gesanges, der bei den orgiastischen Kulte der Griechen gesungen wurde – »ich will, ich will rasen!« ich will mich aus den Grenzen, zwischen denen es mir erlaubt ist zu leben, herausreißen, denn ich weiß, daß ich hinter diesen engen Schranken in eine Sphäre hineingelange, in der ich mich – das weiß ich ebenso sicher – in dem vollen, unendlich großen Machtbezirk, der meiner Seele zugewiesen ward, ausleben kann.

Und dieses schrie in heiligster Ekstase die heilige Theresa mit ganz derselben Brunst, wie die satanisierte Madaleine Bavant; denselben Refrain sang der seraphische Franciscus von Assisi, als er in dem Ozean der Glückseligkeit und übermenschlichen Anspannung der geheimsten Seelenkräfte untergetaucht war, wie ihn ein Gilles de Retz in die Nacht hinausbrüllte, als er aberhunderte von Kindern in seiner über jegliches Verstehen gesteigerten Brunst Satan zum Opfer darbrachte.

Die »weiße« und »schwarze« Magie sind im Grunde ganz dasselbe, sie unterscheiden sich nur in den Mitteln, deren sich die eine oder die andere bedient und durch welche die für unser Gehirn als »gut« oder »böse« bewerteten Folgen in Erscheinung treten.

Das haben die alten Diabologen sehr gut verstanden, ein Bodinus, Grillandus und vor allen Dingen Glanvil in seinem prachtvollen Werkchen » « – tief und eindringlich bis in die innerste Wurzelverfaserung der für das menschliche Gehirn getrennten Magie und Mystik hat der letzte der Diabologen und Hagiographen zugleich, Görres diese Einheit in seinem klassischen Werk: »Die christliche Mystik« dargelegt und, ausgerüstet mit allen modernsten Errungenschaften der Wissenschaft, für die er im letzten Grunde nur ein verächtliches Hohnlächeln hat, dringt nun Ewers in die geheimsten Schächte der menschlichen Seele, in denen das Heiligste und das Infamste in seliger Umarmung ruhen, seraphische, überirdische Liebe mit der wüstesten Prostitution sich miteinander paaren, das grausigste »Verbrechen« mit einer über alles Maß hinausragenden Tugend einen burlesken Cancantanz aufführen.

Nur dieser eine Unterschied besteht zwischen dem Heiligen und dem »Magier«, ich meine den Adepten der »schwarzen« Magie, daß dasselbe Gefühl der Ueberschreitung der Norm sich in dem einen Falle als höchstes Glück und inbrünstigste Seligkeit äußert, in dem anderen aber als Schmerz, Qual und Verzweiflung und als Synthese der gesteigerten Schmerzgefühle: als Gefühl der Verdammnis.

Das Satanskind bejaht eigentlich die Macht des Gottes und seine Unantastbarkeit, weiß, daß es ein » « begeht, wenn es ihn lästert und seine Gesetze mit Füßen tritt, weiß, daß es nicht mehr erlöst werden kann und sich bedingungslos der Hölle verschrieben hat – das Satanskind glaubt an Gott und die Heiligkeit des Gesetzes und darin steckt seine ganze Tragödie und die düstere Macht, die das »Grauen« hervorruft.

Ein solcher Mensch durchbricht wissentlich das Gesetz, das für ihn denselben Wert bedeutet, wie nur für irgendeinen der »Ordentlichen«, und begeht seine verbrecherischen Taten in dem vollen Bewußtsein der Schuld, der Sühne und der Verdammnis; er zerreißt damit noch eine stärkere Nabelschnur, als die, welche das Kind an die Gebärmutter heftet – warum? weswegen?

In dieser Frage liegt auch schon die Antwort.

Der Mensch ahnt, daß um ihn herum die Sphäre des Unbekannten, Unerforschten liegt, die Sphäre, die sein eigentlichstes Sein bedeutet, und in sie hinein will er durch alle Schranken eindringen, gleichgültig welche Gesetze er dabei übertritt und gleichgültig welche unermeßlichen Qualen er auch danach erdulden sollte.

Und nirgends, in keinem noch so tief geoffenbarten Worte hat sich das Wissen um die Sphäre, die den Menschen von dem so überaus nah angrenzenden Gebiet des Absoluten trennt, so unheilschwanger ausgedrückt, wie in dem verruchten, als ein fressendes Gift der menschlichen Seele eingepflichten Versprechen:

Dieses Versprechen hat über die unglückselige Menschenbrut eine solche Hölle von Qualen, einen solchen Abgrund von Elend und Unheil gebracht, daß Gott angesichts dieses Martyriums verzagt sich die Hände wusch: Nicht Ich, Satan, mein Widersacher hat das Gehirn des Menschen mit diesem Wahnsinn umstrickt!

Und, besessen von diesem Versprechen, begann der Mensch sich über die Schranken seiner fünf Sinne hinwegzusetzen, alle Normen und Gesetze in rasender Selbstvernichtungssorgie niederzutreten, um nur in die Sphäre, die ihn von Gott trennt, hineinzugelangen.

Und in der Gluthitze dieses Verlangens entfesselten sich alle verborgenen, niegekannten tierischen Instinkte, die im Menschen eine unbewußte Synthese bilden, und ergossen sich weit über die Ufer der geheiligten Rechte und Normen und weit über jegliche

wertangebende und gesetzlich geschützte Macht jener Vernunft hinweg, die da »Ordnung und Sitte« bedeutet:

Das wurde zur Himmelfahrt und besser noch: zur Höllenfahrt des menschlichen Geschlechtes.

Die Kräfte, die der »bewußte« Mensch kannte, mit denen er nach seinem vermeintlichen Belieben schalten und walten konnte, waren viel zu armselig, um dieses Ziel zu erreichen, aber er ahnte in sich noch ganz andere Kräfte, die ab und zu über den Abgründen seiner Seele wetterleuchteten, und es galt, sich nun in den Besitz dieser kaum geahnten Kräfte zu setzen, um sie in einer gottgebärenden Tat sich austoben zu lassen.

Und nur der Satan vermochte diese Kräfte aus ihrem Versteck, aus ihrer schauerlichsten Tiefe ans Licht herauszuholen und sie in Wirksamkeit treten zu lassen:

Laßt uns also ihm zu Ehren rasen, mit ihm einen Pakt schließen und uns ihm mit Leib und Seele ergeben, und daher dies blutrünstige, schauerliche anstimmen des schauernden Grauens und Entsetzens, das zugleich zur höchsten Wollust wird.

Um diese Raserei in sich zu entfesseln, sich in den Zustand dieser Heiligen »Mania« zu versetzen, benutzte der Mensch die erdenklichsten Mittel.

Er begann, sein Fleisch durch die schauerlichsten Foltern und Martern abzutöten, versetzte sich durch freiwilliges Hungern und Dürsten in die wahnwitzigsten Delirienzustände mit ihren höllischen und himmlischen Visionen, er zerfleischte durch unmenschliche Geißelungen seinen Leib, ließ ihn keine Minute von den Torturen ausrasten, gönnte ihm keinen Schlaf, keine Ruhe – oder wieder berauschte er sich an giftigen Absuden von allen erdenklichen Giftpflanzen, mit den unglaublichsten Aphrodisiaca versetzte er sich in einen geschlechtlichen Orgasmus, der weit über das Menschliche hinausreichte, zerstörte seine Kräfte in teuflischen, blutrünstigen

Ausschweifungen, in beständigen Unzuchtsorgien, um nur jenen Zustand der Ekstase zu erreichen, wo das Leben mit dem Tode ringt, und die irrsinnige Wollust, ins unermessliche gesteigert, kein Lustgefühl mehr auslöst und zu einem Schmerz wird, der wieder selbst aufhört, als Schmerz empfunden zu werden: ein Inhalt ist nicht mehr möglich, es bleibt nur ein Gefühl, das seine Phänomenalität erlangt hat und sich allein tiefer hinabwühlt – bis zu jenem geheimnisvollen Dunkel hinab, wo aller Daseinsschmerz ruht und die mystische Wollust des schauernden Entsetzens.

Unvergleichlich hat Ewers alle diese Zustände in seinen »Teufelsjägern« dargestellt.

Hier an der Grenze des Urwesens, an der Grenze des Zusammenhanges des Ich mit dem All, an der Grenze, wo Irdisches und Transzendentes ineinanderfließen, bewegt sich das ganze Werk von Hanns Heinz Ewers.

Nur in den grössten Umrissen versuchte ich die Sphäre zu zeichnen, in die sich Ewers mit tollkühnem Wagnis hineinbegeben hat, oder vielmehr habe ich diese Umrisse, die in vielfach verschlungenen Fäden sich durch sein Werk hindurchschlängeln und sich häufig im unnützen Ballast des Allzuwirklichen verlieren, aus seinem Werk herausgeschält, um jedem, der im vollen Ernste auf die Suche nach der Menschenseele geht, einen Faden an die Hand zu geben, an dem er sich in dem reichen Ewersschen Werke orientieren kann.

Wer auf Ewers' Pfaden wandeln will, wer den Mut hat, mit ihm zusammen in dem schauerlichen Dschungel der menschlichen Seele den dunklen Fahrnissen entgegenzutreten, muß vor allen Dingen das armselige Bündel von sogenannten »ethischen« Wertungen von sich abwerfen, denn in diesem Gebiet gibt es keine Begriffe von »Gut« und »Böse« – diese Begriffe existieren nur für die »Ordentlichen« und für die »armen Teufel«, welche ihre Sündenstrafe als »gerecht« anerkennen – er darf auch keinen Staatsanwalt zur Hilfe rufen, wenn sich ihm die moralischen Borsten vor Entsetzen sträuben bei den

Dingen, die an sich weder moralisch noch unmoralisch sind, in die er und nur er allein das »Pornographische« hineinprojiziert, er darf das Ewerssche Werk nicht in die Hand nehmen, wenn er dies alles seiner erhabenen »Moralität« nicht abringen kann.

Und dieser Ewers ist ein verteufelt bissiger Hund, der sich gern an den »Ordentlichen« vergreist, er ist aber für den, der sich willig seiner Obhut übergibt, ein großer Künstler und gütiger Führer.

Es war nicht notwendig, daß ich das letztere unterstrichen habe – das Künstlerische in Ewers versteht sich von selber; nur große Künstler – Seher und Deuter – wagen sich in diese dunkelste aller dunklen Sphären hinein. Uebrigens überlasse ich die rein künstlerische Wertung des Ewersschen Werkes Anderen, ich habe es über das Künstlerische hinaus in seinem innersten Wert und Gehalt durchlebt. Und all das, was ich hier niedergelegt habe, betrachte man als »Randbemerkungen«, die sich mir beim Lesen der Werke dieses Künstlers in die Feder drängten.

München, im Oktober 1917.

St. Przybyszewski.

Mein Begräbnis

1909

Drei Tage vor meinem Tode schrieb ich eine Postkarte an die »Roten Radler«. – Ach so, diese Geschichte wollen ja auch die Berliner lesen! Die Berliner sind fein, sie sagen nicht Fahrstuhl, sondern Lift, sie sind »Gents« und beileibe keine »Herren«, und wenn sie etwas besorgen wollen, so schicken sie zum »Messenger-Boy-Institut«. Und daraus kann man schon ersehen, daß diese Geschichte nicht in Berlin passierte, denn ich schrieb meine Karte an die »Roten Radler«, weil das sehr hübsch klingt, und gar nicht an die »Messenger-Boys«, weil das ein ganz abscheuliches Wort ist. Meine Karte lautete:

»Bitte, drei Tage nach Empfang dieser Karte, mittags um zwölf Uhr, eine Kiste zum Friedhofe zu besorgen. Die Gegenwart aller Roten Radler ist dabei erforderlich. Bezahlung und nähere Instruktionen liegen auf der Kiste.« Dann Name und Adresse.

Die Roten Radler kamen pünktlich und mit ihnen kam der Herr Oberradler – in Berlin würde man sagen: der Messenger-Boy-Instituts-Vorsteher. Es war eine große lange Eierkiste, die sie holen sollten, und ich hatte mit vieler Mühe darauf gemalt: » Glas!« und » Zerbrechlich!« und » Vorsicht!« und » Nicht stürzen!«. In der alten Eierkiste lag natürlich meine Leiche, aber ich hatte den Deckel nicht zuschlagen lassen, weil ich durchaus eine »schöne Leich« sein wollte und daher aufpassen mußte, ob auch alles richtig besorgt würde. Der Oberradler nahm zuerst das Geld, das ich auf den Deckel gelegt hatte, und zählte es nach. »Fünfundvierzig Rote Radler«, sagte er, »für zwei Stunden – es stimmt!«

Er steckte das Geld in die Tasche und las nun meine Instruktion. »Nein,« sagte er dann, »das geht nicht! – das ist nicht unser

Geschäft.« Ich machte meine Stimme recht dumpf und antwortete aus der Kiste: » Die Roten Radler besorgen alles!«

Der Herr Oberradler wußte nicht recht, wer da gesprochen hatte, er kratzte sich an der Nase. »Meinetwegen,« sagte er, »meinetwegen!« Sein Gewissen schlug ihm; in all seinen Ankündigungen hieß es ausdrücklich: Die Roten Radler besorgen alles.

Einer der Jungen wollte den Deckel zunageln, aber der Oberradler wies ihn zurück. »Fort!« rief er, auf den Zettel zeigend. »Hier heißt es ausdrücklich: der Deckel soll offen bleiben.« – Der Mann gefiel mir; nun er einmal die Besorgung angenommen, wich er um keinen Buchstaben von meiner Instruktion ab, die er noch einmal genau durchlas.

»Wir sprechen jetzt ein kurzes Gebet,« sagte er. »Wer von euch kennt ein kurzes Gebet!«

Aber keiner der Roten Radler kannte ein kurzes Gebet.

»Weiß vielleicht einer ein langes!« Aber ein langes kannten sie erst recht nicht.

»Die Roten Radler besorgen alles!« sagte ich hohl aus meiner Kiste.

Der Oberradler sah sich um –

»Aber natürlich!« rief er schnell. »Das wäre noch schöner, wenn die Roten Radler nicht einmal beten könnten!« Er wandte sich an den allerkleinsten: »Fritz, du weißt doch sicher ein Gebet!«

»Ein Gebet wüßte ich schon,« meinte der Knirps, »– aber nicht ordentlich –«

»Darauf kommt's nicht an!« unterbrach ihn der Oberradler. »Ob man nun ordentlich betet oder unordentlich – – die Hauptsache ist, daß

man eben betet! – Also sprich dein Gebet – und alle sprechen laut mit!«

Fritz betete, und die anderen schrien mit, so laut sie konnten:

»Lieber Herr Jesus, sei unser Gast Und segne, was du uns bescheret hast!«

»A–men!« sagte der Herr Oberradler salbungsvoll. – »Das ist ein ganz ausgezeichnetes Gebet – merkt es euch alle für künftige Gelegenheiten.«

Dann traf er, immer meiner Instruktion gemäß, seine Anordnungen. Die Eierkiste wurde auf ein Transport-Dreirad geladen, das der stärkste Junge fuhr; Fritz mußte sich obendrauf setzen, damit der Deckel nicht herunterfiel. Alle die Roten Radler sprangen auf ihre Räder, und so schnell sie konnten ging es nun durch die Straßen. Die Leute freuten sich über den flotten Zug der Roten Radler, und ich dachte in meiner Kiste, daß es doch ein ganz ander Ding sei, so vergnügt zum Kirchhof zu fliegen, als langsam in der schwarzen Trauerkalesche mit gräßlichen Leichenbittern daher zu trotten.

In zwanzig Minuten schon waren wir draußen. Alle stellten ihre Räder an die Gittertüre, die vier Stärksten nahmen vorsichtig die Eierkiste auf. Der Herr Oberradler sah in meiner Instruktion nach und befahl: »Zweiter Querweg, achter Seitengang, links vom Hauptwege! Auf der rechten Seite! Grab Numero 48678!«

Dahin brachten sie in feierlichem Zuge die alte Eierkiste.

Das Grab war schon aufgeworfen, ein paar große Schaufeln staken in dem Erdhaufen. Ganz vorsichtig krochen einige der Roten Radler in die Grube und setzten die Kiste hinein. Dann umstellten sie in weitem Kreise das Grab.

»Jeder soll sich eine Zigarette anzünden,« befahl der Herr Oberradler. Die meisten hatten Zigaretten bei sich, den anderen bot

er sein Etui an.

»Ich kann noch nicht rauchen,« sagte Fritz. »Es macht mich –« Aber ich unterbrach ihn: »Die Roten Radler besorgen alles!«

Beleidigt blickte der Chef auf seine rote Gesellschaft. »Wer spricht da?« rief er. »Ich verbitte mir jedes unnütze Wort von euch! Selbstverständlich besorgen die Roten Radler alles! Da, Rauch Fritz! Ein Roter Radler muß so gut rauchen können wie beten!«

Fritz brannte seine Zigarette an, und alle die anderen auch.

»So,« sagte der Oberradler und sah wieder in seinen Zettel, »jetzt beginnen wir die Trauerfeierlichkeit! Wir singen – nach der Melodie der »Sänger von Finsterwalde« – gemeinsam diese Verse:

Die Roten Radler – – besorgen alles! Sie leben und sterben – – für den Beruf!«

Alle sangen, daß es schallte, und ich sang in meiner Kiste mit.

»Jetzt kommt die Leichenrede,« fuhr der Chef fort und begann: »Wir haben heute die Ehre und das große Vergnügen, zum ersten Male von Berufs wegen jemanden zur letzten Ruhe geleiten zu dürfen. Wenn auch über die sonstigen Tugenden des Verblichenen hierorts nichts weiter bekannt ist, so genügt doch die Tatsache seiner letzten Verfügungen, ihm im Herzen aller Roten Radler einen bleibenden Denkstein zu setzen – zu zwei Mark fünfundvierzig die Stunde. Aus diesem Grunde laßt uns alle einstimmen in den Ruf: Unser freundlicher Gönner weiland der selig Verblichene – hurra, hurra, hurra!«

Und die Roten Radler brüllten: »Hurra, hurra, hurra!«

»Sehr gut,« sagte der Oberradler, während ich in meiner Kiste dankbar klatschte. »Zum Schlüsse singen wir nun das Lieblingslied des im Herrn Entschlafenen:

Toch-ter Zi-ons, freu-heu-heu-heu-heu-e dich; jau-hau-hau-hau-hauch-ze lau-hut Jeru-hu-hu-hu-hu-salem!«

Da erscholl aus nächster Nähe ein anderer Gesang. Dritter Querweg, achter Seitengang, links vom Hauptweg fand nämlich auch eine Beerdigung statt. Numero 48679, auf der linken Seite, also mir schräg gegenüber. Es war der Geheime Oberregierungsrat von Ehrenhaft, der da bestattet wurde, und es waren schrecklich viele Menschen dabei: Räte und Richter und Offiziere und Assessoren, alles seine Leute. Aber es war doch nur ein Begräbnis im alten Stile – ohne Rote Radler.

Der Herr Oberradler wartete höflich, bis die Leute fertig waren, und dann rief er von neuem: »Wir singen nun das Lieblingslied des Entschlafenen: Toch-ter Zi-ons, freu – – –« Aber er kam nicht weiter, drüben begann mit dröhnender Stimme ein dicker Pastor die Leichenrede.

Der Oberradler wartete wieder, fünf Minuten, zehn Minuten – aber der Pastor hörte nicht auf – mir wurde ganz schlecht dabei. Solche Reden befördern den Vorgang der organischen Zersetzung sehr wesentlich, sagte ich mir. Der Oberradler schien meine Gedanken zu teilen, er sah auf die Uhr.

Aber der Pastor redete und redete.

Schließlich dauerte es dem Herrn Oberradler zu lange – – er war ja nur für zwei Stunden bezahlt. Er kommandierte von neuem, und diesmal platzten alle fünfundvierzig Roten Radler auf einmal los: »Toch-ter Zi-ons, freu- heu-heu-heu-heu-e dich!«

Der Pastor kämpfte und wollte nicht nachgeben. Aber was ist der stimmungsgewaltigste Prediger gegen fünfundvierzig Rote Radler! Ich konstatierte mit Genugtuung, daß die Jugend siegte und die modernen Ideen, und daß die alte bürgerliche Welt beschämt das Schlachtfeld räumen mußte: der Pastor schwieg.

Nun aber gibt die Geistlichkeit nie eine Niederlage zu, das tut sie nie. Der Pastor sprach mit ein paar Herren im Zylinder, und diese sprachen wieder mit einigen Schutzleuten. Die Schutzleute setzten ihren Helm auf den Kopf und kamen zu meinem Grabe herüber. Sie redeten eifrig auf den Herrn Oberradler ein, aber der hielt stand. »Wir stehen hier in Ausübung unseres Berufs,« sagte er kalt.

»Haben Sie eine Konzession?« fragte einer der Schutzleute.

»Jawohl!« antwortete der Herr Oberradler und griff in die Tasche. »Hier ist sie! Eine amtliche Konzession für mein Institut der ›Roten Radler‹.«

»Hm!« machte der Schutzmann. »Aber eine Konzession – – für Begräbnisse?«

»Die Roten Radler besorgen alles!« erklärte der Chef stolz.

»Bravo! Bravo!« rief ich in meiner Kiste.

»Hier hat niemand Bravo zu rufen!« rief der Schutzmann. Er verlangte, daß die Roten Radler sich entfernen sollten, aber der Oberradler wollte nicht. Er sei noch nicht ganz fertig mit der Feierlichkeit, für die er nach dem Tarif bezahlt sei. Und er sei ein Ehrenmann – und sein oberstes Prinzip sei strengste Pflichterfüllung. Er provozierte die Schutzleute ordentlich.

»So ein Schlauberger!« dachte ich. »Nun wird die Sache in die Presse kommen und eine tüchtige Reklame für ihn machen!«

Die Schutzleute schrien, aber der Oberradler schrie noch viel mehr. Dann kamen langsam all die Herren des oberregierungsrätlichen Begräbnisses her und mischten sich herein, die Räte und Richter und Offiziere und Assessoren. Ganz zuletzt kam der Pastor.

Er sah die Roten Radler in ihren roten Mützen und Jacken, die Zigaretten im Munde. »Pfui!« sagte er. Dann setzte er die Brille auf

und las auf meiner Eierkiste: »Zerbrechlich!« – »Nicht stürzen!« – »Was geht hier vor?« fragte er scharf.

Es war der kleine Fritz, der ihm eine schreckliche Antwort gab. Er konnte wirklich noch nicht rauchen, und die Zigarette war ihm sehr schlecht bekommen. Er beugte sich vor, dann wieder zurück und wieder vor in schneller Bewegung – da geschah das Unglück – gerade über den guten schwarzen Rock des Herrn Pastors. Der war erst ganz sprachlos, dann aber, wie sich alle mit ihren Taschentüchern um ihn bemühten, faßte er sich und erklärte ernst: »Das übersteigt wirklich alle Grenzen. – Ich nehme daran öffentliches Aergernis.«

»Ich nehme auch öffentliches Aergernis!« stimmte ihm ein Herr mit siebenundzwanzig Orden bei.

»Wir nehmen von Amts wegen öffentliches Aergernis!« sagten die Schutzleute.

Nun wurde mir die Sache aber doch zu bunt, ich sah ein, daß ich den bedrängten Roten Radlern zu Hilfe kommen müsse. Ich stieß daher den Deckel in die Höhe, richtete mich auf und rief zornig: »Und ich, meine Herren, ich nehme an Ihrer ungebetenen Teilnahme an meinem Begräbnis meinerseits ein öffentliches Aergernis.«

Der Pastor starrte entsetzt in die Grube. – »Ist das – ein christliches Begräbnis!« stammelte er.

»Nein,« sagte ich, »das ist ein modernes Begräbnis mit Roten Radlern!«

Ich setzte mich auf meine Kiste, klemmte mein Glas ins Auge und schaute die Leute an. Ich war im Pyjama, aber da ich fürchtete kalt zu werden im Grabe, so hatte ich mir meinen Pelz mitgenommen. Und das imponierte den Herrschaften – mitten im Sommer! Ihr alter Geheimer Oberregierungsrat daneben hatte gewiß keinen an.

»Machen Sie, daß Sie wegkommen!« fuhr ich fort. »Dies Grab ist von mir bezahlt worden und gehört mir. Ich bin regelrecht gestorben und kann mich begraben lassen, wie es mir Spaß macht. Gehen Sie also! Hier in diesem Loch und in dieser Kiste bin ich Hausherr und ich rate Ihnen, keinen Hausfriedensbruch zu begehen.«

»Es ist ein Skandal!« sagte der Herr mit den Orden. »Es ist ein beispielloser Skandal!«

Dann kam der Herr Staatsanwalt. »Man muß diesen Narrenspossen ein Ende bereiten!« zischte er mich an. »Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes! Ich ersuche die Schutzleute, ihre Pflicht zu tun!«

Die Schutzleute stiegen in das Loch und legten ihre breiten Tatzen mir auf die Schulter. Aber ich sah sie scharf an und sagte: »Haben Sie denn alle Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Todes verloren!«

»Er ist gar nicht tot! Es ist ein Schwindel!« rief ein sehr mutiger Reserveleutnant.

»So?« lachte ich. »Bitte sehr!« Damit reichte ich den Schutzleuten meinen Totenschein. »Hier, überzeugen Sie sich! – Und außerdem,« fuhr ich fort, »falls Ihnen der Zettel des Bezirksarztes nicht genügen sollte, so – riechen Sie doch, alter Esel!«

Der Herr mit den Orden steckte die Nase ein wenig vor. »Pfui Teufel!« rief er dann und fuhr zurück.

»Bewahren Sie die Grenzen des Anstandes, mein Herr!« ermahnte ich ihn. »Bedenken Sie, wo Sie sind! Es ist ein glühheißer Julitag und gerade Mittag – ich bin eine Leiche – ich habe also wohl ein Recht zu stinken!«

Aber der Königliche Staatsanwalt beruhigte sich nicht. »Das geht mich gar nichts an,« meinte er, »ich sehe nur, daß hier ein grober Unfug begangen wurde. Und dieser grobe Unfug bedarf gerichtlicher

Sühne! Ich ersuche die Schutzleute, den Herrn in seine Kiste zu stecken und fortzubringen; die anderen aber bitte ich mir zu folgen!«

Die Schutzleute faßten an, ich versuchte mich zu wehren, so gut es ging. Aber sie waren viel stärker als ich, steckten mich rasch in die Kiste und trugen mich aus dem Friedhofe hinaus zu einem Wagen. Alle folgten, die Herren stiegen in die Kalesche, und die Roten Radler sprangen auf ihre Räder. Sogar die Totengräber kamen mit; ich freute mich nur, daß der Geheime Oberregierungsrat, der mich mit seinem altmodischen Leichenbegängnis so gestört hatte, nun ganz allein und verlassen dalag. Mußte der dumme Kerl sich ärgern!

Meine Kiste stand auf dem Bock, und der dicke Schutzmann saß oben darauf. Gott sei Dank konnte ich durch ein Astloch ein wenig hindurchgucken. Wir fuhren zurück in die Stadt in scharfem Trabe; dann hielten wir vor dem Gerichtsgebäude.

»Saal einundvierzig!« rief der Staatsanwalt. Die Schutzleute trugen mich in meiner Kiste dahin, alles drängte eilends nach.

Der Amtsrichter saß oben zwischen seinen Schöffen. Der Herr Staatsanwalt hielt eine lange Rede; er entschuldigte sich, daß er plötzlich die Sitzung unterbreche, aber es handele sich um eine sehr eilige, dringliche, wirklich unaufschiebbare Sache. Dann erzählte er den ganzen Vorgang.

»Der Kerl behauptet, tot zu sein,« schloß er, »und ist auch im Besitze eines regelrecht ausgestellten Totenscheines.«

Der Herr Amtsrichter ließ mich aus meiner Kiste herauskommen. »Befindet sich vielleicht ein Arzt im Publikum!« fragte er. Es kamen gleich drei heran, ein gewöhnlicher Arzt, ein Stabsarzt und ein Medizinalrat, der Vorsitzende der Landesirrenanstalt.

Sie untersuchten mich, hielten sich dabei aber ihr Taschentuch dicht unter die Nasen. Sie machten es sehr kurz: »Er ist ganz zweifellos eine Leiche!«

Ich triumphierte. »Ich werde gegen den Herrn Staatsanwalt wegen Leichenschändung vorgehen!« sagte ich.

»Einstweilen stehen Sie hier als Angeklagter!« fuhr mich der Vorsitzende an.

»Nicht zu lange mehr, lieber Herr!« antwortete ich. »Ich bin im Stadium des – –«

»Beachten Sie die Würde des Gerichts!« unterbrach er mich. »Ich werde Sie in eine Ordnungsstrafe nehmen!«

»Erlauben Sie –« rief ich.

»Schweigen Sie!« schrie er.

»Nein!« sagte ich. »Ich werde nicht schweigen. Ich habe als Preuße das Recht, meine Meinung in Wort, Schrift oder bildlicher Darstellung frei zu Äußern!«

Da lachte er. »Wir sind hier nicht in Preußen! – Und außerdem sind Sie auch kein Preuße mehr, sondern eine Leiche!«

»Ich bin kein Preuße mehr?«

»Nein!«

»Dann bin ich ein toter Preuße!«

»Und ein toter Preuße hat gar keine, aber auch nicht die allergeringsten Rechte. Das muß Ihnen doch schon Ihr gesunder Menschenverstand sagen!«

Ich dachte nach – der Mann hatte wirklich recht. Ich schwieg gekränkt.

»Sie stehen hier«, begann er wieder, »unter der Anklage des groben Unfugs, bei Erregung öffentlichen Aergernisses, der

Beamtenbeleidigung und des Widerstandes gegen die Staatsgewalt! Haben Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anzuführen!«

»Ich bin eine Leiche,« wimmerte ich ganz niedergeschlagen.

»Das ist gar keine Entschuldigung,« behauptete der Vorsitzende. »Es wäre ja noch schöner, wenn Leichen und dazu noch Preußenleichen alle möglichen Delikte unbestraft begehen könnten! Im Gegenteil ist zu sagen, daß gerade Leichen sich eines äußerst ruhigen und gesitteten Betragens zu befleißigen haben, sie sollen gewissermaßen den Lebenden ein leuchtendes Beispiel für alle Bürgertugenden sein. Als weiland Preuße aber sollte Ihnen der Spruch bekannt sein, daß die Ruhe die erste Bürgerpflicht ist! Und das gilt in allererster Linie von sogenannten Leichen. Der Fall ist geradezu unerhört, daß sich ein verstorbenes Individuum dagegen empört hätte, und mir, offen gestanden, in meiner langjährigen Praxis überhaupt noch nicht vorgekommen. – Sind Sie vorbestraft?«

»Ja,« gestand ich, »siebzehnmal. Wegen Beleidigung, wegen Zweikampfes, wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften – und außerdem wegen all der Delikte, derenthalben ich jetzt hier stehe!«

»Also rückfällig!« betonte er. »Und Sie scheinen immer noch nicht Ruhe geben zu wollen!«

»Ich war immer unschuldig,« stammelte ich.

»Immer unschuldig!« höhnte der Amtsrichter. »Kann ich mir denken. – Gestehen Sie die jetzt von Ihnen begangenen Delikte ein? Oder wollen Sie, daß ich die Zeugen vernehme!«

Da platzte ich los: »Das ist mir alles ganz egal, lassen Sie mich in Ruhe! Ich bin eine Leiche, und Sie sind ein Dummkopf, und alle Ihre Zeugen sind auch Dummköpfe!«

Der Vorsitzende schnappte nach Luft, aber ehe er noch ein Wort sagen konnte, erhob sich der Staatsanwalt: »Ich stelle den Antrag,

den Inkulpaten zur Beobachtung seines Geisteszustandes auf sechs Wochen der Landesirrenanstalt zu überweisen!«

Da trat schnell der Medizinalrat, der Direktor dieses Instituts, vor und erklärte: »Die Landesirrenanstalt muß unter den obwaltenden Umständen die Internierung des Angeklagten auf sechs Wochen ablehnen, ich kann durchaus keine Garantie dafür übernehmen – daß er sich so lange hält!«

Es trat eine kleine Pause ein; dann fragte einer der Schöffen: »Ja – aber was fangen wir dann mit ihm an?«

»Wir werden ihn in eine Geldstrafe nehmen!« sagte der Amtsrichter.

»Das wird Ihnen nichts nützen,« bemerkte ich, »ich bin tot und habe jetzt ebensowenig Geld wie im Leben. Meine letzte Barschaft habe ich für ein menschenwürdiges Begräbnis ausgegeben!« – Der Chef der Roten Radler machte mir eine Verbeugung.

»Dann muß man ihn – im Nichtbeitreibungsfalle – eben einstecken!« warf der Staatsanwalt ein.

»Aber die Gefängnisverwaltung wird ebensowenig Leichen annehmen wie die Landesirrenanstalt!« wandte der Vorsitzende ein. Er war ganz trostlos.

Schon glaubte ich triumphieren zu können, als sich plötzlich der salbungsvolle Pastor vorschob. »Erlauben Sie mir, einen bescheidenen Vorschlag zu machen, meine Herren!« sagte er. »Ich glaube, es wird das beste sein, wenn wir die Leiche des – Herrn Angeklagten – christlich bestatten – –«

»Ich will nicht christlich bestattet werden!« schrie ich wild.

Aber der Pastor achtete gar nicht auf mich. – »Also christlich – und gut bürgerlich bestatten!« fuhr er fort. »Ich glaube, das wird einerseits die Milde und Würde des Gerichts bei allen anständig

denkenden Menschen in das rechte Licht setzen, andererseits aber auch bei dem bedauernswert verwirrten Geiste des Herrn Angeklagten gewissermaßen wie eine Strafe wirken. Dazu glaube ich die Garantie übernehmen zu dürfen, daß eine auf diese Weise beerdigte Leiche sich in Zukunft durchaus ruhig und still verhalten und somit den hohen Behörden weiterhin zu einem notwendigen Eingreifen keinerlei Veranlassung mehr geben wird.«

»Sehr gut! Sehr gut!« nickte der Herr Vorsitzende. Und der Staatsanwalt nickte und die beiden Schöffen nickten – alle nickten.

Ich schrie, tobte, ich wandte mich in meiner Verzweiflung an den Herrn Oberradler. Aber der zuckte mit den Schultern. »Es tut mir sehr leid,« sagte er, »wir sind nur für zwei Stunden bezahlt, und die sind abgelaufen. – Die Roten Radler besorgen alles – das ist unser oberstes Geschäftsprinzip. Aber: – nur gegen Bezahlung!«

Kein Mensch hatte Mitleid mit mir.

Ich wehrte mich, so gut es gehen konnte – aber ich wurde schnell überwältigt. Sie steckten mich in einen schwarzen Sarg und trugen mich hinaus. Und der Pastor hielt mir – umsonst – eine Leichenrede. Ich weiß nicht, was er sagte, ich stopfte mir die Ohren zu –

Die brutale Gewalt hat gesiegt. – Was nutzt es mir nun daß ich mich jedesmal dreimal herumdrehe, wenn ein Staatsanwalt vorbeikommt oder ein Amtsrichter?

Die Tomatensauce



Das erste Mal: vor fünf Wochen bei der Corrida, als der schwarze Stier von Miura den kleinen Quinito durch den Arm stieß – –

Und wieder am nächsten Sonntage und am folgenden – – bei jedem Stierkampfe traf ich ihn. Ich saß vorne, unten in der ersten Reihe, um Aufnahmen zu machen; sein Abonnementsplatz war neben dem meinen. Ein kleiner Mann, in rundem Hütchen und schwarzem englischen Pfaffenrock. Blaß, bartlos, eine goldene Brille auf der Nase. Und noch etwas ihm fehlten die Augenwimpern.

Gleich wurde ich aufmerksam auf ihn. Als der erste Stier den braunen Klepper auf die Hörner nahm und der lange Picador schwerfällig herabfiel. Als die Schindmähre mühsam vom Boden aufsprang, davontrabte mit aufgerissenem Leibe, hineintrat, mit den Beinen sich verwickelte in die eigenen blutigen Eingeweide, die lang herunterhingen und über den Sand schleiften. Da hörte ich neben mir einen leichten Seufzer – so einen Seufzer – – der Befriedigung.

Wir saßen den Nachmittag zusammen, sprachen aber kein Wort. Das hübsche Spiel der Banderilleros interessierte ihn wenig. Aber wenn der Espada seine Klinge dem Stier in den Nacken stieß, daß der Griff wie ein Kreuz sich über den mächtigen Hörnern erhob, dann griff er mit den Händen nach der Rampe, bog sich weit hinüber. Und die Garocha – das war ihm die Hauptsache. Wenn das Blut in armdickem Strahle aus der Brust des Gaules herausspritzte, oder wenn ein Chulo dem tödlich verwundeten Tiere mit dem kurzen Dolche den Gnadenstoß in das Hirn gab, wenn der rasende Stier die Pferdekadaver in der Arena zerfetzte, mit den Hörnern in den Leibern herumwühlte – – – dann rieb sich dieser Mann leise die Hände.

Einmal fragte ich ihn:

»Sie sind ein warmer Anhänger des Stierkampfes – – ein «

Er nickte, aber sprach kein Wort; er wollte im Schauen nicht gestört sein.

– – – Granada ist nicht so groß, so erfuhr ich bald seinen Namen. Er war der Geistliche der kleinen englischen Kolonie; seine Landsleute nannten ihn stets den »Popen«. Man nahm ihn augenblicklich nicht für voll, niemand verkehrte mit ihm.

An einem Mittwoch besuchte ich den Hahnenkampf. Ein kleines Amphitheater, kreisrund, mit aufsteigenden Bänken. In der Mitte die Arena, gerade unter dem Oberlicht. Pöbelgeruch. Kreischen und Speien – – – es gehört ein Entschluß dazu, da hineinzugehen. Zwei Hähne werden hineingebracht, sie sehen aus wie Hühner, da man Kamm und Schwanzfedern ihnen abgeschnitten. Sie werden gewogen, dann aus den Käfigen genommen. Und sie fahren aufeinander los, ohne Besinnen. Die Federn stäuben umher: immer wieder fliegen die beiden Tiere aufeinander, zerfleischen sich mit den Schnäbeln und Sporen – – ohne einen Laut. Nur das Menschenvieh ringsumher johlt und schreit, wettet und lärmt. Ah, der Gelbe hat dem Weißen ein Auge ausgehackt, pickt es vom Boden auf und frißt es! Die Köpfe und Hälse der Tiere, längst zerpfückt, wiegen sich wie rote Schlangen auf den Leibern. Keinen Augenblick lassen sie voneinander, purpurn färben sich die Federn; kaum erkennt man die Formen mehr, wie zwei blutige Klumpen zerhacken sich die Vögel. Der Gelbe hat beide Augen verloren, er hackt blind in der Luft herum und in jeder Sekunde fährt der Schnabel des andern scharf auf seinen Kopf. Endlich sinkt er um; ohne Widerstand, ohne einen Schmerzensschrei erlaubt er dem Feinde, sein Werk zu vollenden. Das geht nicht so rasch; fünf, sechs Minuten noch gebraucht der Weiße dazu, selbst von hundert Sporenhieben und Bissen zu Tode ermattet.

Da sitzen sie herum, meinesgleichen, lachen über die ohnmächtigen Schnabelhiebe des Siegers, rufen ihm zu und zählen jeden neuen Biß – – der Wetten wegen.

Endlich! Dreißig Minuten, die vorgeschriebene Zeit, sind vorbei, der Kampf zu Ende. Ein Kerl erhebt sich, der Besitzer des siegenden Hahnes, hohnlachend schlägt er mit seinem Knüppel das Tier des

Gegners tot: das ist sein Vorrecht. Und man nimmt die Tiere, wäscht sie an der Pumpe und zählt die Wunden – – der Wetten wegen.

Da legt sich eine Hand auf meine Schulter.

»Wie geht's!« fragt der Pope. Seine wimperlosen Wasseraugen lächeln zufrieden hinter den breiten Gläsern.

»Nicht wahr, das gefällt Ihnen?« fährt er fort.

Ich wußte im Augenblick nicht, meinte er das im Ernst? Seine Frage schien mir so maßlos beleidigend, daß ich ihn anstarrte, ohne eine Antwort zu geben.

Aber er mißverstand mein Schweigen, nahm es für Zustimmung; so überzeugt war er.

»Ja,« sagte er ruhig und ganz langsam, » es ist ein Genuß.«

Wir wurden auseinander gedrängt, man brachte neue Hähne in die Arena.

– – An dem Abende war ich beim englischen Konsul zum Tee geladen. Ich war pünktlich, der erste der Gäste.

Ich begrüßte ihn und seine alte Mutter, da rief er:

»Ich bin froh, daß Sie so früh kommen, ich möchte ein paar Worte mit Ihnen sprechen.«

»Ich stehe ganz zur Verfügung,« lachte ich.

Der Konsul zog mir einen Schaukelstuhl heran, dann sagte er merkwürdig ernst:

»Ich bin weit davon entfernt, Ihnen Vorschriften zu machen, lieber Herr! Aber wenn Sie die Absicht haben sollten, länger hier zu bleiben und in der Gesellschaft, nicht nur in der englischen Kolonie zu

verkehren, so möchte ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben.«

Ich war gespannt, wo er hinaus wollte.

»Und der wäre!« fragte ich.

»Sie sind öfters mit unserem Geistlichen gesehen worden – –« fuhr er fort.

»Verzeihung!« unterbrach ich ihn. »Ich kenne ihn sehr wenig. Heute nachmittag hat er zum erstenmal einige Worte mit mir gewechselt.«

»Um so besser!« erwiderte der Konsul. »Ich möchte Ihnen also raten, diesen Verkehr, wenigstens öffentlich, so viel wie möglich zu meiden.«

»Ich danke Ihnen, Herr Konsul,« sagte ich, »Ist es indiskret, nach den Gründen zu fragen!«

»Ich bin Ihnen wohl eine Erklärung schuldig,« antwortete er, »obwohl ich nicht weiß, ob sie Sie befriedigen wird. Der Pope – Sie wissen, daß man ihm diesen Spitznamen gab!«

Ich nickte.

»Nun gut,« fuhr er fort, »der Pope ist einmal in der Gesellschaft verfemt. Er besucht regelmäßig die Stierkämpfe, – – das ginge noch – – verabsäumt nicht einen einzigen Hahnenkampf, kurz, er hat Passionen, die ihn in der Tat unter Europäern unmöglich machen.«

»Aber, Herr Konsul,« rief ich, »wenn man ihn deshalb so sehr verurteilt, aus welchem Grunde läßt man ihn dann in seinem, doch gewiß ehrenvollen Amte!«

»Immerhin – es ist ein Reverend,« sagte die alte Dame. »Und dazu kommt,« bestätigte der Konsul, »daß er niemals seit den zwanzig

Jahren, die er hier am Orte ist, auch nur den leisesten greifbaren Grund zur Klage gegeben hat. Endlich ist die Stelle des Geistlichen unserer winzigen Gemeinde die schlechtbezahlteste auf dem ganzen Kontinent – – wir würden so leicht keinen Ersatz finden.«

»So sind Sie also mit seinen Predigten doch zufrieden,« wandte ich mich an die Mutter des Konsuls und gab mir Mühe, ein etwas malitiöses Lächeln zu unterdrücken.

Die alte Dame richtete sich im Sessel auf.

»Ich würde ihm nie erlauben, auch nur ein einziges eigenes Wort in der Kirche zu sprechen,« sagte sie sehr bestimmt. »Er liest Sonntag für Sonntag einen Text aus Dean Harleys Predigtbuch.«

Die Antwort verwirrte mich etwas, ich schwieg.

»Uebrigens«, begann der Konsul wieder, »wäre es ungerecht, nicht auch eine gute Seite des Popen zu erwähnen. Er hat ein nicht unbeträchtliches Vermögen, dessen Renten er ausschließlich zu wohltätigen Zwecken verausgabt, während er selbst, von seinen unglücklichen Passionen abgesehen, außerordentlich bescheiden, ja dürftig lebt.«

»Eine nette Wohltätigkeit!« unterbrach ihn seine Mutter. »Wen unterstützt er denn! Verwundete Toreadores und ihre Familien, oder gar die Opfer einer Salsa.«

»Einer – was!« fragte ich.

»Meine Mutter spricht von einer › Salsa de Tomates‹, erläuterte der Konsul.

»Einer – – Tomatensauce!« wiederholte ich. »Der Pope unterstützt die – – Opfer einer Tomatensauce!«

Der Konsul lachte kurz auf. Dayn sagte er sehr ernst:

»Sie haben nie von einer solchen Salsa gehört! – Es handelt sich um eine uralte, furchtbare Sitte in Andalusien, die trotz aller Strafen der Kirche und des Richters leider immer noch besteht. Seitdem ich Konsul bin, hat zweimal nachweislich eine Salsa in Granada stattgefunden; die nähern Umstände hat man aber auch da nicht erfahren, da die Beteiligten trotz der in spanischen Gefängnissen üblichen schlagenden Ermahnungen sich lieber die Zunge abbissen, als ein Wörtchen zu erzählen. Ich könnte daher nur Ungenaues, vielleicht Falsches berichten; lassen Sie sich darüber von dem Popen erzählen, wenn Sie dies schaurige Geheimnis interessiert. Denn er gilt – ohne daß man es ihm beweisen kann – als ein Anhänger dieser entsetzlichen Greuel, und dieser Verdacht ist es hauptsächlich, weshalb man ihm aus dem Wege geht!«

– – Ein paar Gäste traten ein; unser Gespräch wurde unterbrochen.

Am nächsten Sonntag brachte ich zum Stierkampfe dem Popen ein paar besonders gut gelungene Photos der letzten Corrida mit. Ich wollte sie ihm zum Geschenk machen, aber er warf nicht einmal einen Blick darauf.

»Entschuldigen Sie,« sagte er, »aber das interessiert mich gar nicht.«

Ich machte ein verdutztes Gesicht.

»Oh, ich wollte Sie nicht verletzen!« lenkte er ein. »Sehen Sie, es ist nur die rote Farbe, die rote Blutfarbe, die ich liebe.«

Es klang beinahe poetisch, wie dieser bleiche Asket das sprach: » die rote Blutfarbe«.

Aber wir kamen in ein Gespräch. Und mitten drin fragte ich ihn, ganz unvermittelt: »Ich möchte gern eine Salsa sehen. Wollen Sie mich nicht einmal mitnehmen!«

Er schwieg, die bleichen zersprungenen Lippen bebten.

Dann fragte er: »Eine Salsa! – – Wissen Sie, was das ist!«

Ich log: »Natürlich!«

Er starrte mich wieder an, da fielen seine Blicke auf die alten Schmissee auf meiner Wange und Stirne.

Und als ob diese Zeichen kindischen Blutvergießens ein geheimer Freipaß wären, strich er leicht mit dem Finger darüber und sagte feierlich:

»Ich werde Sie mitnehmen!«

Ein paar Wochen später klopfte es eines Abends an meiner Türe, so gegen neun Uhr. Ehe ich »herein« rufen konnte, trat der Pope ein.

»Ich komme Sie abzuholen,« sagte er.

»Wozu?« fragte ich.

»Sie wissen ja,« drängte er. »Sind Sie bereit!«

Ich erhob mich.

»Sofort!« rief ich. »Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten!«

»Danke, ich rauche nicht.«

»Ein Glas Wein!«

»Danke, ich trinke ebenso wenig. Bitte, beeilen Sie sich doch!«

Ich nahm meinen Hut und folgte ihm die Treppen hinab in die Mondnacht. Schweigend gingen wir durch die Straßen, den Genil entlang unter rotblühenden Pyrrhusbäumen. Wir bogen links ein, stiegen hinauf auf den Mohrenberg und schritten über das Märtyrerfeld. Vor uns strahlten in warmem Silber die Schneekuppen der Sierra, rings herum aus den Hügeln brachen leichte Feuerscheine

aus den Erdhöhlen, in denen die Zigeuner hausen und anderes Volk. Wir gingen herum um das tiefe Tal der Alhambra, das ein Meer grüner Ulmen fast bis obenhin ausfüllt, vorbei, an den gewaltigen Türmen der Nassariden, dann die lange Allee uralter Zypressen durch, zum Generalife hin, und weiter hinauf zu dem Berge, von dem der letzte Fürst der Mauren, der strohblonde Boabdil, seine scheidenden Seufzer dem verlorenen Granada sandte.

Ich schaute meinen seltsamen Begleiter an. Sein Blick, nach innen gekehrt, sah nichts von all dieser nächtlichen Herrlichkeit. Wie der Mondschein auf diesen schmalen blutleeren Lippen spielte, auf diesen eingefallenen Wangen und den tiefen Löchern an den Schläfen – da kam mir das Gefühl, als müßte ich seit Ewigkeiten schon diesen schrecklichen Asketen kennen. Und plötzlich, unvermittelt, fand ich die Lösung, das war ja das Gesicht, das der grauenhafte Zurbaran seinen ekstatischen Mönchen gab!

Der Weg ging nun zwischen breitblättrigen Agaven daher, die ihre verholzten Blütenschäfte dreimannshoch in die Luft strecken. Wir hörten des Darro Brausen, der hinter dem Berge über die Felsen sprang.

Drei Kerle kamen auf uns zu, in braunem zerlumptem Mantel; sie grüßten schon von weitem meinen Begleiter.

»Wachtposten,« sagte der Pope. »Bleiben Sie hier stehen, ich will mit ihnen reden!«

Er schritt auf die Männer zu, die ihn erwartet zu haben schienen. Ich konnte nicht verstehen, was sie sprachen, doch handelte es sich augenscheinlich um meine Person. Der eine der Männer gestikulierte lebhaft, sah mich mißtrauisch an, schleuderte die Arme in der Luft herum und rief immer wieder: » .« Aber der Pope beruhigte ihn, schließlich winkte er mich heran.

» « begrüßte er mich und zog seinen Hut. Die beiden anderen Späher blieben auf ihrem Posten zurück, der dritte begleitete uns.

»Es ist der Patron, sozusagen der Manager der Geschichte,« erklärte der Pope.

Nach einigen hundert Schritten kamen wir zu einer Höhlenwohnung, die sich durch nichts von den Hunderten anderer der Bergabhänge Granadas unterschied, vor dem Türloch war, wie gewöhnlich, ein kleiner Platz geebnet, von dichten Kaktushecken umgeben. Dort standen einige zwanzig Kerle herum – doch war kein Zigeuner dabei. In der Ecke brannte ein kleines Feuer zwischen zwei Steinen; darüber hing ein Kessel.

Der Pope langte in die Tasche, zog einen Duro nach dem andern heraus und gab sie unserm Begleiter.

»Die Leute sind so mißtrauisch,« sagte er, »sie nehmen nur Silber.«

Der Andalusier kauerte sich an das Feuer und prüfte jedes einzelne Geldstück. Er warf sie auf einen Stein und biß mit den Zähnen darauf. Dann zählte er – hundert Peseten.

»Soll ich ihm auch Geld geben!« fragte ich.

»Nein!« sagte der Pope. »Wetten Sie lieber, das wird Ihnen hier eine größere Sicherheit geben.«

Ich verstand ihn nicht.

»Eine größere Sicherheit!« wiederholte ich. » Wieso denn!«

Der Pope lächelte:

»Oh – – Sie machen sich dann mehr gemein und mehr – schuldig mit diesen Heuten!«

»Sagen Sie mal, Reverend,« rief ich, »weshalb wetten Sie dann nicht!«

Er hielt meinen Blick ruhig aus und antwortete nachlässig:

»Ich! – Ich wette niemals: das Wetten beeinträchtigt die reine Freude am Schauen.«

Inzwischen war noch ein halbes Dutzend höchst verdächtiger Gestalten gekommen, alle in das unvermeidliche braune Tuch gehüllt, das die Andalusier als Mantel benutzen.

»Worauf warten wir noch?« fragte ich einen der Leute.

»Auf den Mond, Caballero,« erwiderte er, »er muß erst untergehen.«

Dann bot er mir ein großes Glas Aguardiente an. Ich dankte, aber der Engländer schob mir das Glas in die Hand.

»Trinken Sie, trinken Sie!« drängte er, »Es ist das erstemal für Sie – vielleicht werden Sie es nötig haben!«

Auch die anderen sprachen dem Branntwein reichlich zu; doch lärmte man nicht, nur ein hastiges Geflüster, ein heiseres Tuscheln drang hinaus in die Nacht. Der Mond barg sich im Nordwesten hinter der Cortadura, man holte lange Pechfackeln aus der Höhle und brannte sie an. Dann baute man mit Steinen einen kleinen Kreis in der Mitte: das war die Arena; rings herum stieß man Löcher in den Boden und steckte die Fackeln hinein. Und in dem roten Feuerschein entkleideten sich langsam zwei Männer. Nur die ledernen Hosen behielten sie an, dann traten sie in den Kreis hinein, setzten sich einander gegenüber und kreuzten die Beine, wie die Türken tun. Nun erst bemerkte ich, daß in dem Boden zwei starke Balken wagerecht eingelassen waren, deren jeder zwei eiserne Ringe trug. Zwischen diese Ringe hatten die beiden Kerle sich hingesezt. Jemand lief in die Höhle und brachte ein paar dicke Seile mit, umschnürte den Leib der Männer und ihre Beine und band einen jeden an seinen Balken. Sie staken fest wie im Schraubstock, nur den Oberkörper konnten sie frei bewegen.

Sie saßen da, ohne ein Wort, sogen an ihren Zigaretten oder leerten die Branntweingläser, die man ihnen immer von neuem füllte. Sie

waren zweifellos schon stark betrunken, ihre Augen stierten blöde auf den Boden. Und rings herum im Kreise zwischen den qualmenden Pechfackeln lagerten sich die Männer.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein häßliches Kreischen und Knirschen, das die Ohren zerriß. Ich wandle mich um: an einem runden Schleifstein schloß jemand sorgfältig eine kleine Navaja. Er prüfte das Messer am Nagel des Daumens, legte es weg und nahm dann ein anderes.

Ich wandte mich an den Popen:

»Diese Salsa ist also eine Art – Duell!«

»Duell!« antwortete er. »O nein, es ist eine Art – Hahnenkampf!«

»Was!« rief ich. »Und aus welchem Grunde unternehmen die Männer da diese Art – Hahnenkampf! Haben sie sich beleidigt – ist es Eifersucht!«

»Keineswegs,« sagte ruhig der Engländer, »sie haben gar keinen Grund, vielleicht sind sie die besten Freunde – vielleicht kennen sie einander gar nicht. Sie wollen nur – ihren Mut beweisen. Sie wollen zeigen, daß sie hinter den Stieren und den Hähnen nicht zurückstehen.«

Die häßlichen Lippen versuchten ein kleines Lächeln, als er fortfuhr:

»So etwa – wie bei Ihren deutschen Studentenmensuren.«

Ich bin – im Auslande – immer Patriot. Das habe ich längst von den Briten gelernt: !

So antwortete ich ihm scharf:

»Reverend – der Vergleich ist albern! – Sie können das nicht beurteilen.«

»vielleicht doch,« sagte der Pope. – »Ich habe in Göttingen sehr schöne Messuren gesehen. – viel Blut, viel Blut –«

Inzwischen hatte der Patron uns zur Seite Platz genommen. Er zog ein schmutziges Notizbuch aus der Tasche und einen kleinen Bleistift.

»Wer wettet auf Bombita?« rief er.

»Ich!« – »Eine Peseta!« – »Zwei Duros!« – »Nein, Auf Lagartijillo will ich wetten!« – Die Branntweinstimmen krächzten durcheinander.

Der Pope faßte mich am Arm.

»Richten Sie Ihre Wetten so ein, daß Sie verlieren müssen,« rief er, »legen Sie lange Odds, man kann nicht vorsichtig genug sein mit der Bande.«

Ich hielt also eine ganze Reihe der angebotenen Wetten, und zwar immer drei zu eins. Da ich auf alle beide setzte, mußte ich so notwendigerweise verlieren. Während der »Manager« mit schwerfälligen Zeichen alle Wetten zu Papier brachte, reichte man die scharfgeschliffenen Navajen herum, deren Klingen etwas über zwei Zoll lang waren. Dann gab man sie zusammengeklappt den beiden Kämpfern.

»Welche willst du, Bombita Chico, mein Hähnchen!« lachte der Schleifer.

»Gib her! Gilt mir gleich!« gröhnte der Betrunkene.

»Ich will mein eigen Messer!« rief Lagartijillo.

»So gib mir meines! Ist so besser!« krächzte der andere.

Alle Wetten waren eingetragen, der »Manager« ließ den beiden noch ein großes Glas Aguardiente reichen. Sie tranken es im Zuge aus,

warfen dann die Zigaretten fort. Man gab einem jeden ein langes rotes Wolltuch, eine Gürtelbinde, die sie sich fest um den linken Unterarm und die Hand schlangen.

»Ihr könnt anfangen, kleine Burschen!« rief der Patron. »Klappt die Messer auf!«

Die Klingen der Navajen schnappten klirrend über die Zahnrädchen und hakten sich fest. Ein helles widerwärtiges Geräusch. – Aber die beiden Männer blieben ganz ruhig, keiner machte eine Bewegung.

»Fangt doch an, Tierchen!« wiederholte der Patron.

Die Kämpfer saßen unbeweglich, rührten sich nicht. Die Andalusier wurden ungeduldig:

»Faß ihn doch, Bombita, mein junger Stier: Stoß ihm das Hörnchen in den Leib!«

»Fang an, Kleiner, ich habe drei Duros auf dich gesetzt!«

»Ah, – Hähnchen wollt ihr sein! Hennen seid ihr! Hennen!«

Und der Chor gröhnte:

»Hennen! Hennen! – – Legt doch Eier! Feige Hennen seid ihr!«

Bombita Chico reckte sich hoch und stieß nach dem Gegner, der hob den linken Arm und fing den matten Stoß in dem dicken Tuche auf. Die beiden Kerle waren augenscheinlich so betrunken, daß sie kaum Herren ihrer Bewegungen waren.

»Warten Sie nur, warten Sie nur,« flüsterte der Pope.

»Warten Sie nur, bis die Leute Blut sehen!«

Die Andalusier hörten nicht auf, die beiden zu hetzen, bald mit Aufmunterungen, bald mit beißendem Spott. Und immer wieder

zischte es ihnen in die Ohren:

»Hennen seid ihr! – Legt doch Eier! – Hennen! Hennen!«

Sie stießen nun beide aufeinander, fast blindlings. In der nächsten Minute erhielt der eine einen leichten Stich an der linken Schulter.

»Brav lieber Kleiner, brav Bombita! – Zeig ihm, mein Hähnchen, daß du Sporen hast!«

Sie machten eine kleine Pause, wischten sich mit dem linken Arm den schmutzigen Schweiß von der Stirne.

»Wasser!« rief Lagartijillo.

Man reichte ihnen große Kannen, und sie tranken in langen Zügen. Man sah, wie sie sich ernüchterten. Die fast gleichgültigen Blicke wurden scharf, stechend; haßerfüllt schauten sie aufeinander.

»Bist du fertig, Henne!« krächzte der Kleine.

Statt aller Antwort stieß der andere zu, zerschnitt ihm die Wange der Länge nach. Das Blut strömte über den nackten Oberkörper.

»Ah, es fängt an, es fängt an,« murmelte der Pope.

Die Andalusier schwiegen; gierig verfolgten sie die Bewegungen des Kämpfers, auf den sie ihr Geld gesetzt. Und die beiden Menschen stießen zu, stießen zu – –

Die blanken Klingen zuckten wie silberne Funken durch den roten Fackelschein, bissen sich fest in den wollenen Schutzbinden der linken Arme. Ein großer Tropfen siedenden Pechs flog dem einen auf die Brust – – er merkte es nicht einmal.

So schnell schleuderten sie die Arme in der Luft, daß man gar nicht sehen konnte, ob einer getroffen war. Nur die blutigen Rinnen, die

überall auf den Körpern sich zeigten, zeugten von immer neuen Rissen und Stichen.

»Halt! Halt!« schrie der Patron.

Die Kerle stießen weiter.

»Halt! Bombitas Klinge ist gebrochen!« rief er wieder, »Trennt sie!«

Zwei Andalusier sprangen auf, nahmen eine alte Tür, auf der sie saßen, und warfen sie roh zwischen die Kämpfer, richteten sie dann hoch, daß sie einander nicht mehr sehen konnten.

»Gebt die Messer her, Tierchen!« rief der Patron. Die beiden gehorchten willig.

Sein scharfes Auge hatte recht gesehen; Bombitas Klinge war in der Mitte gebrochen. Er hatte seinem Gegner die ganze Ohrmuschel durchstoßen, an dem harten Schädel war die Klinge zersprungen.

Man gab jedem ein Glas Brantwein, dann reichte man Ihnen neue Messer und hob die Tür weg.

Und dieses Mal fuhren sie aufeinander los wie zwei Hähne, ohne Besinnen, blindwütend. Stich um Stich – –

Die braunen Leiber färbten sich purpurn, aus Dutzenden von Wunden rann das Blut, von der Stirne des kleinen Bombita hing ein brauner Hautlappen herab, feuchte Strähne des schwarzen Haares leckten in die Wunde. Sein Messer verfang sich in der Schutzbinde des Gegners, derweil stieß ihm der andere zwei-, dreimal die Navaja tief in den Nacken.

»Wirf die Binde weg, wenn du Mut hast!« schrie der Kleine und riß sich selbst mit den Zähnen das Tuch vom linken Arm.

Lagartijillo zögerte einen Augenblick, dann folgte er dem Beispiel. Unwillkürlich parierten sie nach wie vor mit den linken Armen, die in wenigen Minuten völlig zerfleischt waren.

Wieder brach eine Klinge, wieder trennte man sie mit der morschen Tür; reichte ihnen neue Messer und Branntwein.

»Stoß ihn, Lagartijillo, mein starkes Stierchen, stoß ihn!« rief einer der Männer. »Reiß ihm die Eingeweide aus, dem alten Klepper!«

Der Angerufene gab, unerwartet, in dem Augenblick, als man die Türe wegzog, seinem Gegner von unten her einen furchtbaren Stoß in den Bauch und riß seitlich die Klinge hinauf. Wirklich quoll die ekelhafte Masse der Eingeweide aus der langen Wunde. Und dann, von oben her, stieß er blitzschnell wieder, traf ihn unter dem linken Schultergelenk und zerschnitt die große Ader, die den Arm ernährt.

Bombita schrie auf, bog sich zusammen, während ein armdicker Blutstrahl aus der Wunde spritzte, dem anderen mitten ins Gesicht. Es hatte den Anschein, als ob er ermattet umsinken wolle; doch plötzlich richtete er noch einmal die breite Brust in die Höhe, hob den Arm und stieß auf den blutgeblendeten Feind. Und er traf ihn, zwischen zwei Rippen durch, mitten ins Herz.

Lagartijillo schlug mit beiden Armen in die Luft, das Messer entfiel der rechten Hand. Leblos sank der mächtige Körper nach vorn über die Beine hin.

Und als ob dieser Anblick dem sterbenden Bombita, dessen entsetzlicher Blutstrahl in breitem Bogen auf den toten Gegner spritzte, neue Kräfte verleihe, stieß er wie ein Wahnsinniger immer, immer wieder den gierigen Stahl in den blutigen Rücken.

»Hör' auf, Bombita, tapferer Kleiner, du hast gesiegt!« sagte ruhig der Patron.

Da geschah das Schrecklichste. Bombita Chico, dessen letzter Lebenssaft den Besiegten in ein feuchtes, rotes Leichentuch hüllte, stützte sich mit beiden Händen fest auf den Boden und hob sich hoch, so hoch, daß aus dem handbreiten Riß an feinem Leibe die Fülle der gelben Eingeweide wie eine Brut ekelhafter Schlangen weit hinauskroch. Er reckte den Hals, reckte den Kopf, und durch das tiefe Schweigen der Nacht erscholl sein triumphierendes

» Kikeri-ki!!«

Dann sank er zusammen: das war sein letzter Gruß an das Leben – –

Es war, als ob sich plötzlich ein roter Blutnebel um meine Sinne legte; ich sah, hörte nichts mehr; ich versank in ein purpurnes, unergründlich tiefes Meer. Blut drang mir in Ohren und Nase, ich wollte schreien, aber wie ich den Mund öffnete, füllte er sich mit dickem warmem Blute. Ich erstickte fast – aber schlimmer, viel schlimmer war dieser süße, gräßliche Blutgeschmack auf meiner Zunge. Dann fühlte ich irgendwo einen stechenden Schmerz – doch dauerte es eine unendliche Zeit, bis ich wußte, wo es mich schmerzte. Ich biß auf etwas, und das, worauf ich biß, das schmerzte so. Mit einer ungeheueren Anstrengung riß ich die Zähne voneinander.

Wie ich den Finger aus dem Munde zog, erwachte ich. Bis zur Wurzel hatte ich während des Kampfes den Nagel abgenagt und nun in das unbeschützte Fleisch gebissen.

Der Andalusier faßte mich am Knie. »Wollen Sie Ihre Wetten erledigen, Caballero?« fragte er. Ich nickte; dann rechnete er mit vielen Worten vor, was ich verloren und gewonnen hätte. Alle die Männer umdrängten uns – keiner bekümmerte sich um die Leichen.

–

Erst das Geld! Das Geld!

Ich gab dem Manne eine Handvoll und bat ihn, die Sache zu ordnen. Er rechnete und setzte sich unter heiserem Schreien mit jedem einzelnen auseinander.

»Nicht genug, Caballero!« sagte er endlich. Ich fühlte, daß er mich betrog, aber ich fragte ihn, wieviel ich noch zu zahlen habe, und gab ihm das Geld.

Als er sah, daß ich noch mehr in der Tasche hatte, fragte er:
»Caballero, wollen Sie nicht das Messerchen des kleinen Bombita kaufen? Es bringt Glück, viel Glück!«

Ich erstand die Navaja für einen lächerlichen Preis. Der Andalusier schob sie mir in die Tasche.

Nun achtete niemand mehr auf mich. Ich stand auf und ging taumelnd In die Nacht hinaus. Mein Zeigefinger schmerzte, ich wand fest das Taschentuch herum. In langen, tiefen Zügen trank ich die frische Nachtluft.

»Caballero!« rief jemand, »Caballero!« Ich wandte mich um. Einer der Männer kam auf mich zu.

»Der Patron schickt mich, Caballero,« sagte er, »wollen Sie nicht Ihren Freund mit nach Hause nehmen!«

Ach ja – der Pope! Der Pope! – Während all der Zeit hatte ich ihn nicht gesehen, nicht gedacht an ihn!

Ich ging wieder zurück, bog durch die Kaktushecken. Noch immer lagen die blutigen Massen angefesselt am Boden. Und darüber bog sich der Pope, streichelte mit schmeichelnden Händen die jämmerlich zerfetzten Leiber. – Aber ich sah wohl, daß er das Blut nicht berührte – – o nein! Nur in der Luft bewegten sich hin und wieder seine Hände.

Und ich sah, daß es zarte, feine Frauenhände waren – –

Seine Lippen bewegten sich: »Schöne Salsa,« flüsterte er, »schöne rote Tomatensauce!«

Man mußte ihn mit Gewalt fortziehen, er wollte den Anblick nicht missen. Er lallte und tappte unsicher auf den dürren Beinen.

»Zuviel Branntwein!« lachte einer der Männer. Aber ich wußte: er hatte keinen Tropfen getrunken.

Der Patron zog seinen Hut und die anderen folgten seinem Beispiel.

» !« sagten die Männer – Als wir auf der Landstraße waren, ging der Pope gutwillig mit. Er faßte meinen Arm und murmelte:

»Oh, so viel Blut! So viel schönes rotes Blut!«

Wie ein Bleigewicht hing er an mir, mühselig schleppte ich den Berauschten der Alhambra zu. Unter dem Turme der Prinzessinnen machten wir halt, setzten uns auf einen Stein – Nach einer langen Weile sagte er langsam:

»O das Leben! Wie herrliche Genüsse schenkt uns das Leben! – Es ist eine Lust zu leben!«

Ein eiskalter Nachtwind feuchtete unsere Schläfen, mich fror. Ich hörte den Popen mit den Zähnen klappern, langsam verflog sein Blutausch.

»Wollen wir gehen, Reverend!« fragte ich.

Ich bot ihm wieder meinen Arm an.

Er dankte.

Schweigend stiegen wir zu dem schlafenden Granada hinab.

Der Spielkasten



An diesem Abende wartete ich lange genug auf Edgar Widerhold. Ich lag im Longchair, der Boy bewegte hinter mir langsam den Fächer. Der Alte hat tamilische Boys, die ihm gefolgt sind hierher vor mancher Zeit. Und deren Söhne und Enkel. Seine Boys sind gut; sie wissen, wie man uns bedienen soll.

»Geh, Dewla, sag deinem Herrn, daß ich warte.«

»Atja, Sahib.« Lautlos glitt er weg. Ich lag auf der Terrasse, träumte hinaus auf den Hellen Strom. Seit einer Stunde waren die wochenalten Wolken zerflossen. Seit einer Stunde fiel kein lauer Regen mehr. Und die Abendsonne warf breite Streifen in die violetten Nebel von Tonkin.

Unten schaukelten die Dschunken, erwachten wieder zum Leben. Die Leute krochen heraus; mit runden Schaufeln, Wischlappen und Tamarinbenbesen warfen sie das Wasser heraus, trockneten und reinigten den Sampan. Aber keines sprach; still, unhörbar fast arbeiteten sie; kaum drang ein kleinstes Geräusch herauf zu den Blättern und Ranken. Eine große Dschunke fuhr vorbei, dicht besetzt mit Legionären. Ich winkte den Offizieren, die im Sampan lagen; sie dankten wehmütig. Hätten wohl auch lieber bei mir gesessen auf der breiten Veranda von Edgard Widerholds Bungalow, als da hinaufzufahren, tagelang, wochenlang durch den heißen Regen, hinauf zu ihrer elenden Station. – Ich zählte – wenigstens fünfzig Legionäre waren auf der Dschunke. Gewiß ein paar Irländer und Spanier, Vlamen und Schweizer – – und der Rest: Deutsche. Wer mag dabei sein! Reine Wassertrinker, aber Jungen, an denen Tilly und der tolle Christian seine Freude gehabt. Sicher sind Brandstifter darunter, Räuber und Mörder – was will man besseres zum Kriegt! Die verstehen ihr Handwerk, das mag man glauben. Und dann die, die von oben kommen, die, die verschwinden aus der Gesellschaft, untertauchen in die trüben Fluten der Legion. Pfarrer und Professoren, Hochadel und Offiziere. Fiel doch ein Bischof beim Sturme auf Aïn-Souf und wie lange ist's her, daß ein deutsches

Kriegsschiff von Algier die Leiche eines anderen Legionärs abholte und ihr alle Ehren erwies – eines königlichen Prinzen!

Ich beuge mich über die Brüstung: » !« Und sie rufen zurück, brüllen laut aus schleimigen Trinkerkehlen: » !« Sie haben ihr Vaterland verloren und die Familie, Haus, Heim, Ehre und Geld. Haben nur ein einziges, das das alles ersetzen soll: Korpsgeist – – !

Oh, ich kenne sie. Trinker und Spieler, Beschützer von Dirnen, Deserteure, aus allen Lagern entwichen. Anarchisten alle – die nicht wissen, was Anarchismus ist, die sich empörten und flohen vor irgendeinem Zwang, der unerträglich war. Verbrecher, halb und halb Kinder, kleine Hirne und große Herzen – – echte Soldaten. Landsknechte mit dem rechten Instinkt, daß Plündern und Schänden eine gute Sache sei und ihr ehrlich Handwerk – denn zum Torschlagen sind sie geworben, und wer das Große darf, dem ist auch das Kleine erlaubt. Abenteuerer, die zu spät in diese Welt kamen, diese Welt von heute, die Individuen verlangt, stark genug, ihre eigenen Wege zu schlagen. Ein jeder von ihnen ist zu schwach dazu, ist zusammengebrochen mitten im Dickicht, kann nicht weiter. Vom breiten Weg riß ihn längst ein flackernd Irrlicht und den eigenen Weg konnte er nicht gehen – – irgendwo fehlte es, er weiß nicht wo. Jeder ist gescheitert, eine elende, hilflose Planke. Aber sie finden sich, schließen sich, bilden ein großes, stolzes Schiff: ! Sie ist Mutter und Heimat, und Ehre und Vaterland. Hör doch, wie sie schreien: » !«

Die Dschunke zieht hinaus in den Abend, nach Westen zu, wo in der zweiten Biegung der Rote Fluß sich wälzt in den hellen Strom. Dort verschwindet sie, lenkt tief in die Nebel, weit hinein in dieses Land der violetten Gifte. Aber sie fürchten nichts, diese blonden, bärtigen Männer, nicht Fieber und nicht Ruhr und noch weniger die gelben Rebellen: sie haben ja Alkohol genug und Opium und ihre guten Lebelbüchsen – was braucht man mehr! Vierzig gehen drauf vom den fünfzig, aber wer wiederkehrt, nimmt doch einen neuen Kontrakt: um den Ruhm der Legion, nicht um den Frankreichs.

– – Edgard Widerhold kam auf die Veranda.

»Sind sie vorbei!« fragte er.

»Wer!«

»Die Legionäre!« Er ging an die Brüstung und schaute auf den Fluß.
»Gott sei Dank, sie sind fort. Mag sie der Teufel holen; ich kann sie nicht sehen.«

»So!« machte ich. Ich kannte natürlich das eigentümliche Verhältnis, in dem der Alte zu der Legion stand, wie jedermann im Lande, ich wollte versuchen hinter die Gründe zu kommen. Deshalb spielte ich den Erstaunten. »So! Und doch schwärmt die ganze Legion für Sie! Es war ein Kapitän der II. Legion, der mir vor Jahren schon in Porquerolles von Ihnen erzählte: wenn ich je zum Hellen Strome käme, müßte ich Edgard Widerhold besuchen.«

»Das war Karl Hauser aus Mühlhausen.«

»Nein, es war Dufresnes.«

Der Alte seufzte: »Dufresnes, der Auvergnate! Er hat manches Glas Burgunder hier getrunken.«

»Wie alle anderen, nicht wahr! Bis vor acht Jahren plötzlich das Haus, das man > < nannte, seine Pforten sperrte und Herr Edgard Widerhold, , seinen Versorgungsplatz in Edgardhafen errichtete.«

Das war der kleine Hafenplatz von Widerholds Farm, zwei Stunden weiter unten am Flusse. Der Alte hatte es durchgesetzt, daß sogar der Poststempel »Edgardhafen« druckte und nicht »Port d'Edgard«.
– Sein Haus war der Legion verschlossen seit dieser Zeit, aber nicht sein Herz und seine Gastfreundschaft. Jede Dschunke der Legion, die vorbeikam hielt in Edgardhafen, und der Verwalter brachte ein paar Körbe Wein an Bord für Offiziere und Mannschaft. Stets lag eine Visitenkarte des Alten dabei: Herr Edgard Widerhold bedauert sehr,

die Herren Offiziere diesmal nicht empfangen zu können. Er bittet beifolgende Gabe freundlichst annehmen zu wollen und trinkt selbst auf das Wohl der Legion. Und stets antwortete der Kommandant, er danke für die freundliche Gabe und hoffe bei der Rückkehr seinen Dank dem Spender persönlich aussprechen zu können. Aber es kam nie mehr dazu, die Türe des weiten Hauses am Hellen Strome blieb der Legion verschlossen. Ein paarmal kamen Offiziere noch hin, alte Freunde, von deren trinkfrohen Stimmen oft genug die Räume gehallt hatten. Die Boys führten sie auf die Veranda, setzten ihnen die besten Weine vor – aber der Alte kam nicht zum Vorschein. So blieben sie weg; die Legion gewöhnte sich langsam an das neue Verhältnis. Schon waren so manche da, die ihn nie gesehen hatten, die nur wußten: in Edgardhafen hält man, nimmt Wein an Bord und trinkt auf das Wohl eines verrückten alten Deutschen. Jeder freute sich auf diese einzige Unterbrechung der trostlosen Regenfahrt auf dem Hellen Flusse und Edgard Widerhold war in der Legion nicht weniger beliebt als früher.

Als ich zu ihm kam, war ich der erste Deutsche, den er in Jahren gesprochen. Gesehen – o gesehen hatte er wohl manche da unten im Flusse. Ich bin überzeugt, daß der Alte hinter irgendeiner Gardine steckt und hinausschaut, jedesmal wenn eine Dschunke der Legion vorbeifährt. – Aber mit mir sprach er wieder deutsch. Ich denke, das ist der Grund, weshalb er mich festhält, immer etwas Neues erfindet, um m eine Abreise hinauszuschieben.

Der Alte ist keiner, der Hurra schreit. Er schimpft auf das Reich wie ein Rohrspatz. Uralt ist er, aber wenn er in Berlin lebte, müßte er zehnmal so alt werden, um all die Zeit abbrummen zu können, die ihm allein seine Majestätsbeleidigungen eintrügen. Bismarck beschimpft er, weil er Sachsen leben ließ und Böhmen nicht einsteckte, und den dritten Kaiser, weil er sich Helgoland aufschwätzen ließ für das ostafrikanische Reich. – Und Holland! Wir müssen Holland haben, wenn wir leben wollen, Holland und seine Sundainseln. Das muß sein, es geht nicht anders; wir krepieren, wenn's nicht gemacht wird. Dann natürlich die Adria! Oesterreich ist

ein ausgerechneter Blödsinn, eine Afferei, die jede anständige Landkarte blamiert. Uns gehören seine deutschen Länder, und da wir uns nicht die Türe vor der Nase zumachen lassen können, müssen wir auch die slawischen Brocken haben, die uns das Mittelmeer versperren, Krain und Istrien. »Hol' mich der Teufel,« schreit er, »ich weiß, daß wir da Läuse in den Pelz bekommen! Aber besser ein Pelz mit Läusen, als totfrieren – ohne Pelz!« – Heute schon fährt er unter schwarz-weißroter Flagge vom deutschen Triest zum deutschen Batavia.

Dann fragte ich: »Und die Herren Engländer?«

»Die Engländer!« schreit er. »Die Engländer halten das Maul, wenn man sie draufschlägt!«

Er liebt Frankreich und gönnt ihm den breiten Platz an der Sonne; aber die Engländer haßt er.

Das ist so mit ihm. Wenn ein Deutscher Gift und Galle spuckt Über Kaiser und Reich, freut er sich und schimpft mit. Wenn ein Franzose Witze macht über uns, so lacht er, doch er revanchiert sich gleich und erzählt die neuesten Dummheiten des Gouverneurs in Saigon. Wenn aber ein Engländer es wagt, über unseren albernsten Konsul die harmloseste Bemerkung zu machen, wird er wütend. Das war der Grund, weshalb er einst weg mußte von Indien. Ich weiß nicht, was der englische Oberst sagte, aber ich weiß, daß Edgard Widerhold die Reitpeitsche nahm und ihm ein Auge ausschlug. Das ist nun schon vierzig Jahre her; es kann auch fünfzig sein oder sechzig. Er floh damals, ging nach Tonkin und saß auf seiner Farm, lange ehe die Franzosen ins Land kamen. Da hißte er die Trikolore am Hellen Strome, traurig, daß nicht die schwarz-weiß-rote Flagge vom Maste wehte, aber doch froh, daß es wenigstens nicht der Union Jack war.

Kein Mensch weiß, wie alt er eigentlich ist. Wen die Tropen nicht fressen, mitten im jungen Leben, den dörren sie aus. Machen ihn

wetterhart und fest, schafften ihm einen Panzer aus gelbem Leder, der aller Fäulnis trotzt. So war Edgard Widerhold. Ein Achtziger, ein Neunziger vielleicht, aber er saß täglich sechs Stunden im Sattel. Das Haar war weiß, aber der lange spitze Bart hielt seine gelbgraue Farbe. Lang und schmal war sein Gesicht, lang und schmal seine Hände, und jeden Finger bewehrten große gelbe Nägel. Länger als ein Streichholz, hart wie Stahl, scharf und gebogen wie Raubtierkrallen.

Ich reichte ihm meine Zigaretten. Ich rauchte sie längst nicht mehr, sie waren schlecht geworden von der Seeluft. Aber ihm schmeckten sie – deutsches Fabrikat.

»Wollen Sie mir nicht einmal erzählen, weshalb die Legion verbannt wurde von Ihrem Bungalow?«

Der Alte ging nicht weg von der Brüstung. »Nein!« sagte er. Dann klatschte er in die Hände: »Bana! Dewla! – Wein, Gläser!« Die Boys richteten den Tisch, er setzte sich zu mir, schob mir die Zeitungen hinüber. »Da,« fuhr er fort, »haben Sie die Post schon gelesen! Die Deutschen haben glänzend das Automobilrennen in Dieppe gewonnen. Benz und Mercedes, oder wie die Marken heißen. Zeppelin ist fertig mit seinem Ballon – fährt spazieren über Deutschland und die Schweiz, wohin er will! – Da sehen Sie die letzte Seite an, Schachtournier in Ostende. Wer hat den Preis! Ein Deutscher! – Wirklich, es wäre ein Genuß, die Blätter zu lesen, wenn sie nur nicht von den Berliner Herrschaften berichten müßten. Lesen Sie, es ist ja himmelschreiend, welche –«

Aber ich unterbrach ihn. Ich hatte gar keine Lust, zuzuhören, »welche Dummheiten diese ungeheueren Schafsköpfe wieder angestellt hatten«. Ich trank ihm zu: »Prosit! – Morgen muß ich fort.«

Der Alte schob sein Glas fort. »Was – morgen?«

»Ja, Leutnant Schlumberger kommt vorbei mit einem Teile des dritten Bataillons. Er wird mich mitnehmen.«

Er schlug mit der Faust auf den Tisch: »Das ist eine Gemeinheit!«

»Was?«

»Daß Sie morgen fort wollen, zum Teufel! Eine Gemeinheit ist es.«

»Na, ich kann doch nicht ewig hier bleiben,« lachte ich. »Am Dienstag werden's zwei Monate –«

»Das ist's ja gerade! Jetzt habe ich mich schon an Sie gewöhnt. Wenn Sie nach einer Stunde weggeritten wären, wär's mir gleichgültig gewesen.«

Aber ich gab nicht nach. Herrgott, er habe doch oft genug Gäste hier gehabt, und scheiden sehen, einen um den anderen. Bis eben neue kämen –

Da fuhr er auf. Früher, ja früher hätte er nicht den Finger darum gerührt, mich länger zu halten. Aber jetzt, wer käme denn jetzt! Zwei im Jahre und alle fünf Jahre ein Deutscher! Seit er die gottverdammten Legionäre nicht mehr sehen könne –

Da hatte ich ihn wieder. Und ich sagte ihm, daß ich noch acht Tage bleiben wolle, wenn er mir die Geschichte erzähle, warum –

Das war nun wieder eine Gemeinheit. Was – –ein deutscher Dichter handele seine Ware ein, wie ein Kaufmann?

Ich ging darauf ein. »Rohprodukte,« sagte ich. »Hammelwolle vom Bauer. Aber wir spinnen die Fäden und weben bunte Teppiche.«

Das gefiel ihm, er lachte. »Um drei Wochen will ich die Geschichte verkaufen!«

Ich habe handeln gelernt in Neapel. Drei Wochen für eine Geschichte – das sei ein ganz ungeheurer Preis. Und ich kaufe ja die Katze im Sack und wisse gar nicht, ob ich den Kram überhaupt gebrauchen könne. Und ich bekäme höchstens zweihundert Mark dafür und wäre nun schon zwei Monate hier und solle noch drei Wochen bleiben – dabei hätte ich noch keine Zeile geschrieben. Und meine Arbeit müsse doch auch bezahlt werden und ich komme so wie so nicht auf meine Kosten und er ruiniere mich und–

Aber der Alte wahrte seinen Vorteil. »Am siebenundzwanzigsten ist mein Geburtstag,« sagte er, »da mag ich nicht allein sein. Also achtzehn Tage – das ist das äußerste! Drunter gebe ich die Geschichte nicht ab.«

»Meinetwegen,« seufzte ich, »abgemacht!«

Der Alte streckte mir die Hand hin. »Bana,« rief er, »Bana! Nimm den Wein fort, räum die Gläser ab. Bring flache Kelche und hol uns Champagner.«

»Atja, Sahib, atja.«

»Und du, Dewla, hol den Kasten Hong-Doks und die Spielmarken.«

Der Boy brachte den Kasten, stellte ihn auf einen Wink seines Herrn vor mich hin, drückte auf eine Feder, daß der Deckel aufsprang. Es war ein großer Kasten aus Sandelholz, dessen feiner Duft im Augenblick die Luft erfüllte. Das Holz war dicht eingelegt mit kleinsten Blättchen Perlmutter und Elfenbein, die Seiten zeigten in dichtem Blattwerke Elefanten, Krokodile und Tiger. Aber der Deckel trug eine Darstellung der Kreuzigung; irgendein alter Druck mochte als Vorlage gedient haben. Nur war der Heiland bartlos, hatte ein rundes, fast volles Gesicht, das doch einen Ausdruck entsetzlichster Qualen hatte. Der Stich an der linken Seite fehlte, auch das ganze Kreuz; dieser Christus schien auf einem flachen Brette gekreuzigt. Die Tafel zu seinen Häupten zeigte nicht die Buchstaben: I. N. R. I., sondern die anderen: K. V. K. S. II. C. L. E.

Diese Darstellung des Gekreuzigten war von einer unheimlichen Natürlichkeit; sie erinnerte mich unwillkürlich an Matthias Grunewalds Bild, trotzdem sie nicht das geringste mit dem gemeinsam hatte. Die innerste Auffassung war vielmehr eine grundverschiedene: diesem Künstler schien nicht das ungeheuere Mitgefühl und Miterleben die Kraft zu der bis ins Äußerste gehenden Wahrscheinlichkeit des Grauenhaften gegeben zu haben, sondern vielmehr ein leidenschaftlicher Haß, ein wollüstiges Sich-versenken in die Qualen des Dulders. Die Arbeit war mit unsäglich Mühe gefertigt: das herrliche Meisterwerk eines großen Künstlers.

Der Alte sah meine Begeisterung. »Es gehört Ihnen,« sagte er ruhig.

Ich faßte den Kasten mit beiden Händen. »Das wollen Sie mir schenken –«

Er lachte. »Schenken – nein! Aber ich habe Ihnen meine Geschichte verkauft und der Kasten da – ist meine Geschichte.«

Ich wühlte in den Spielmarken. Runde, dreieckige und rechteckige Perlmutterplatten von einem tiefen metallischen Glänze. Jede einzelne trug auf beiden Seiten kleine Bilder, ausgeschnitten in den großen, ziseliert in den feinen Linien.

»Wollen Sie mir den Kommentar geben?« fragte ich.

»Da spielen Sie ja mit dem Kommentar! Wenn Sie die Marken hübsch ordnen und nach der Reihe legen, so können Sie meine Geschichte lesen wie in einem Buche. Aber nun klappen Sie den Deckel zu und hören Sie. – Schenk ein, Dewla.«

Der Boy füllte die Kelche und wir tranken. Er stopfte die kurze Pfeife seines Herrn, reichte sie ihm und brannte sie an.

Der Alte zog und stieß den scharfen Rauch weit von sich. Dann lehnte er sich zurück und winkte den Boys, die Fächer zu nehmen.

»Sehen Sie,« begann er, »das ist schon richtig, was Ihnen Hauptmann Dufresnes erzählt hat, oder wer es sonst war. Dies Haus hat es wohl verdient, das Bungalow der Legion genannt zu werden. Hier tranken die Offiziere – und die Leute unten im Garten; oft genug lud ich auch welche auf die Veranda ein. Sie wissen, daß die Franzosen unsre lächerlichen Standesunterschiede nicht kennen, außer Dienst ist jeder Gemeine so gut wie sein General. Und das gilt erst recht in den Kolonien, und noch mehr in der Legion, wo mancher Vorgesetzte ein Bauer und mancher Gemeine ein Gentleman ist. Ich ging hinunter, trank mit den Mannschaften im Garten, und wer mir gefiel, den ließ ich nach oben kommen. Glauben Sie mir, ich habe manch seltsamen Kauz da getroffen, manch ausgemachten Teufel und manches Kind, das sich nach Mutters schützendem Rocke sehnte. Das war mein großes Museum, die Legion, mein dickes Buch, das mir immer neue Märchen und Abenteuer erzählte.

Denn die Jungens erzählten mir, sie waren froh, wenn sie mich allein erwischten, um mir ihr Herz auszuschütten. Sehen Sie, es ist wirklich wahr, daß mich die Legionäre liebten, nicht nur wegen des Weines und der paar Tage Ruhe, die sie hier hatten. Sie kennen die Leute. Sie wissen, daß ein jeder das was er sieht, als sein gutes Eigentum betrachtet; daß kein Offizier und kein Gemeiner das geringste liegen lassen darf, ohne daß es im Handumdrehen verschwunden ist. Nun gut, in über zwanzig Jahren hat nur ein einziges Mal ein Legionär etwas bei mir gestohlen, und seine Kameraden hätten ihn totgeschlagen, wenn ich nicht selbst für ihn gebeten hätte. Sie glauben das nicht? – Ich würde es auch nicht glauben, wenn mir's ein anderer erzählte und doch ist's buchstäblich wahr. – Die Leute liebten mich und sie taten das, weil sie wohl fühlten, daß ich sie liebte. Wie das kam? Herrgott, so mit der Zeit. Keine Frau, kein Kind und allein hier draußen durch all die Jahre. – Die Legion – das war doch das einzige, das mir Deutschland wiedergab, das mir den Hellen Strom deutsch machte, trotz der Trikolore.

Ich weiß, daß die anständigen Bürger im Reich die Legion den letzten Abschaum und Auswurf der Nation nennen. Zuchthausfutter, nur wert, daß es zugrunde gehe. Aber dieser Abschaum, den Deutschland verächtlich an meine Ufer spie, dieser Auswurf, zu nichts mehr gut in dem schön geregelten Heimatherde, trug Schlacken so seltener Farbe, daß mein Herz lachte vor Freude. Schlacken! Nicht einen Heller sind sie wert für den Juwelier, der schwere Brillanten in dicken Ringen an Metzgermeister verkauft. Aber das Kind sammelt sie am Strande. Das Kind und alte Narren wie ich, und verrückte Dichter wie Sie, die beides sind: Kinder und Narren! Für uns haben diese Schlacken einen Wert, und wir wollen gar nicht, daß sie zugrunde gehen.

Aber sie gehen zugrunde. Ganz sicher, eines um das andere. – Und die Art, wie sie zugrunde gehen, jämmerlich, elend, qualvoll, das ist es, was nicht zu ertragen ist. Eine Mutter mag ihre Kinder sterben sehen, zwei oder drei. Sie sitzt da, die Hände im Schoß und kann ihnen nicht helfen, kann nicht. Aber es geht vorbei, und einmal wird sie den Schmerz verwinden. Ich aber – der Vater der Legion – sah tausend Kinder sterben, jeden Monat, jede Woche fast starben sie weg. Und ich konnte nicht helfen, konnte nicht. Sehen Sie, das ist es, warum ich keine Schlacken mehr sammle: ich kann meine Kinder nicht mehr sterben sehen.

Und wie starben sie. Damals waren die Franzosen noch nicht so tief im Lande wie heute. Nur drei Tagereisen weit den Roten Fluß hinauf befand sich die letzte Station, in Edgardhafen selbst und rund herum lagen gefährdete Posten. Ruhr und Typhus waren selbstverständlich in diesen feuchten Lagern, daneben hie und da die Tropenanämie. Sie kennen diese Krankheit, wissen, wie man an ihr stirbt. Ein ganz kleines leichtes Fieber, das kaum den Puls schneller schlagen macht, Tag und Nacht. Man will nicht mehr essen, man wird launenhaft wie eine schöne Frau. Nur schlafen, schlafen will man immer – bis schließlich langsam das Ende naht, das man gerne kommen sieht, um endlich einmal ausschlafen zu können. Die an Anämie starben, zogen das große Los, die und die anderen, die im Kampfe fielen.

Gott, es ist gewiß kein Vergnügen, an einem vergifteten Pfeil zu sterben, aber es geht doch schnell, in wenigen Stunden. Aber wie viele starben so – kaum einer von Tausend. Und das Glück, das sie hatten, mußten die anderen bitter genug bezahlen, die gelegentlich lebend den gelben Schweinehunden in die Hände fielen. Da war Karl Mattis, desertierter Deutzer Kürassier, Korporal der ersten Kompanie, ein Prachtjunge, der vor keiner tollsten Gefahr zurückschreckte. Als die Station Gambetta von tausendfacher Uebermacht angegriffen wurde, übernahm er es, mit zwei anderen sich durchzuschleichen und die Nachricht nach Edgardhafen zu bringen. In der Nacht wurden sie angegriffen, einer wurde getötet. Mattis erhielt einen Schuß ins Knie. Da schickte er seinen Kameraden weiter und deckte gegen dreihundert Schwarzflaggen zwei Stunden lang dessen Flucht. Endlich fingen sie ihn, schnürten ihm Hände und Beine zusammen und banden ihn an einen Baumstamm, dort drüben an dem seichten Ufer des Stromes. Drei Tage hat er da gelegen, bis ihn die Krokodile fraßen, langsam, Stück für Stück, und doch mitleidiger als ihre zweibeinigen Landsleute. Ein halbes Jahr später fingen sie Hendrik Oldenkott aus Maastricht, einen Hünen von sieben Fuß, dessen unglaubliche Kraft sein Verderben wurde: er hatte im schweren Rausche mit der blanken Faust den eigenen Bruder erschlagen. Die Legion konnte ihn vor dem Zuchthause retten, aber nicht vor den Richtern, die er hier fand. Unten im Garten haben wir ihn gefunden, noch lebend: sie hatten ihm den Leib aufgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen, die Bauchhöhle mit Ratten angefüllt und kunstgerecht wieder zugenäht. Dem Leutnant Heudelimont und zwei Gemeinen stachen sie mit glühenden Nadeln die Augen aus, halbverhungert fand man sie im Walde; dem Sergeanten Jakob Bieberich hackten sie die Füße ab und ließen ihn dann Mazeppa spielen auf einem toten Krokodil. Bei Edgardhafen fischten wir ihn aus dem Stoffe, drei Wochen noch hat sich der arme Kerl im Spital quälen müssen, ehe er starb.

Ist Ihnen die Liste lang genug? Ich kann sie fortsetzen, Namen an Namen reihen. Man weint nicht mehr hier draußen – aber hätte ich um jeden ein paar Tränen vergossen, sie könnten ein Faß füllen,

größer wie eines in meinem Keller. Und die Geschichte da, die der Spielkasten birgt, ist nur das allerletzte Tränentröpflein, das das randvolle Faß zum Ueberlaufen brachte.«

Der Alte zog den Kasten zu sich herüber und öffnete ihn. Er suchte mit den langen Nägeln in den Spielmarken, nahm eine und reichte sie mir. »Da, sehen Sie, das ist der Held!«

Die runde Perlmuttermarke zeigte das Bild eines Legionärs in seiner Uniform. Das volle Gesicht des Soldaten hatte eine frappierende Aehnlichkeit mit dem Christusbilde des Deckels; die Rückseite der Marke trug dieselbe Inschrift, die sich zu Häupten des Gekreuzigten befand: K. V. K. S. II. C. L. E.

Ich las: »K. von K., Soldat zweiter Classe der Légion Etrangère.«

»Richtig!« sagte der Alte. »Das ist er! Karl von Kö –« Er unterbrach sich: »Nein lassen wir den Namen. Uebrigens können Sie ihn in einer alten Marinerangliste leicht finden. Er war Seekadett, ehe er hierher kam. Er mußte den Dienst quittieren und das Vaterland zugleich; ich glaube, es war der alberne Paragraph 218 unseres herrlichen Strafgesetzbuches, auf Grund dessen man ihn verfolgte. Kein Paragraph in dem Buche ist zu dumm, um nicht der Legion Rekruten zu werben.

Ach, ein Kerl wie Samt und Seide war er, der Seekadett! Alle nannten ihn so, Kameraden und Vorgesetzte. Ein desperater Junge, der wußte, daß sein Leben verspielt war, und nun einen Sport daraus machte, immer » « zu spielen. In Algier hat er allein einen Ksar verteidigt; als alle Chargen gefallen waren, nahm er das Kommando über zehn Legionäre und ein paar Dutzend Goumiers, hielt das Loch, bis nach Wochen Ersatz kam. Damals erhielt er zum ersten Male die Tressen; dreimal bekam er sie und verlor sie bald darauf wieder. Das ist so üblich in der Legion: heute Sergeant, morgen wieder Gemeiner. Solange sie draußen sind, geht's gut, aber diese ungebundene Freiheit kann keine Stadtluft vertragen, irgendein

wüster Streich ist im Augenblick ausgefressen. – Der Seekadett war es auch, der im Roten Meer dem General Barry nachsprang, als er auf der Gangway ausglitt und ins Wasser fiel. Unter dem Jubel der Mannschaft fischte er ihn heraus, unbekümmert um die riesigen Haifische –

Seine Fehler? Er trank – – wie alle Legionäre. Und wie alle war er hinter den Weibern her und vergaß dabei manchmal, erst hübsch um Erlaubnis zu fragen. Und dann – nun ja, er behandelte die Eingebornen noch ein gut Teil mehr als durchaus notwendig ist. Aber sonst ein prächtiger Junge, dem kein Apfel zu hoch hing. Gescheit war er; in ein paar Monaten sprach er besser das Kauderwelsch der gelben Bande, als ich in all der Zeit, die ich nun schon auf meinem Bungalow sitze. Und die Manieren, die er in der Kinderstube gelernt, hatte er selbst in der Legion nicht vergessen. Seine Kameraden meinten, ich habe einen Narren an ihm gefressen. Na, so schlimm war es nicht, aber gut leiden mochte ich ihn und er stand mir auch wohl näher wie die anderen. Ein Jahr lang war er in Edgardhafen und kam oft genug zu mir her; ein mächtiges Loch hat er in meinen Weinkeller getrunken. Der sagte nicht »Danke« beim vierten Glase schon – wie Sie es machen! So trinken Sie doch. – Bana, schenk ein!

Dann kam er nach Fort Valmy, das war damals die äußerste Station. Vier Tage fährt man mit der Dschunke hinauf, kriecht durch die ewigen Windungen des Roten Flusses. Aber in der Luftlinie ist es gar nicht so weit, auf meiner australischen Stute will ich in achtzehn Stunden hinreiten. Nun kam er selten genug hierher; aber ich sah ihn doch bisweilen, da ich manchmal hinritt, einen anderen Freund zu besuchen.

Das war Hong-Dok, der Verfertiger dieses Kastens.

Sie lächeln? Hong-Dok – mein Freund? Aber er war es. Glauben Sie mir, Sie finden hier Leute, die Ihresgleichen sind, wenige, ganz wenige freilich. Aber er war einer, Hong-Dok. War mehr vielleicht.

Fort Valmy – wir wollen einmal hinreiten; jetzt liegen Marsouins da, nicht mehr Legionäre. Es ist eine uralte, unglaublich schmutzige Stadt; die kleine Feste der Franzosen überragt sie auf einem Hügel am Flusse. Enge, kotige Gassen, jämmerliche, elende Häuser. Aber das ist die Stadt von heute. Früher, vor manchen Jahrhunderten muß es einmal eine große, schöne Stadt gewesen sein, bis die Schwarzflaggen von Norden kamen und es zerstörten. Diese verdamnten Schwarzflaggen, die uns immer noch so viel zu schaffen machen. Der Trümmerhaufen rings um die Stadt ist sechsmal so groß wie diese selbst; wer heute da bauen will, hat das Material billig genug. Aber mitten in diesen jämmerlichen Ruinen stand, dicht am Flusse, ein großes, altes Gebäude, ein Palast beinahe: das Haus Hong-Doks. Es stand da seit undenklicher Zeit und die Schwarzflaggen haben es verschont aus irgendwelcher religiösen Scheu.

Dort wohnten die Herrscher dieses Landes, die Vorfahren Hong-Doks. Hundert Ahnen hat er und noch hundert und wieder hundert, mehr als alle Herrscherhäuser Europas zusammen – doch er kannte sie alle, wußte ihre Namen, wußte, was sie taten. Fürsten und Kaiser waren sie, aber Hong-Dok war Holzschnitzer, wie sein Vater und sein Großvater und Urgroßvater. Denn die Schwarzflaggen ließen wohl das Haus stehen, aber nichts sonst und die Herrscher wurden so bettelarm, wie ihre letzten Untertanen. So verfiel das alte Steinhaus unter den rotblühenden Hibiskusbüschen. Bis es wieder ein neuer Glanz erhellte, als die Franzosen kamen. Denn Hong-Doks Vater hatte die Geschichte seines Landes nicht vergessen, wie alle die, die seine Untertanen sein sollten. Und da die Weißen Besitz ergriffen von diesem Lande, war er der Erste, der sie begrüßte am Roten Flusse. Er hat den Franzosen außerordentliche Dienste geleistet und zum Dank gab man ihm Land und Vieh, setzte ihm einen Sold aus und machte ihn zu einer Art Zivilpräfekt über die Stadt. Das war das letzte kleine Glück des uralten Hauses – heute liegt es in Trümmern, wie seine Umgebung. Die Legionäre haben es zerschlagen und keinen Stein auf dem anderen gelassen; sie haben an ihm den Seekadetten gerächt, da ihnen der Mörder entflohen war.

Hong-Dok, mein guter Freund, das war sein Mörder. Hier ist sein Bild.«

Der Alte reichte mir wieder eine Spielmarke. Sie trug auf der einen Seite in lateinischen Lettern den Namen Hong-Doks, auf der anderen Seite das Bild eines Eingeborenen der vornehmen Klasse in Landestracht. Aber die Ausführung war flüchtig und ungenau, nicht entfernt zu vergleichen mit der feinen Arbeit der anderen Marke.

Edgard Widerhold las auf meinem Gesicht. »Ja, sie ist nichts wert, diese Marke, die einzige unter allen. Seltsam, als ob Hong-Dok es verschmäht hätte, seiner eigenen Person auch nur das geringste Interesse zuzuwenden. Aber sehen Sie sich dieses kleine Kunstwerk an.«

Er knipste mir mit der Krallen seines Zeigefingers eine andere Marke zu. Sie zeigte das Bild einer jungen Frau, die auch für unser Gefühl schön war; sie stand vor einem Hibiskusbusch, die linke Hand hielt einen kleinen Fächer. Es war eine Meisterarbeit von unerhörter Vollendung. Die Rückseite trug wieder den Namen des Modelles: Ot-Chen.

»Das ist die dritte Figur des Dramas von Fort Valmy,« fuhr der Alte fort. »Hier haben Sie einige handelnde Nebenfiguren, Statisten.« Er schob mir ein paar Dutzend Marken hinüber, sie zeigten auf beiden Seiten große Krokodile. In allen Stellungen: manche schwammen im Flusse, andere schliefen am Ufer, einige rissen das Maul weit auf, wieder andere schlugen mit dem Schwanz oder reckten sich hoch auf den Vorderbeinen. Einzelne waren stilisiert, die meisten aber natürlich dargestellt; alle bewiesen eine außerordentliche Beobachtung des gefährlichen Reptils.

Wieder glitten, geknipst von den gelben Krallen des Alten, neue Spielmarken zu mir herüber. »Der Ort der Handlung,« sagte er. Eine Marke zeigte ein großes Steinhaus, augenscheinlich das Heim des Künstlers; auf anderen waren Zimmer dargestellt und Ausschnitte

eines Gartens. Die letzten zeigten Ausblicke auf den Hellen Strom und den Roten Fluß eine davon von Widerholds Veranda aus gesehen. Jede einzelne der wundervollen Platten rief mein helles Entzücken hervor, ich nahm ordentlich Partei für den Künstler und gegen den Seekadetten. Ich streckte die Hand aus, um noch mehr Marken zu nehmen.

»Nein,« sagte der Alte, »warten Sie. Sie sollen alles der Reihe nach sehen, hübsch wie es sich gehört. – Also Hong-Dok war mein Freund, wie es sein Vater gewesen war. Beide haben für mich gearbeitet durch alle die Jahre hindurch, ich war beinahe ihr einziger Kunde. Als sie reich wurden, pflegten sie doch weiter ihre Kunst, nur daß sie jetzt nicht mehr Geld annahmen. Der Vater ging sogar so weit, daß er darauf bestand, mir bis auf den letzten Heller das Geld zurückzugeben, das ich ihm im Laufe der Zeit bezahlt hatte, und ich mußte es nehmen, wollte ich ihn nicht beleidigen. So habe ich all die Schränke voll, die Sie so gerne bewundern, in der Tat umsonst erhalten.

Durch mich lernte der Seekadett Hong-Dok kennen, ich nahm ihn selbst einmal mit in sein Haus. – Ich weiß, was Sie sagen wollen: der Seekadett war ein Weiberheld und Ot-Chen schon wert, daß man sie begehrte. – Nicht wahr! Und ich hätte mir denken können, daß Hong-Dok da nicht ruhig zusehen würde!

Nein, nein, ich konnte gar nichts voraussehen! Sie hätten das vielleicht gedacht, aber nicht ich, der ich Hong-Dok so gut kannte. Als das alles geschehen war, und Hong-Dok es mir erzählte, hier oben auf der Veranda – o viel ruhiger und stiller, als ich jetzt spreche – da schien es mir noch immer so unmöglich, daß ich ihm kaum glauben mochte. Bis dann, mitten auf dem Strome, ein Beweis anschwamm, der keinen Zweifel mehr duldete. Ich habe oft über die Sache nachgedacht und glaube einige der seltsamen Gründe zu haben, die Hong-Dok zu seiner Tat trieben. Einige – wer kann ganz in einem Hirne lesen, das durch tausend Generationen sich forterbte,

bis zum Ueberfluß gesättigt von Macht, Kunst und der alles durchdringenden Weisheit des Opiums!

Nein, nein, ich konnte gar nichts voraussehen. Wenn mich damals einer gefragt hätte: »Was wird Hong-Dok tun, wenn ihm der Seekadett Ot-Chen verführt, oder eine andere seiner neun Frauen!« – so würde ich gewiß geantwortet haben: »Er wird nicht einmal aufblicken von seiner Arbeit! Oder aber, wenn er gut gelaunt ist, wird er Ot-Chen dem Seekadetten schenken.« Das mußte der Hong-Dok tun, den ich kannte, das und nichts anderes. Ho-Nam, eine andere seiner Frauen, erwischte er einmal mit einem chinesischen Dolmetscher: er hielt es unter seiner Würde, den beiden nur ein Wort zu sagen. Ein andermal war es Ot-Chen selbst, die ihn betrog; Sie sehen also, daß nicht etwa eine besondere Vorliebe für gerade diese Frau sein Tun leitete. Die Mandelaugen eines meiner indischen Boys, der mit mir nach Fort Valmy geritten war, hatten es der kleinen Ot-Chen angetan, und wenn die beiden auch kein Wort miteinander sprechen konnten, waren sie doch bald einig. Hong-Dok fand sie in seinem Garten; aber er rührte weder die Hand gegen seine Frau, noch duldete er, daß ich den Boy bestrafte. Das alles berührte ihn so wenig, wie irgendein Hund, der ihn anbellte auf der Straße – kaum wendet man den Kopf zur Seite.

Es erscheint völlig ausgeschlossen, daß ein Mann von der unerschütterlichen philosophischen Ruhe Hong-Doks auch nur einen Augenblick seine Besinnung verloren und in einer plötzlichen Gefühlsaufwallung gehandelt hätte. Zum Ueberfluß hat die strenge Untersuchung, die wir nach seiner Flucht mit seinen Frauen und seiner Dienerschaft anstellten, durchaus festgestellt, daß Hong-Dok seine Handlung bis ins kleinste sorgsam erwogen und zur Ausführung gebracht hat. Demnach ging der Seekadett während dreier Monate in dem Steinhouse am Fluß aus und ein und unterhielt während dieser ganzen Zeit seine Beziehungen zu Ot-Chen, von denen Hong-Dok nach wenigen Wochen schon durch einen seiner Diener Kenntnis hatte. Trotzdem ließ er beide ruhig gewähren, benutzte vielmehr diese Zeit dazu, in sich die grauenhafte Art seiner

Rache reifen zu lassen, die er selbst gewiß schon im ersten Augenblicke beschlossen hatte.

Weshalb aber empfand er dieselbe Handlung als bittere Kränkung von seiten des Seekadetten, die ihm kaum ein Lächeln entlockte, als sie mein indischer Boy beging? Ich mag mich irren, aber ich glaube nach langem Suchen den verschlungenen Weg seiner Gedanken gefunden zu haben. Hong-Dok war ein König. Wir lachen, wenn wir auf unseren Münzen die Buchstaben finden: , und die meisten unserer europäischen Fürsten lachen nicht weniger über ihr Gottesgnadentum. Aber stellen Sie sich einen Herrscher vor, der daran glaubt, der wirklich felsenfest überzeugt ist, daß er der Auserwählte sei! Ich weiß wohl, der Vergleich stimmt nicht ganz, aber es ist eine gewisse Aehnlichkeit da. Hong-Dok glaubte natürlich nicht an einen Gott, glaubte nur an die Lehren des großen Philosophen; aber davon, daß seine Familie die auserwählte sei, himmelhoch herausragend über alle anderen der Gegend, davon war er, und mit Recht, durchaus überzeugt. Durch unendliche Zeiten waren seine Ahnen Herrscher gewesen, unumschränkte Alleinherrscher. Ein Fürst bei uns, der nur einigermaßen vernünftig ist, weiß ganz genau, daß in seinem Lande viele Tausende von Menschen leben, die sehr viel klüger, sehr viel gebildeter sind wie er. Hong-Dok und alle seine Ahnen aber wußten ebenso sicher das Gegenteil: eine ungeheure Kluft schied sie stets von der Masse ihres Volkes. Sie allein waren Herrscher – alle anderen letzte Sklaven. Sie allein hatten Weisheit und Bildung – ihresgleichen sahen sie nur, wenn in langen Jahren einmal Gesandte kamen, von dem Nachbarreiche am Meer, oder weither von Süden aus Siam oder gar über die Berge der wilden Meos chinesische Mandarinen. Wir würden sagen: Hong-Doks Ahnen waren Götter unter Menschen. Sie empfanden wohl anders: fühlten sich Menschen unter schmutzigen Tieren. Verstehen Sie den Unterschied? Ein Hund bellt uns an – kaum wendet man den Kopf zur Seite.

Dann kamen die Barbaren aus Norden, die Schwarzflaggen. Sie nahmen das Land und zerstörten die Stadt und manche andern

Städte ringsum. Nur vor dem Hause des Herrschers machten sie halt und krümmten keinem ein Haar, der dazu gehörte. Aus einem stillen friedlichen Land wurde eines, das immerfort widerhallte von Mord und Totschlag, aber vor dem Palaste am Roten Flusse schwieg der Lärm. Und Hong-Doks Ahnen erachteten die rauhen Banden des Nordens genau so, wie sie ihr eigenes Volk verachtet hatten; nichts füllte den ungeheuren Abgrund aus. Tiere waren es, genau wie die anderen – sie aber waren Menschen, die die Weisheit des Philosophen kannten.

Bis ein Blitz in die Nebel des Flusses schlug. Von weltfernen Ufern kamen seltsame weiße Gesellen, und Hong-Doks Vater erkannte in freudigem Erstaunen, daß es Menschen waren. Er fühlte wohl den Unterschied zwischen sich und den Fremden, aber dieser Unterschied war verschwindend gering im Vergleich zu dem anderen, der ihn von den Leuten seines Landes trennte. Und wie so viele anderen Großen Tonkins empfand er sofort, daß er zu ihnen gehöre und nicht zu den anderen. Daher seine stets bereite Hilfe vom ersten Augenblicke an, die vor allem darin bestand, daß er die Franzosen unterscheiden lehrte zwischen der stillen, friedlichen Urbevölkerung und den kriegesischen Horden des Nordens. Und als sie ihn dann zum Zivilpräfekten über die Gegend ernannten, betrachtete ihn die Bevölkerung doch nicht anders, als den eigentlichen, angestammten Fürsten. Er hatte sie von dem Alb der Schwarzflaggen befreit, die Franzosen waren nur seine Werkzeuge, fremde Krieger, die er hergerufen: so galt er im Volke als Herrscher, genau so unbeschränkt, wie einst seine Ahnen, von denen halb vergessene Geschichten erzählten.

So wuchs Hong-Dok auf, der Sohn des Fürsten, der selbst herrschen sollte. Wie sein Vater sah er in den Europäern Menschen und keine dummen Tiere. Aber er hatte mehr Muße, jetzt da das Glück des alten Palastes neu gefestigt war, sich diese Fremden näher anzusehen, die Unterschiede kennen zu lernen, die zwischen ihm und ihnen und unter ihnen selbst bestanden. In steter Berührung mit der Legion ward sein Blick so sicher wie mein eigener: den

Gemeinen zu erkennen, der ein Herr war und den Offizier, der ein Knecht war trotz der goldenen Schnüre. Ist doch viel mehr noch als die Geburt die Bildung das, was im ganzen Osten den Herrn vom Knecht unterscheidet. Er sah wohl, daß alle diese Krieger turmhoch über seinem Volke standen – aber nicht über ihm. Wenn sein Vater jeden Weißen als sich gleichstehend betrachtet hatte, so tat Hong-Dok das nicht mehr und je näher und genauer er sie kennen lernte, um so weniger fand er, die er sich gleich stellte. Sie waren gewiß wunderbare, unüberwindliche Krieger, ein jeder einzelne mehr wert als hundert der gefürchteten Schwarzflaggen – – war das ein Ruhm? Hong-Dok verachtete das Kriegshandwerk ebenso sehr wie jedes andere. Sie konnten alle lesen und schreiben, – ihre Zeichen freilich, das war ihm gleichgültig – aber da war kaum einer, der wußte, was Philosophie sei. Hong-Dok verlangte nicht, daß sie den großen Philosophen kennen sollten, aber er erwartete, irgendeine fremde, andere, aber gleich tiefe Weisheit zu finden. Und er fand nichts. Diese Weißen wußten von dem Grunde aller Dinge weniger wie der letzte Opiumraucher. Eines aber war es, das ihn baß erstaunte und das seiner Achtung vor ihnen einen großen Stoß versetzte: ihre Stellung zu ihrer Religion. Nicht diese selbst mißfiel ihm, der christliche Kult dünkte ihm gerade so gut wie die anderen, die er kannte. Nun sind unsere Legionäre nichts weniger als fromm, und kein pflichttreuer Pfarrer würde nur einen von ihnen zum Sakrament zulassen. Und doch manchmal, in Minuten großer Gefahr reißt sich aus ihrer Brust irgendein zerhacktes Hilfsgebet. Das fiel Hong-Dok auf – und er fand, daß diese Leute wirklich glaubten, daß ihnen vielleicht von irgendeiner unbekannten Seite eine unmögliche Hilfe kommen könne. Nun suchte er weiter, – vergaß ich, Ihnen zu sagen, daß Hong-Dok besser französisch sprach, als ich? – er befreundete sich mit dem braven Militärpfarrer von Fort Valmy. Und das, was er da fand, befestigte in ihm immer stärker den Glauben von seiner eigenen Ueberlegenheit. Ich erinnere mich noch recht gut, wie er mir eines Abends in seinem Rauchzimmer davon sprach, wie er lächelte, als er mir erzählte, daß er nun wisse, wie tatsächlich die Christen ihren Kult nähmen. Und daß selbst der Priester kein Verständnis habe für das Symbolische.

Das Schlimmste war, daß er recht hatte; ich konnte ihm kein Wort erwidern. Wir Europäer glauben – oder wir glauben nicht. Aber die Christen, die den Glauben ihrer Väter wohl aufheben als ein schönes Gewand tiefer Symbole, die können Sie in Europa mit der Laterne suchen und hier in Tonkin finden Sie ganz gewiß nicht einen einzigen. Gerade das aber war für diesen Gelehrten des Ostens das Natürlichste, das Allerselbstverständlichste, unerläßlich für einen Mann wirklicher Bildung. Und als er es so ganz und gar nicht fand, selbst von dem Priester nicht einmal verstanden wurde in seinen Gedanken, die ihm die einfachsten dünkten, verlor er einen großen Teil seiner bewundernden Achtung. In manchem waren ihm die Europäer überlegen – aber in Dingen, denen er kaum einen Wert beilegte. In andern wieder waren sie ihm gleich: in der großen Hauptsache aber, in der tiefsten Erkenntnis alles Lebens standen sie tief, tief unter ihm. Und diese Verachtung ließ in den Jahren in ihm einen Haß entstehen, der langsam wuchs, je mehr die Fremden zu wirklichen Herrschern wurden in seinem Lande, je mehr sie Schritt um Schritt vordrangen, alle Macht in ihre starken Hände nahmen. Schon brauchten sie in seiner Gegend nicht mehr die vermittelnde Scheinherrschaft, die sie seinem Vater und später ihm gegeben hatten; er fühlte wohl, daß sich sein Vater geirrt hatte und daß die Rolle des alten Steinhauses am Roten Flusse für immer ausgespielt war. Ich glaube nicht, daß sich jemals deshalb eine Bitterkeit in das Gefühl dieses Philosophen senkte, der das Leben lebte wie es war; im Gegenteil mag ihm das Bewußtsein seiner eigenen Ueberlegenheit eine Quelle freudiger Genugtuung gewesen sein. Die Plattform, die er sich mit den Jahren für seinen Verkehr mit den Europäern schuf, war eine sehr einfache: er zog sich nach Möglichkeit zurück, behandelte sie aber in allem Aeußern mit Ueberzeugung als durchaus gleichstehend. Nur in das Haus, das hinter der eckigen, gelben Stirne verschlossen war, ließ er keinen mehr hineinsehen und wenn er es mir doch zuweilen öffnete, so geschah es aus einer Anhänglichkeit heraus, die er fast mit der Muttermilch eingesogen hatte und die mein reges Interesse für seine Kunst stets wach erhielt.

So war Hong-Dok. Nicht einen Augenblick lang konnte es ihn berühren, als seine Frauen sich mit dem chinesischen Dolmetscher oder meinem Boy einließen. Hätten diese kleinen Extravaganzen Folgen gehabt, so hätte Hong-Dok die Kinder einfach ersäufen lassen, aber nicht aus Haß oder Rache, sondern nur so, wie man junge Hunde ersäuft – man will sie eben nicht haben. Und hätte der Seekadett, als er Gefallen fand an Ot-Chen, ihn gebeten, sie ihm zu schenken, Hong-Dok hätte es sofort getan.

Aber der Seekadett kam in sein Haus als ein Herr – und er nahm ihm seine Frau wie ein Knecht. Am ersten Abend schon merkte Hong-Dok, daß dieser Legionär am edlerem Holze geschnitzt war, als die meisten seiner Kameraden; ich ersah das daran, wie er ihm gegenüber ein wenig aus seiner höflichen Reserve herausging. Und im weiteren Verkehr – das alles schließe ich nur – wird der Seekadett Hong-Dok gegenüber genau so gehandelt haben, wie etwa einem Schloßherrn in Deutschland, dessen Frau ihm gefallen hätte. Er ließ alle Register seiner glänzenden Liebenswürdigkeit spielen und es gelang ihm gewiß, Hong-Dok genau so zu bestechen, wie er stets mich und alle seine Vorgesetzten bezauberte: man mußte eben diesen gescheiten, frischen und prächtigen Menschen lieb gewinnen. Und das tat Hong-Dok, tat es in dem Maße, daß er hinabstieg von seinem hohen Throne, er, der Herrscher, der Künstler, der weise Schüler des Konfuzius, daß er Freundschaft schloß mit dem Legionär und ihn liebte, sicher mehr liebte, als je einen anderen Menschen.

Dann brachte ihm ein Diener die Botschaft, und er sah vom Fenster aus, wie sich der Seekadett mit Ot-Chen im Garten vergnügte.

Also deshalb kam er hierher. Nicht um ihn zu sehen – nur wegen ihr, um einer Frau, eines Tieres willen! Hong-Dok fühlte sich schmachvoll betrogen – o durchaus nicht wie ein europäischer Ehemann. Aber daß dieser Fremde ihm Freundschaft geheuchelt und daß er ihm wieder Freundschaft geschenkt hatte – das war es. Daß er in all seiner stolzen Weisheit der Dumme gewesen war gegenüber diesem niedrigen Krieger, der heimlich, wie ein Diener, seiner Frau

nachstellte. Daß er seine Liebe verschwendet hatte an etwas, das so jämmerlich tief unter ihm stand.

Sehen Sie, das war es, was dieser stolze gelbe Teufel nicht verwinden konnte.

»Eines Abends trugen ihn seine Diener zum Bungalow. Er stieg aus der Sänfte und kam lächelnd hinauf auf die Veranda. Wie immer brachte er ein paar Geschenke mit, kleine Elfenbeinfächer, köstlich geschnitzt. Es waren noch ein paar Offiziere da, Hong-Dok begrüßte sie sehr liebenswürdig, setzte sich zu uns und schwieg; kaum drei Worte sprach er, bis nach einer Stunde die Herren sich verabschiedeten. Er wartete, bis der Trab ihrer Pferde sich am Flusse verlor, dann begann er ganz ruhig, ganz süß, als habe er mir die allerbeste Nachricht mitzuteilen: »Ich bin hergekommen, um Ihnen etwas zu sagen. Ich habe den Seekadetten und Ot-Chen gekreuzigt.«

Obwohl Scherze zu machen durchaus nicht die Art Hong-Doks war, hatte ich bei dieser verblüffenden Mitteilung doch nur die eine Empfindung: dahinter steckt irgendein lustiger Ulk. Und mir gefiel sein trockener, selbstverständlicher Ton so gut, daß ich gleich darauf einging und ihn ebenso ruhig fragte: »So? Und was haben Sie sonst noch mit ihnen gemacht?«

Er antwortete: »Ich habe ihnen die Lippen zugenäht.«

Diesmal lachte ich: »Ach, was Sie nicht sagen! – Und welche Liebenswürdigkeiten haben Sie den beiden noch außerdem erwiesen! – Und warum denn!«

Hong-Dok sprach ruhig und ernst, aber das süße Lächeln verließ seine Mundwinkel nicht. »Warum! Ich habe sie – erwischt.«

Das Wort gefiel ihm so gut, daß er es wiederholte. Er hatte es irgendwo gehört oder gelesen und es erschien ihm ungeheuer lächerlich, daß wir Europäer so besondern Wert darauf legen, wenn

man einen Spitzbuben gerade bei seiner Tat entdeckt: als ob es nicht vollkommen gleichgültig wäre, ob man ihn dabei, oder vorher oder nachher erwischt. Er sagte das mit einer wichtigen Hervorhebung, mit einer leicht herausklingenden Übertreibung, die seine spöttische Verachtung so recht zeigte: » . – Nicht wahr, da hat in Europa der betrogene Ehemann das Recht, den Dieb seiner Ehre zu strafen!«

Dieser süße Sohn war so sicher, daß ich nicht Worte fand, ihm zu antworten. Er fuhr fort, immer mit demselben freundlichen Lächeln, als erzähle er die einfachste Sache von der Welt: »Ich habe ihn also bestraft. Und da er ein Christ ist, so hielt ich es für das beste, eine christliche Todesart zu wählen; ich glaubte, das würde ihm wohl am meisten zusagen. – War das recht?«

Diese seltsame Art zu scherzen, gefiel mir gar nicht. Ich dachte nicht einen Augenblick daran, daß er die Wahrheit spräche, aber ich hatte ein unbequemes Gefühl, wünschte, daß er bald zu Ende käme mit seinem Geschwätz. Ich glaubte ihm natürlich, daß sich der Seekadett mit Ot-Chen eingelassen habe und ich meinte, daß er mir an diesem Beispiele wieder einmal unsere europäischen Begriffe von Ehre und Moral führen wolle. So sagte ich nur: »Aber gewiß! Vollständig recht. Ich bin überzeugt, daß der Seekadett diese kleine Aufmerksamkeit sehr anerkannte.«

Aber Hong-Dok schüttelte fast traurig den Kopf: »Nein, das glaube ich nicht. Wenigstens hat er kein Wort davon gesagt. Nur geschrien hat er.«

»Geschrien hat er?«

»Ja,« sagte Hong-Dok mit einem süßen melancholischen Bedauern, »er hat sehr geschrien, viel mehr als Ot-Chen. Er hat immer gebetet zu seinem Gotte und dazwischen hat er geschrien. Viel schlimmer als ein Hund, den man schlachtet. Es war wirklich sehr unangenehm. Und deshalb mußte ich ihm den Mund zunähen lassen.«

Ich hatte übergenug von diesen Witzen, wollte ihn zum Schlusse drängen. »Ist das alles!« unterbrach ich ihn.

»Eigentlich alles. – Ich ließ sie ergreifen und binden, dann ausziehen. Denn sein Gott war ja auch nackt, als er am Kreuze starb, nicht wahr? Dann nähte man ihnen die Lippen zu und kreuzigte sie; dann ließ ich sie in den Fluß werfen. Das ist wirklich alles.«

Ich war froh, daß er zu Ende war: »Na, und was soll das nun!« Ich wartete endlich auf eine Erklärung.

Hong-Dok sah mich groß an, tat als verstünde er nicht recht, was ich wolle. Er deklamierte in einem gemachten Mitleid mit sich selbst, das er doch wieder verspottete: »Oh, es war nur die Rache des armen betrogenen Ehemannes.«

»Schon gut,« sagte ich, »schon gut! Aber nun sagen Sie mir endlich, worauf Sie hinaus wollen! Wann kommt die Pointe?«

»Die Pointe?« Er lächelte vergnügt, als ob ihm dieses Wort ungeheuer gelegen komme. »Oh, bitte, warten Sie nur ein wenig.« Er lehnte sich zurück in den Stuhl und schwieg. Ich fühlte nicht die geringste Lust, noch weiter in ihn zu dringen, so folgte ich seinem Beispiele; mochte er seine alberne Mordgeschichte zu Ende erzählen, wann er wollte.

So saßen wir eine halbe Stunde lang da, keiner sprach ein Wort. Drinnen im Zimmer schlug die Pendule sechs Uhr.

»Jetzt, jetzt muß sie kommen,« sagte Hong-Dok leise. Dann wandte er sich zu mir: »Wollen Sie bitte dem Boy befehlen, Ihre Gläser zu holen!« – Ich winkte Bana, er brachte meine Ferngläser. Aber ehe Hong-Dok noch eines ergriffen hatte, sprang er auf, lehnte sich weit über die Brüstung. Er streckte den Arm aus, nach rechts, dem Roten Flusse zu, und rief triumphierend: »Sehen Sie, sehen Sie, da kommt sie – – die Pointe!«

Ich nahm meinen Krimstecher und schaute angestrengt hindurch. Ganz, ganz oben bemerkte ich mitten im Strome ein kleines Püñktchen treiben. Es kam näher, ich sah ein kleines Floß. Und auf dem Floße zwei Menschen, zwei nackte Menschen. Ich lief unwillkürlich an das äußerste Ende der Veranda, um näher sehen zu können. Auf dem Rücken lag eine Frau, die schwarzen Haare fielen gelöst ins Wasser – ich erkannte sie, es war Ot-Chen. Und auf ihr ein Mann – sein Gesicht sah ich nicht, wohl aber die rotblonde Farbe seiner Haare – – ah, der Seekadett, der Seekadett! Lange eiserne Haken hatten Hände auf Hände, Füße auf Füße geheftet, staken tief in den Planken; dünne dunkle Blutstreifen liefen über das weiße Holz. Da sah ich, wie der Seekadett den Kopf hob, schüttelte, wild schüttelte. Gewiß, er machte mir ein Zeichen – – – sie lebten noch, lebten noch!!

Ich ließ das Glas fallen, eine Sekunde lang verlor ich die Besinnung. Aber nur eine Sekunde, dann schrie ich, brüllte ich, rief wie ein Rasender nach meinen Leuten: »Hinunter in die Boote!« Ich rannte zurück über die Veranda – – da stand Hong-Dok, süß, liebenswürdig lächelnd. So als wollte er fragen: »Nun, ist meine Pointe nicht gut?«

Wissen Sie, man hat mich oft ausgelacht wegen meiner langen Nägel. In dem Augenblicke aber, das schwöre ich Ihnen, wußte ich, wozu sie gut sind! Ich faßte den gelben Schuft an der Gurgel, schleuderte ihn hin und her. Und ich fühlte, wie meine Krallen tief eindringen in diese verfluchte Kehle –

Dann ließ ich ihn los, wie ein Sack fiel er zur Erde. Ich jagte die Treppen hinab wie besessen, all meine Leute hinter mir her. Lief das Ufer hinunter zum Strome, löste die erste Kette vom Pflock. Einer der Boys sprang in das Boot, aber er sprang gleich durch den Boden, stand bis zu den Hüften im Wasser: die mittlere Planke war herausgebrochen. Wir liefen zum nächsten Boote, zum dritten – zu einem nach dem andern – alle standen bis zum Rande voll Wasser, aus allen waren lange Planken herausgeschnitten. Ich rief den Leuten zu, die große Dschunke klar zu machen, Hals über Kopf

kletterten wir hinauf. Aber wie in den Nachen fanden wir auch hier große Löcher im Boden, wir wateten tief im Wasser; es war völlig ausgeschlossen, die Dschunke auch nur einen Meter vom Ufer fortzubringen.

»Die Diener Hong-Doks!« schrie mein indischer Aufseher. »Sie haben es getan, ich habe sie herumschleichen sehen am Flusse.«

Wir sprangen wieder ans Ufer. Ich gab Befehl, eines der Boote ans Land zu ziehen, auszuleeren und schnell eine Planke auf den Boden zu schlagen. Die Leute liefen ins Wasser, zogen, schoben, drückten, brachen fast zusammen unter der Last des mächtigen Bootes. Ich schrie ihnen zu, dazwischen sah ich hinaus auf den Fluß.

Ganz dicht kam das Floß vorbei, ach, kaum fünfzig Meter vom Ufer entfernt. Ich reckte den Arm aus, als ob ich es hätte fassen können, so mit der Hand – –

– – Was sagen Sie? – Schwimmen?? O ja, auf dem Rheine oder der Elbe! Aber im Hellen Strome? Und es war im Juni, sage ich Ihnen, im Juni! Der Fluß wimmelte von Krokodilen, gerade jetzt, wo die Sonne unterging. Dicht schwammen die ekelhaften Bestien um das kleine Floß herum, ich sah eine, die sich hinaufhob mit den Vorderbeinen, mit der langen schwarzen Schnauze anstieß an die gekreuzigten Körper. Sie witterten ihren Raub, begleiteten ihn ungeduldig hinab, stromabwärts – – –

Und wieder schüttelte der Seekadett verzweifelt den blonden Kopf, ich schrie ihm zu, daß wir kämen, kämen – –

Aber es war, als ob der verfluchte Fluß im Bunde stehe mit Hong-Dok; er hielt das Boot fest in zähen Lehmfingern und wollte es nicht herausgeben. Ich sprang auch in das Wasser, zog mit den Leuten. Wir rissen und schoben, kaum Zoll um Zoll hoben wir es heraus. Und die Sonne sank und das Floß schwamm herab, weiter und weiter.

Da brachte der Aufseher die Pferde. Wir legten Seile um das Boot und peitschten die Tiere. So, nun ging es. Noch einmal anziehen und noch einmal – schreien und peitschen! Der Kahn lag auf dem Ufer. Das Wasser floß heraus, die Leute schlugen neue Planken auf den Boden. – Aber es war längst dunkle Nacht, als wir ausfuhren.

Ich nahm das Ruder, sechs Leute lagen schwer in den Riemen. Drei knieten am Boden, schaufelten das Wasser aus, das immer von neuem eindrang. Trotzdem stieg es, wir saßen bald bis zu den Waden im Wasser; ich mußte zwei und noch zwei von den Riemen wegschicken und Wasser schöpfen lassen. Unendlich langsam kamen wir weiter –

Ich hatte große Pechfackeln, damit suchten wir. Aber wir fanden nichts. Ein paarmal glaubten wir in der Ferne das Floß zu sehen, wenn wir näher kamen, war es ein treibender Baumstamm oder ein Alligator. Nichts fanden wir. Wir suchten stundenlang und fanden nichts.

Ich landete in Edgardhafen und schlug Alarm. Fünf Boote sandte der Kommandant aus und zwei große Dschunken. Sie suchten drei Tage lang den Fluß ab. Aber sie hatten nicht mehr Glück wie wir. Wir sandten Telegramme an alle Stationen unten am Flusse. Nichts. – Niemand hat ihn mehr gesehen, den armen Seekadetten.

– – Was ich glaube? Je nun, das Floß hat sich festgefahren irgendwo am Ufer. Oder es ist gegen einen Baumstamm getrieben und zerschellt. So oder so: die schwarzen Reptile bekamen ihre Beute.«

Der Alte leerte sein Glas, hielt es dem Boy hin. Trank noch einmal aus, schnell, in einem Zuge. Dann strich er langsam mit den riesigen Nägeln durch den schmutziggrauen Bart.

»Ja,« fuhr er fort, »das ist die Geschichte. Als wir zurückkamen zum Bungalow, war Hong-Dok verschwunden und mit ihm seine Diener. Dann kam die Untersuchung – ich sprach Ihnen schon davon – sie ergab natürlich gar nichts Neues.

Hong-Dok war geflohen. Und nie wieder habe ich etwas von ihm gehört, bis eines Tages dieser Spielkasten ankam; in meiner Abwesenheit brachte ihn jemand. Die Leute sagten, es sei ein chinesischer Kaufmann gewesen; ich ließ ihm nachspüren, aber vergeblich. Da, nehmen Sie Ihren Kasten; sehen Sie sich die Bilder an, die Sie noch nicht kennen.«

Er schob mir die Perlmutterplatten hinüber: »Die hier zeigt Hong-Dok, wie ihn seine Diener in der Sänfte zu mir tragen. Hier sehen Sie mich und ihn selbst auf unserer Veranda, hier sehen Sie, wie ich ihn an der Gurgel fasse. Da sind mehrere Marken, die darstellen, wie wir versuchen, das Boot flott zu machen, und andere, die unsere nächtliche Bootfahrt wiedergeben. Ein Bild zeigt, wie Ot-Chen und der Seekadett gekreuzigt werden, und ein anderes, wie man ihnen die Lippen zunäht. Da ist die Flucht Hong-Doks; hier haben Sie meine krallenbewehrte Hand und auf der Rückseite seinen Hals mit den Narben.«

Edgard Widerhold brannte seine Pfeife wieder an: »Nehmen Sie nun Ihren Kasten,« sagte er. »Mögen Ihnen die Marken recht viel Glück bringen am Pokertisch – Blut klebt genug daran.«

Und diese Geschichte ist sehr wahr.

Sibylla Madruzzo

Der Gendarm empfing Frank Braun lärmend, er saß mit dem Wirt am Tisch, während Teresa das Essen auftrug. Er zeigte stolz seinen neuen Helm und sagte, daß er die Nacht in seinem Leben nicht vergessen wolle, in der er den alten vertrank. Bewundernd sah er Frank Braun an – ja, das war ein Kerl!

Frank Braun war nicht in der Laune zu singen und zu trinken. Die Reden Drenkers belästigten ihn, so lenkte er ab. »Die alte Bettlerin ist Ihre Freundin!«

Der Grenzer sagte: »Gewiß ist sie meine Freundin. Aber so alt ist sie gar nicht: ein paar Jahre jünger als ich und wenigstens zehn Jahre jünger als Raimondi!« Er wiederholte das dreimal, daß ihn der Wirt verstehen könne.

Der nickte bestätigend. »Sie sieht nur so alt aus.«

Drenker lachte. »Die Sibylla sieht aus wie achtzig, oder hundert, oder hundertundzwanzig. Das ist alles eins. Und doch ists wahr, daß wir alle drei verliebt in sie waren!«

Frank Braun war froh, daß der Wein und der Helm erledigt waren. Er hielt ihn fest. »Drei? Wer war in die Alte verliebt?« fragte er.

»Ho, nicht in die alte – in die junge Sibylla!« verbesserte ihn Drenker. »Wir drei waren in sie verliebt: Raimondi, Ussolo und ich – drei flotte Kaiserjäger! Bessere Liebhaber hatte nie eine Dirne in Val di Scodra – Was Raimondi? – Aber schlimm ists ausgelaufen und die arme Sibylla schleppt noch heute ihr Kreuz herum. Denn damals, Herr, war sie schlank und gerade wie eine Tanne und kein Mädel war hübscher in ganz Tirol. – Als der arme Ussolo so jämmerlich zugrunde ging, da bekam sie den Knacks.«

»So erzählen Sie doch,« drängte Frank Braun.

»Erzählen – ja, es ist eine ganze Geschichte!« rief Drenker. »Aber trocken?« Er goß die letzten Tropfen aus der Flasche in sein Glas.

Frank Braun hieß den Wirt ein paar Flaschen Vino Santo holen, vom Tobliner Tal. Er baute sie dicht vor dem Gendarmen auf. Drenker wollte ihm einschenken, aber er wehrte ab. »Nein, danke, ich mag heute nicht trinken.«

Drenker schüttelte den Kopf. »Komische Leute seid ihr gelehrten Herrn! Einmal trinken sie wie zehn alte Schiffskapitäne und dann wieder keinen Tropfen! – Es ist kein Sinn und Verstand darin.«

»Nein,« bestätigte Frank Braun, »es ist durchaus kein Sinn und Verstand darin. – Aber nun trinken Sie, Drenker, und erzählen Sie von den drei Liebhabern der jungen Sibylla Madruzzo.«

Der Gendarm schneuzte sich und brannte seine Pfeife an. Er hob das Glas an die Lippen, trank und schnalzte lobend mit der Zunge.

Dann begann er. Er erzählte laut, hastig, in zerhackten Sätzen. Immer wandte er sich schreiend an den Gastwirt: »Wars nicht so, Raimondi!« Der nickte stumm oder brummte ein »Ja!« zwischen den Zähnen.

Aloys Drenker sagte: »Das sind wohl dreißig Jahre her. Wir standen in Bozen alle drei, und waren die besten Freunde von der Welt. Ussolo – der war auch aus Val di Scodra; dort, wo es zur Kreuzplatte hinaufgeht, stand seiner Leute Haus. Nun ist das längst verfallen – der arme Ussolo liegt auf dem Kirchhof und seine Verwandten sind alle drüben in Argentinien. Nichts ist mehr da von der ganzen Sippe! – Also wir drei waren Kaiserjäger in Bozen; Ussolo und ich waren Unteroffiziere – aber Raimondi war gerade Feldwebel geworden. Was, Alter? – Nun gut, wenn die beiden Urlaub hatten, fuhren sie nach Hause und da bin ich ein paarmal mit ihnen gewesen. Denn wissen Sie, ich hatte kein Heim, mich hat meine selige Mutter im

Straßengraben gefunden und ist an dem Schreck schnell drauf gegangen. So wurde ich herumgestoßen und geschlagen bei fremden Leuten, und wohl wurde mir erst, als ich in der Kompagnie war. Die Kaiserjäger – das war meine Familie – und eine fesche dazu, nicht Raimondi? Hols der Teufel, eine bessere Truppe gibts auf der ganzen Welt nimmer! Also gut, ich fuhr ein paarmal mit meinen Freunden hinunter nach Val di Scodra – einmal mit Raimondi und zweimal mit Ussolo. Na, Sie können sich denken, wie die Leute schauten, wenn wir ankamen! Das ganze Dorf war vernarrt in uns. Und wir drei – alle drei – waren in die Sibylla vernarrt und jeder tat sein Bestes, ihr zu gefallen.

Aber keiner von uns sagte etwas, weder den andern, noch dem Mädchen. Jeder überlegte, und jeder faßte seinen Plan, aber heraus kam keiner damit. Wir schrieben ihr alle drei und sie schrieb uns auch – aber, wissen Sie, immer zusammen alle drei. Da, eines Winterabends, wie wir zusammen in der Kantine beim Gossensasser sitzen, sagt der Ussolo, daß er seinen Abschied nehmen wolle und nicht weiter kapitulieren. Ich denke, der Schlag rührt mich und ich frag ihn, ob ihn der Teufel stäche. Da kommts heraus! Er sagt, daß er die Sibylla liebe und sie heiraten und mit ihr leben und sein Land bebauen wolle in Val di Scodra. Er habe seiner Mutter schon geschrieben – denn der Vater war tot – und die sei einverstanden, daß er den Hof übernehme. Nun, zum nächsten Urlaub wolle er mit dem Mädchen sprechen. Da fuhr der Raimondi los! Brauchst dich nicht zu schämen, Alter, es war doch so! – Denn wissen Sie, damals kannte er die schöne Maria noch nicht, des Brixener Schulmeisters Tochter, die dann später seine Frau und Teresas Mutter wurde. Damals war sein Gedanke nur Sibylla und immer wieder Sibylla! – Na, wars nicht so, Alter? – Also, er fuhr los auf den Ussolo und sagte, daß er sich nicht unterstehen sollte, an das Mädchen zu denken. Er müsse sie haben und niemand sonst! Und er sei der Ältere und er sei Feldwebel – Da konnte ich auch nicht mehr an mich halten. Älter oder jünger, Feldwebel oder nicht, das sei ganz gleichgültig, sagte ich. Und ich liebe die Sibylla auch und ich wolle sie haben und kümmerge mich den Teufel um die wälschen Fack'n.

Ich schrie und der Raimondi brüllte und der Ussolo heulte und ehe wirs uns versahen, lagen wir einander in den Haaren und prügelten darauf los, daß es eine Freude war. Ein Leutnant kam dazwischen und störte den Spaß; dann hatten wir im Mittelarrest alle drei genug Zeit, über unsere Liebe und unsere Dummheit nachzudenken. Als wir herauskamen, war unsere Aufregung merklich abgekühlt und wir sahen nun ein, daß es herzlich dumm sei, uns wegen des Mädchens zu zanken, das doch nur einer haben konnte. Wir beschlossen also, der Sibylla selbst die Wahl zu überlassen und zu dem Zweck zum nächsten Septemberurlaub alle drei nach Val di Scodra zu fahren. Inzwischen war abgemacht, daß keiner ihr besonders schreiben sollte; so schrieben wir immer zusammen Briefe und schickten ihr auch zu Weihnachten und zu Ostern gemeinschaftlich ein Geschenk. Na, es war ja nicht viel, ein seidenes Kopftuch und eine silberne Schnalle – aber die Sibylla hat sie bis heute aufbewahrt und die Briefe auch. Also gut, der Frühling kam und der Sommer und wir fühlten uns alle nicht recht wohl. Jeder war mißtrauisch auf die andern beiden und alle paar Tage mußte einer dem andern schwören, daß er ganz gewiß nicht hinter dem Rücken doch einen Brief geschrieben habe. Endlich kam das Manöver und dann der Tag, da wir Urlaub bekamen. Es hielt schwer genug, daß wir alle drei loskamen, da Raimondi und ich bei derselben Kompagnie waren – aber schließlich gings doch. – Die Fahrt werd ich meiner Tage nicht vergessen! Keiner sprach ein Wort und jeder machte ein Gesicht, als ob er die andern lebendig auffressen wollte. Ich glaube, es war nur die Uniform, die uns noch zusammen hielt, sonst hätten wir aufeinander losgeschlagen wie an dem Abende in der Kantine.

Damals fuhr noch keine Post ins Tal und wenn es eine gegeben hätte, hätten wir doch nicht drauf gewartet. Wir marschierten los und spät in der Nacht kamen wir an. Raimondi ging zu seinen Eltern, ich ging mit Ussolo nach Hause. Geschlafen aber habe ich keinen Augenblick, immer fürchtete ich, mein Kamerad möchte aufstehen, um zu dem Hause der Madruzzo zu gehen. Ihm aber gings ebenso. Es war kaum hell, als wir aufbrachen, um Raimondi abzuholen, aus Angst, daß der uns zuvorkommen möchte. Kaum standen wir hier

vor dem Hause, als er auch schon herauskam – offenbar mit demselben Gedanken wie wir. Nun sahen wir wohl ein, daß es noch viel zu früh wäre zu Sibylla zu gehen, zumal es gerade ein Sonntag war. Wir gingen wieder in Raimondis Haus, kochten Kaffee und frühstückten. Dann trat Ussolo vor den Spiegel – so sehr hatten wir uns beim Aufstehen geeilt, daß wir kaum die Haare gekämmt hatten. Er frisierte sich und machte sich schön – und da zeigte sich, daß wir doch noch gute Freunde und Kameraden waren. Raimondi holte alles heran, was er hatte, Stiefelglanz, Bürsten, Kämme, sogar Schnurrbartwichse, und wir halfen einander, uns so stattlich herauszuputzen wie nur möglich. Fesch muß der Kaiserjäger sein, was, Raimondi? So ging die Zeit herum, schneller wie wir geglaubt. – Dann kamen Raimondis Eltern und wir mußten noch einmal mit ihnen Kaffee trinken. Endlich brachen wir auf, schnitten im Garten noch ein paar Rosen für die Mützen und dann gings zum Hause der Madruzzo. Aber ehe wir noch da waren, rief Ussolo: »Da kommt sie!« Und wirklich, da stand sie vor uns im Olivengarten und lachte. Sie war im Sonntagputz und sie war so sauber und hübsch, daß mir das Herz lachte im Leibe. Aber dabei klopfte es doch so stark, und ich fühlte eine solche Angst, daß ich kaum wagte, einen Schritt weiter zu gehen. Aber auch den beiden Kameraden erginge nicht anders und sie blieben stehn wie ich. Sagt der Raimondi: »Freunde, ich bin der älteste!« »Ja,« sag ich, »das bist du wohl – doch –« Er aber flüsterte: »Sei still und hör, was ich sag! Wir haben ausgemacht: der, den sie will, der soll sie haben. Aber die andern beiden sollen ihm deshalb nicht feind sein, sondern gute Freunde wie zuvor.« – »Bist du deiner Sache so sicher?« dachte ich. Aber ich war meiner Sache auch sicher, denn ich glaubte bestimmt, daß sie gerade mich anlachte und nicht die andern. Darum sagte ich: »Hand drauf!« und schlug ein. Der Ussolo sagte gar nichts, aber er gab auch seine Hand. »Gut denn,« sagte Raimondi. »Vorwärts, marsch! – Und ich spreche, weil ich der älteste bin und Feldwebel!« – Das wollte mir nun gar nicht gefallen, aber es war nichts mehr zu reden, denn er ging mit langen Schritten vor und wir mußten laufen, ihm beizubleiben. Wir grüßten mit der Hand an der Mütze und Raimondi wollte eine Rede beginnen. Aber es kam nichts heraus. Wir standen

stumm vor ihr und glotzten sie an. Da lachte die schwarze Sibylla und streckte uns die Hände hin und fragte, wie es uns gehe, und sagte, das sei nett, daß wir alle drei zusammen zum Urlaub gekommen. Sie bedankte sich für die Briefe und die Geschenke und sagte, daß sie für jeden von uns eine Uhrkette geflochten habe aus ihren Haaren. So plauderten wir, aber eigentlich sagten wir gar nichts und nur die Sibylla lachte und schwatzte, und wir standen da wie die dummen Bauern und starrten sie an. Ich sah wohl ein, daß es eine Schmach wäre für uns Kaiserjäger und stieß den Raimondi an, daß er sprechen sollte. Aber der tat, als merkte er es gar nicht. Dann flüsterte ich dem Ussolo zu: »So red doch!« – Der Ussolo redete auch – aber was! Er erzählte stotternd, wo wir im Manöver gewesen. Da wollte ich sprechen, aber es ging auch nicht. Wenn nur die andern nicht dagewesen wären, hätte ichs ganz leicht gekonnt, das fühlte ich. Darauf also gründete ich meinen Plan. Ich sagte der Sibylla, wir drei hätten einen Augenblick etwas allein zu besprechen. Sie lachte und wollte gleich nach Hause gehen, ich aber sagte ihr, daß sie ein klein wenig warten möchte; da ging sie etwas abseits in den Olivengarten. Nun sagte ich den beiden, daß sie Esel seien – und ich auch: alle drei seien wir Esel! Und so ginge es nicht weiter. Ich nahm drei Grashalme und hielt sie in der Hand: wer den längsten ziehe, der solle zuerst mit ihr sprechen dürfen – allein. Damit waren sie einverstanden. Der Feldwebel zog zuerst, dann Ussolo: er fand den längsten Halm. Ich aber hatte den allerkleinsten, kam also zuletzt daran. Nun, ich tröstete mich, war ich doch überzeugt, daß die beiden Wälschen einen Korb bekämen, und daß sie auf mich warten würde. Ussolo ging inzwischen zu der Sibylla und wir beide setzten uns ins Gras, drehten ihnen den Rücken zu und warteten. Ein Soldat, wissen Sie, ist das Warten gewohnt; das lernt man schon beim Postenstehen. Aber obwohl wir zu zweit waren, ist mir doch nie ein Warten so lange geworden wie dieses. »Sind sie denn immer noch nicht fertig?« dachte ich. Keiner von uns sprach ein Wort; ich sah, wie der Raimondi stier vor sich hinguckte, plötzlich sagte er: »Nun halt ichs nicht mehr aus. Der Ussolo könnte doch längst fertig sein!« Wir drehten uns um, aber die beiden waren verschwunden. Wir standen also auf und gingen ein wenig hinein in

den Olivengarten, spähten rechts und links, aber sahen niemanden. Ich rief halblaut und dann lauter: »Ussolo!« Aber niemand gab eine Antwort. Da brüllte Raimondi, als wenn er drei Regimenter vor sich habe: »Ussolo! Ussolo!« – Jetzt antwortete der Kerl: »Ja! Ja! Wir kommen schon!« Und gleich darauf kamen sie auch angelaufen. Ussolo lachte über das ganze braune Gesicht und streckte uns beide Hände entgegen. »Verzeiht mir, Kameraden, wir beide hatten euch wirklich ganz und gar vergessen!« Dann, wie er unsere verdutzten und ärgerlichen Gesichter sah, nahm er vor Raimondi Stellung, legte die Hand an die Mütze und sagte: »Herr Feldwebel, melde gehorsamst: Unteroffizier Ussolo nebst Braut Sibylla Madruzzo.« Und das Mädchen machte ein sehr ernstes Gesicht dazu und einen tiefen Knix. Später habe ich einmal die Sibylla gefragt, wer von uns wohl ein dümmeres Gesicht gemacht habe, Raimondi oder ich. Aber sie hatte leider darauf nicht acht gegeben, und so wird sich das nie feststellen lassen. Dumm aber waren sie beide – das schwöre ich!

Raimondi faßte sich zuerst. Er griff in die Tasche und zog ein hübsches, silberbeschlagenes Portemonnaie heraus, das gab er der Sibylla und gratulierte beiden. Da holte ich auch die Ohrringe hervor, die ich für sie gekauft hatte, und gab sie ihr als Brautgeschenk. Ussolo schlug sich vor den Kopf und rief: »Herrgott – und ich habe ganz vergessen ihr mein Geschenk zu geben!« Damit zog er eine hübsche kleine Uhr heraus. So hatten wir alle drei ihr heimlich etwas mitgebracht, aber nur dem Ussolo kam es zugute. – Der arme Kerl, wenn er nur gewußt hätte, wie kurz sein Glück sein sollte!

Dann ließen wir die beiden allein und ich ging mit Raimondi nach Hause. Wir waren recht niedergeschlagen, aber dennoch fühlten wir uns erleichtert, daß wenigstens der bisherige unerträgliche Zustand zu Ende war. Wir beschlossen, recht brüderlich zu den beiden zu sein, wie echte Kameraden, die so lange Jahre treue Freunde waren. Aber es ging nicht so leicht, wie wir dachten; jedesmal, wenn wir Ussolo und Sibylla sahen, in ihrem großen Glück, wurden wir neidisch und man sah uns wohl an, wie wenig wir im Grunde es ihnen gönnten. So dachten wir, daß es wohl das beste wäre, wieder

abzureisen nach Bozen, ehe der Urlaub zu Ende. Hätten wirs doch getan! Aber Ussolo drängte uns und quälte, wir möchten doch bleiben, wenigstens bis zum nächsten Sonntag. Da war Kirchweih in dem Nachbardorfe – in Cimego, wissen Sie, sieben Stunden über die Berge nach der Grenze zu. Jetzt ist die Gendarmeriestation dort, und ich wohne da. Dahin hatte uns Ussolo eingeladen; er hatte verwandte dort, und denen wollte er seine schöne Braut zeigen – und zugleich uns, seine Freunde von den Kaiserjägern. Wir hatten nur wenig Lust, unser Sinn stand gar nicht nach Festen und Kirchweih. Aber Ussolo gab nicht nach und die Sibylla half ihm mit Bitten, so ließen wir uns überreden. Wir wollten also nach Cimego, um dort Abschied zu feiern, ehe wir zurückfahren zum Regiment. Wir beschlossen nachts aufzubrechen, unterwegs in einer Köhlerhütte zu ruhen, um früh am Morgen im Nachbardorfe einzutreffen.

Nun muß ich sagen, daß Ussolo gerne trank. Nicht, daß er ein Säufer war, aber er konnte so wenig vertragen und nach ein paar Glas schon wurde er sehr lustig und manchmal wild. Und jetzt in seiner Freude als Bräutigam, und daheim im Urlaub unter alten Bekannten und Freunden, die ihn einluden, ein Glas mit ihnen zu trinken, war er jeden Abend fidel und lärmte und randalierte durch die Gassen. Das mochte nun die Sibylla gar nicht leiden, denn was trinken heißt, das wußte sie von Kindesbeinen an. Ihr Vater nämlich, der alte Carlo Madruzzo, hatte die ausgepichteste Kehle im Dorfe, und da verging kaum ein Tag, an dem sie seine schweren trunkenen Fäuste nicht fühlte. So war es denn kein Wunder, wenn sie bei ihrem Bräutigam die Flasche nicht gerade gerne sah; sie machte ihm Vorwürfe und er versprach ihr, kein Glas mehr anzurühren – – aber am Abend war er doch wieder betrunken. Daher kam es, daß Sibylla den Wein, den Ussolo trank, noch mehr haßte, wie den, der durch ihres Vaters Gurgel floß. Als wir nun in der Nacht zum Sonntage – sie war finster und kein Stern war am Himmel – aufbrachen, richtete die Sibylla es so ein, daß sie mit mir ging, während Ussolo und der Feldwebel ein wenig voranschritten. Raimondi und Sibylla trugen Laternen; ihr Schatz schleppte einen schweren Korb, in dem er in frisches Laub

Fische verpackt hatte, die er am Abend im See gefangen hatte und nun seinem Onkel in Cimego bringen wollte. Den Rucksack, den auch Ussolo eingepackt hatte, trug ich; es war Brot darin, Schinken und Wurst, dazu fünf Flaschen guten Weines. Darauf hatte nun die Sibylla es abgesehen. Als wir nach einer halben Stunde an eine Quelle kamen, blieb sie stehen und bat mich, ihr den Rucksack zu geben. Sie wartete noch eine Weile, bis sie die beiden andern genügend weit entfernt glaubte, dann nahm sie die Flaschen heraus und öffnete sie. Sie fragte, ob ich noch einmal trinken wolle, und ich nahm auch ein paar gute Züge. Dann schüttete sie den Wein aus, eine Flasche nach der andern. Ich wollte sie hindern, aber sie lachte und sagte, für diese eine Nacht könnte ich doch wohl verzichten auf den Wein, morgen gäbe es ja genug in Cimego. Sie füllte die Flaschen bis zum Rande mit Wasser voll und verkorkte sie wieder sorgfältig; beide freuten wir uns dabei auf das Gesicht, das Ussolo machen würde, wenn er entdeckte, daß sein Wein so zu Wasser geworden war.

Wir schritten rüstig aus und holten bald die andern ein. Wir brüllten unsere Soldatenlieder und dazwischen sang die schöne Sibylla. So vergingen die Stunden. Ein paarmal schlug Ussolo vor, man solle nun ein Glas Wein trinken; aber ich rückte nicht heraus damit, sagte ihm, daß er warten müsse, bis zu dem Rastplatze in der Köhlerhütte.

Wir waren um neun Uhr abmarschiert und konnten so bequem gegen drei Uhr morgens in der Hütte sein. Dort wollten wir uns stärken und dann etwas ausstrecken; wir hatten ja unsere Mäntel und für die Sibylla war eine warme Decke da, die Raimondi trug. Dann wollten wir nach ein paar Stunden das letzte Stückchen hinabsteigen ins Cimegotal. Es war kalt genug auf dem Wege, und Ussolo hängte seiner Braut seinen Mantel um. Aber wir waren alle froh und gut gelaunt, und wie wir so zusammen marschierten, hintereinander im Gänsemarsch, oder auch Arm in Arm, wenn der Weg etwas breiter war, kam es uns vor, als ob die schöne Rose nicht ihm allein gehöre, dem Ussolo, sondern gemeinsam allen drei Brüdern von den Kaiserjägern.

Es war ein Uhr vorbei, als wir durch die Schlucht des Boazol schritten. Raimondi ging voran mit der Laterne, ich war hinter ihm. Dann kam Sibylle und den Schluß machte Ussolo. Plötzlich hörte ich ihn fluchen; er war ausgerollt und lag auf den Steinen. Aber er sprang gleich wieder auf. Ich wandte mich und sah nach ihm, Sibyllas Laterne beleuchtete ihn hell genug.

»Verdammtes Vieh!« rief er, und ich sah, wie er in dem Lichtschein eine kleine Schlange in der Hand hielt. Er faßte sie am Schwanz und zerschlug ihr den Kopf an den Felsen.

»Hat sie dich gebissen!« fragte das Mädchen ängstlich.

Er lachte und sagte, er habe jedenfalls nichts davon gemerkt. Wir waren alle zu ihm hingetreten und sahen, daß er sich Gesicht und Hände ein wenig zerschunden hatte bei dem Fall. Sibylla reinigte ihn mit ihrem Tuche. Dann nahm er seinen Korb wieder auf und wir gingen weiter; diesmal schritt er hinter Raimondi und ich war der letzte.

Noch keine fünf Minuten waren vergangen, als Ussolo zähneklappernd stehen blieb; er zitterte vor Frost und bat Raimondi ihm seinen Mantel zu leihen. Er zog den Mantel an und legte noch die Decke, die für Sibylla bestimmt war, über die Schultern, aber es fror ihn immer noch. Ich rief ihm zu, tüchtig auszuschreiten und das tat er denn auch. Nach einer Weile sah ich, wie er sich mit der Hand an den Felsen stützte, es war, als ob er betrunken wäre. Aber er sagte nichts und so schwieg ich auch, um seine Braut nicht zu erschrecken. Das ging so eine Zeitlang, dann faßte ihn wieder ein Schwindel; er taumelte nach vorne über und wäre lang hingeschlagen, wenn Raimondi ihn nicht gestützt hätte. Er setzte den Korb nieder und hielt sich mühsam an der Felswand aufrecht.

»Was ist dir!« schrie die Sibylla. Er schüttelte den Kopf und versuchte zu lachen.

»Nichts,« sagte er. »Ich weiß nicht –«

Der Feldwebel hielt ihm die Laterne ins Gesicht. Dann griff er seine linke Hand und betrachtete sie genau von beiden Seiten. »Da, du Esel,« rief er, »natürlich hat sie dich gebissen!« Wir drängten heran und ich bemerkte eine ganz kleine Wunde dicht am Puls; ein Blutströpfchen kam heraus, kaum größer wie ein Nadelknopf. Die Hand und das Gelenk waren geschwollen, und schwollen schnell immer mehr an, fast unter unsern Augen. Raimondi, der einen Samariterkurs durchgemacht hatte, griff schnell in seine Tasche und nahm ein Tuch. Dann fiel sein Blick auf den Rucksack, er steckte das Tuch wieder ein und befahl mir die Schnüre abzuschneiden. Wir banden die Hand ab, oberhalb der Wunde, und zogen die Schnur zu, so fest es nur gehen mochte, so daß sie ihm tief in die Haut schnitt. Inzwischen taumelte Uffoto hin und her und wir mußten ihn platt auf den Boden legen.

Raimondi sagte: »So, das wäre das erste. Nun müssen wir die Wunde aussaugen.« Sofort warf sich Sibylla über ihren Bräutigam, aber Raimondi riß sie zurück. Er leuchtete ihr ins Gesicht und stieß sie gleich weg: sie habe einen kleinen Sprung in der Lippe, da könne sie sich auch noch vergiften, sagte er. Dann zog er mich heran, hieß mich den Mund aufsperrn und suchte mit seiner Laterne. »Du kannst es tun!« rief er.

Ich nahm also Ussolos Hand und sog aus Leibeskräften. Der Speichel lief mir zusammen und ich spie aus zur Seite hin, es war mir, als schmeckte ich das Gift mit der Zunge. Aber es mag wohl nur eine Einbildung gewesen sein. Ich sog, bis mich Raimondi wegriß, »Jetzt muß er trinken,« sagte er. »Je mehr, je besser. Alles was wir haben. Da bleibt das Herz in rascher Tätigkeit.«

Er griff in den Rucksack und entkorkte die erste Flasche. Ich hörte einen leisen Schrei der Sibylla, sie hielt sich fest an meinem Arm. Sie stammelte leise: »O Madonna – Madonna!« Und ich verstand, daß sie zur Mutter Gottes betete und sie bat, ein Wunder zu tun. Ich war so erschreckt und verwirrt, daß ich leise mit ihr betete, und ich weiß heute noch, daß ich in jenem Augenblicke wirklich die Hoffnung

hatte, das Wasser möchte sich wieder in Wein verwandeln. Aber leider geschehen heute keine Wunder mehr, wie auf der Hochzeit zu Kanaan!

Ussolo setzte die Flasche an die Lippen und trank gierig – aber gleich spie er alles wieder aus. »Wasser!« stöhnte er, Raimondi trank selbst einen Schluck, schüttelte den Kopf und warf die Flasche in die Schlucht. Er glaubte wohl an einen zufälligen Irrtum und öffnete die nächste Flasche. Sibylla zitterte und wagte in ihrer Todesangst kein Wort zu sagen, und ich war auch von meiner Mitschuld so niedergedrückt, daß ich nicht eine Silbe über die Lippen brachte.

Wieder nahm Ussolo einen Schluck und wieder spie er ihn aus. Raimondi nahm die nächste Flasche und schlug ihr den Hals ab, sah, daß auch diese voll Wasser war und warf sie fort. Nun faßte ich mir ein Herz und sagte, was geschehen wäre. Aber ich sagte, daß ich den schlechten Witz gemacht hätte und sprach kein Wort von Sibylla – – noch heute bin ich froh darüber, daß ich das tat. Raimondi schrie, ich wäre ein Verbrecher; aber Ussolo sagte schwach, daß er wohl wüßte, daß ich es nicht böse gemeint hätte. Er streckte mir die andere Hand hin zum Zeichen der Vergebung, und er sagte, daß es ja nicht so schlimm wäre und daß er wohl bald wieder auf könnte. Ich redete auch und versuchte ihn zu trösten, doch Raimondi riß mich auf und schrie, daß jetzt keine Zeit sei zu schwatzen. Er nahm sein Taschenmesser, steckte die schärfste Klinge in die Flamme der Laterne und befahl mir, meines zu nehmen und ein gleiches zu tun. Als sein Messer glühend heiß war, schnitt er in die Wunde und vergrößerte sie. Dann nahm er mein Messer und ich mußte das andere in die Flamme halten; so wechselte er immer und schnitt und brannte in der Wunde. Der arme Ussolo litt entsetzlich, er versuchte seinen Schmerz zu verbeißen, wie ein guter Soldat; es war jämmerlich, wie wir ihn quälten – so völlig nutzlos. Die Sibylla kniete vor ihm und hielt seinen Kopf und er stöhnte und knirschte mit den Zähnen.

Endlich war der Feldwebel fertig, wir sahen ein, daß wir nicht einen Schritt mit ihm weiter konnten, da war es das beste, daß einer von uns nach Cimego lief, um Hilfe zu holen. Ich kannte den Weg nicht, so ging Raimondi; er hoffte, beim Pfarrer Aetzkali und Salmiakgeist zu bekommen. Er nahm seine Laterne und schritt rasch aus, nach einer kurzen Weile war er verschwunden.

Die Stelle, wo wir lagen, war mißlich genug. Rechts stieg die Felswand auf – links fiel die Schlucht ab, nicht gerade steil, aber doch unbequem genug in der Dunkelheit. Der Weg dazwischen war sehr schmal. Ich rollte einen Mantel zusammen und gab ihn Ussolo als Kopfkissen, auf dem andern Mantel lag er. Ueber ihn breitete ich die Decke und den dritten Mantel. Aber er fror trotzdem; ein Frostschauer schüttelte ihn über den andern. Nach einer Weile begann er nach Atem zu ringen, er schnappte, und es war, als ob die Lungen nur mühsam arbeiten könnten. Er sagte nichts, nur manchmal stöhnte er leise. Die Sibylla kniete vor ihm; auch sie sprach kein Wort, ganz erstarrt schien sie zu sein. So schwatzte ich denn drauf los, sagte ihm, daß ja nun die Quälerei vorüber wäre und daß der Feldwebel bald kommen werde mit guter Hilfe. Dann wußte ich nichts Rechtes mehr und sagte dasselbe noch einmal – – ich glaube, ich habe es wohl hundertmal gesagt in dieser gottverlassenen Nacht. Aber es war ja auch ganz gleichgültig, was ich sagte, es hörte doch keiner zu von den beiden. Manchmal ließ die Atemnot nach, dann befiel sie ihn wieder; auch die Schwindelanfälle kehrten regelmäßig zurück.

Eine Stunde verrann nach der andern. Die Nacht sank und die Nebel krochen von den Bergen. Es wurde Tag, und der kalte, feuchte Frühwind strich durch die Schlucht. Zuweilen, wenn er ruhig dalag, glaubten wir, daß es besser würde, aber bald überfiel ihn wieder ein kräftiges Zittern; auch bewußtlos war er für Augenblicke. An der Handwurzel hatte er stechende, sehr heftige Schmerzen; die Hand war entsetzlich angeschwollen und die wunde Stelle sah tief blaurot aus. Gegen sechs Uhr morgens bekam er Krämpfe, er hob den Leib hoch und ließ ihn schwer zurückfallen. Dann riß es ihn in den

Muskeln, die Finger der gesunden Hand krampften sich und die Beine stießen nach vorne in starken Zuckungen. Wir hielten ihn mit Mühe fest und er wurde auch wieder ruhiger; aber bald fing die Atemnot von neuem an und mit ihr der Schüttelfrost.

Es wurde acht Uhr; Raimondi mußte längst zurück sein nach meiner Schätzung. Ussolo war um diese Zeit ein wenig stiller geworden und schien zu schlummern; so dachte ich, daß es das beste sei, wenn ich aufbräche, um den Feldwebel zu suchen. Ich sprang also auf und lief den Pfad entlang, der nach Cimego führte, so schnell mich nur meine Beine tragen mochten. Nach einer Stunde etwa kam mir Raimondi entgegen, mit ihm waren der Pfarrer und drei Burschen von Cimego.

»Lebt er noch!« schrie der Feldwebel. Ich nickte und kehrte mit ihnen um. Raimondi sah aus wie ein Wilder, seine schöne Uniform war von oben bis unten voll Schmutz; Gesicht und Hände starrten von Blut und Schweiß. Er war fehlgetreten, abgestürzt und hatte dabei seine Laterne zerschlagen. Nun hatte er im Finstern seinen Weg gesucht, sich verirrt, und erst bei Tagesanbruch gemerkt, daß er in ein falsches Tal geraten war. Er mußte also wieder zurück und fand nur mit Hilfe eines Geißbuben, den er unterwegs traf, den Weg nach Cimego. Dort hatte er gleich den Pfarrer geholt, von der Messe weg, und war dann zurückgelaufen mit den Leuten. Während er mir noch erzählte, hörten wir plötzlich einen wilden, gräßlichen Schrei. Wir erkannten Sibylles Stimme und rannten nun wie rasend weiter. Raimondi weit voraus, hinter ihm sprang der Pfarrer von Cimego, die schwarze Soutane mit beiden Händen hochhebend. Er war ein braver Mann; konnte er mit seinen Doktormitteln nicht zur rechten Zeit kommen, so hoffte er doch, als Priester nicht zu spät zu sein, um dem Sterbenden die letzte Oelung zu geben.

Aber es war zu spät für beides. Wie wir herauskamen aus der Schlucht, sahen wir dicht vor uns einen Toten liegen. Sein Gesicht war furchtbar verzerrt, die Augen quollen ihm weit aus den Höhlen. Die rechte Hand war fest gekrallt in seinen Mantel, die Beine hoch

an den Leib gezogen. Vor ihm stand Sibylla, aufrecht, aber den Leib vornüber gebeugt – – so, wie sie jetzt geht und steht. Wir gaben zuerst wenig acht auf sie, beschäftigten uns nur mit Ussolo, rieben ihn, gossen ihm Wein in die offenen Lippen und hielten ihm Aether unter die Nase. Aber wir sahen bald ein, daß alles zu spät war, und daß es aus war mit ihm. Wir breiteten einen Mantel über ihn und wandten uns zu seiner Braut.

Wir fragten sie, wie er gestorben sei, sie gab uns keine Antwort. Wir drängten sie und sahen wohl, daß sie uns verstand; ihre Lippen bewegten sich, aber ihr Mund war stumm; sie hatte die Sprache verloren. Ihre Augen blieben trocken, keine Träne fiel, und nicht einmal mehr in all den Jahren – selbst an seinem Grabe nicht – hat sie weinen können. Der Pfarrer nahm sie in die Arme und versuchte sie aufzurichten; es gelang ihm nicht und er bat mich, ihm zu helfen. Alle halfen wir – – aber sie blieb steif wie sie war – den Oberkörper gerade nach vorne gerichtet. Wir wollten es nicht glauben, faßten sie rauh an und versuchten es mit Gewalt: es war unmöglich.

Was da vorging in diesen letzten zwei Stunden, die Ussolo lebte, das weiß ich bis heute nicht. Ich habe später oft die Sibylla darnach gefragt, bat sie, sie möchte es mir aufschreiben. Aber sie schlug die Hände vor das Gesicht, schauderte und schüttelte den Kopf – so gab ich es endlich auf. Schrecklich muß es gewesen sein – das las man auf ihrem Gesicht! Ihre Züge waren verzerrt und starr, es war, als habe sie in die offene Hölle gesehen. Und dieser Schreckensausdruck wich nicht, er blieb; erst mit den Jahren, als ihre Haut runzlig und braun wurde, als sie alterte, weit vor ihrer Zeit, ist der Ausdruck allmählich geschwunden. Heute sieht man nur wenig mehr davon.

Aber der furchtbare Krampf, der ihren Körper brach, gab sich nicht, noch fand sie jemals die Sprache wieder. – Wir machten Bahren und trugen sie und Ussolo nach Cimego – dort liegt er begraben.

Das ist die Geschichte von der schönen Sibylla und ihrem armen Bräutigam.«

Der Gendarm schnaufte und trank drei große Gläser Wein, um seine Rührung zu ersticken. Frank Braun fragte: »Und machte man keinen Versuch sie zu heilen?«

»Keinen Versuch?« Drenker lachte. »Wir haben alles getan, was wir konnten, Raimondi und ich! – Als wir sie zurücktrugen in ihr Heimatdorf, war ihr Alter betrunken, wie gewöhnlich. Er schrie und schimpfte und hätte sie am liebsten geschlagen in seiner blinden Wut. Da nahm sie Ussolos Mutter auf. Später fuhren wir sie zur Stadt; aber der Arzt sagte, daß er nicht helfen könnte, sie müßte nach Innsbruck – da lag sie Jahr und Tag im Spital. Man quälte sie gehörig mit allen möglichen Mitteln und experimentierte so an ihr herum. Aber es war nichts zu machen und endlich schickte man sie wieder nach Hause – krumm und steif, wie sie war. – Inzwischen war der Vater gestorben – ertrunken im See, als er wieder einmal völlig besoffen war; ihr Erbteil bestand aus Schulden. Sie wohnte dann wieder bei Ussolos Mutter, und haust noch jetzt in der zerfallenen Hütte, obwohl die Alte auch schon lange tot ist. – Sie braucht ja nicht viel und die paar Kreuzer bittet sie auf der Landstraße zusammen an den Posttagen. – Sie ist eine krumme, alte, häßliche Bettlerin geworden, aber solange Aloys Drenker lebt, wird er gut zu ihr sein.«

Der tote Jude



Als zwölf Uhr schlug, sagte der Schauspieler: »Und nun ist der Tag gekommen, an welchem vor nunmehr –«

Aber der, den er anredete, unterbrach ihn: »Bitte, lassen Sie. Dieses Datum ist mir höchst zuwider.«

»Ah, er fängt an, sentimental zu werden! Steht Ihnen schlecht!« höhnte jener.

Der andere sagte: »Nein. – Aber es sind Erinnerungen –«

» – – so unerhört erschrecklicher Natur, daß Stein und Bein gefrieren,« lachte der Schauspieler. – »Wie alle Ihre Erinnerungen! Also bitte: erleichtern Sie sich.«

»Ich tu es nicht gern,« sagte er. »Das alles ist so maßlos roh –«

»Oh, Sie Lämmerschwänzchen! Seit wann nehmen Sie Rücksicht auf unsere Nerven? Während alle auf seidenen Teppichen schreiten, stapft Ihr Lederschuh durch schlammiges Blut. Sie sind eine Mischung von Brutalität und Stilgefühl.«

»Ich bin nicht brutal,« sagte er.

»Das ist Geschmackssache!«

»So will ich schweigen.«

Der Schauspieler schob ihm das Zigarettenetui über den Tisch.

»Nein, erzählen Sie. Es ist gut, daß man nicht vergißt, daß auch heute noch Blut fließt in dieser besten aller Welten. Außerdem ist das gar nicht wahr, daß Sie nicht erzählen wollen: Sie wollen sprechen und wir sollen hören. Also hören wir.«

Der Blonde öffnete das Etui. »Englischer Dreck!« brummte er. »Alles ist Dreck, was aus diesem verfluchten Lande kommt.« Er brannte sich seine eigene Zigarette an. Dann begann er.

Das ist nun schon manches Jahr her. Ich war damals ein krasses Fuchselein, siebzehn Jahre alt. Ich war so unschuldig wie ein Känguruhchen in der Mutter Bauchtasche, aber ich spielte den zynischen Lebemann. So wie er sich darstellte in dem Känguruhköpfchen, es muß komisch genug gewesen sein.

Einmal bollerte es nachts an meine Türe.

»Aufstehn!« schreit es. »Sofort aufmachen!«

Ich fuhr aus dem Schlafe, alles schwarz ringsum.

»Aber so wach doch auf, zum Teufel!« – jetzt erkannte ich die Stimme meines Leibburschen – »Wie lange willst du mich hier warten lassen!«

»Komm herein,« antwortete ich, »ist ja nicht abgeschlossen.«

Krachend flog die Türe auf. Der lange Mediziner stolperte ins Zimmer und brannte die Kerze an.

»Raus aus dem Bett!« schrie er.

Ich warf einen entsetzten Blick nach der Uhr. »Aber erlaube mal, ist ja noch nicht vier Uhr! Ich habe kaum zwei Stunden geschlafen.«

»Und ich überhaupt nicht,« lachte er, »komme grad von der Kneipe. Raus aus dem Bett, sag ich dir, und geschwind in die Kleider, Fuchselein!«

»Aber was ist denn los! Ein Vergnügen ist das nicht.«

»Soll's auch nicht sein. Zieh dich an, ich erzähle dir derweil.«

Während ich mühsam den Schlaf aus den Augen wusch und zähneklappernd in die Hosen fuhr, setzte er sich schnaufend auf den Sessel und paffte seine gräßliche Brasilzigarre. Ich hustete und spuckte.

»Kannst wohl den Rauch nicht vertragen, Fückslein?« rülpste er.
»Na, wirst dich schon dran gewöhnen! Also paß auf, heute morgen haben wir eine Pistolenkiste, draußen im Kottenforst. Ich bin Sekundant und der Goßler wollte auch mitkommen. Nun haben wir zwei durchgebummelt, um pünktlich zur Stelle zu sein, da ist der Kerl mir schlapp geworden. Das ist alles. Also eil dich!«

Ich unterbrach mein Gurgeln: »Ja aber – was soll ich denn dabei?«

»Du? – Herrgott, bist du ein Rindvieh! Ich hab doch keine Lust, allein da rauszufahren, stundenlang. Ich nehm dich mit. Fertig!«

Es war eine scheußliche Nacht. Regen, Wind und aufgeweichte Straßen. Wir liefen über die Gassen zum Korps Hause, da wartete unser Wagen. Die andern waren schon vorausgefahren.

»Natürlich!« schimpfte der Leibbursch. »Da sitzen wir, nüchtern wie die Schweine, und der Korpsdiener hat den Frühstückskorb mit. Lauf hinauf, Fückslein, sieh zu, ob du im Kneipzimmer eine Flasche Kognak erwischst.«

Schellen, warten, fluchen, frieren; aber ich bekam meinen Kognak. Wir stiegen ein und der Kutscher hieb auf die Gäule.

»Heut ist der dritte November!« sagte ich. »Mein Geburtstag, der fängt nett an.«

»Trink!« rief mein Leibbursch.

»Und einen Jammer hab ich auch. Und was für einen!«

»Trink doch, Rhinzeros!« schrie er. Er paffte mir den ekelhaften Rauch ins Gesicht, daß ich fast seekrank wurde.

»Warte, mein Junge,« grinste er, »ich werde dir den Jammer vertreiben.«

Und nun erzählte er. Mediziner geschichten vom Seziertisch. Ho, er war ein Kerl! Aß sein Butterbrot im Leichensaal, ohne die Finger zu waschen, mitten zwischen dem Präparieren. Ho, abgeschnittene Beine und Arme, bloßgelegte Hirne, kranke Lebern und Nieren und Gebärmütter, das gefiel ihm. Je fauler, je besser, schön verwesen lassen, den Dreck. Und dann doch ein Präparat herauskitzeln, blitzsauber alle Muskeln und Venen.

Natürlich trank ich. Aus der Flasche, einen Schluck nach dem andern. Zwanzig Geschichten erzählte er mir und eine verfaulte Milz war noch das Appetitlichste, das darin vorkam. Verdammt noch mal, das lernt man im Korps: seine Nerven meistern.

Zwei Stunden, dann hielt der Wagen. Wir krochen hinaus und wateten vom Wege in den Wald hinein. Im dämmernden Morgennebel durch die kahlen Bäume.

»Wer knallt denn heute eigentlich?« fragte ich.

»Halt's Maul! Wirst es schon früh genug sehn,« brummte der Leibbursch. Er war plötzlich schweigsam geworden. Ich hörte, wie er laut schluckte und seine Trunkenheit hinunterwürgte. Wir kamen auf eine Lichtung, etwa ein Dutzend Menschen standen da herum.

»Fax!« rief der Leibbursch.

Unser Korpsdiener kam in langen Sprüngen hergelaufen.

»Soda!« Der Korpsdiener brachte den Korb; drei Flaschen Soda trank der Leibbursch.

»Schweinezeug!« brummte er und spie aus. Aber ich sah wohl: er war völlig nüchtern geworden.

Wir gingen über den Platz und grüßten. Da standen bei ihren ausgebreiteten Verbandskästen zwei Aerzte, der eine war ein Alter Herr von uns. Dann drei Korpsburschen von Marchia und deren

Korpsdiener, der mit dem unsern plauderte. Und, ganz allein, abseits an einen Baum gelehnt, ein kleiner Jude.

Jetzt wußte ich, um was es sich handelte. Das war Selig Perlmutter, , und er sollte sich mit dem langen Märker schießen. Eine Wirtshausgeschichte; die Märker hatten in ihrem Stammlokal gesessen, als Perlmutter mit ein paar Freunden hereintrat, laut begrüßt von wütendem: »Juden raus!« Die andern gingen, aber Perlmutter hatte schon den Hut an den Haken gehängt; er wollte nicht weichen, setzte sich und rief nach Bier. Da war der Märker aufgesprungen, hatte ihm den Stuhl von hinten weggezogen, daß er zur Erde fiel unter lautem Gejohle der Korpsbrüder. Hatte dann den Hut vom Ständer gerissen und zur Türe hinausgeworfen in den Kot. »Marsch nach, Saujud!« Aber der kleine Jude war kreideweiß aufgesprungen, hin zu dem langen Märker, und hatte ihm, klatsch! eine Ohrfeige mitten ins Gesicht geschlagen. Dann freilich war er unter Hieben und Tritten aus dem Lokal geflogen. Andern Tags hatte der Märker ihm seinen Kartellträger geschickt und der Jude hatte angenommen: fünf Schritt Distanz, dreimaliger Kugelwechsel.

Selig Perlmutter hatte bei uns Waffen belegt. »Was will man machen,« hatte mein Leibbursch gesagt, der als zweiter Chargierter alle Ehrenhändel zu erledigen hatte. »Waffenschutz muß man jedem honorigen Studenten geben! Und ein honoriger Student ist man, hol mich der Teufel, solange man noch keine silbernen Löffel gestohlen hat, selbst wenn man Se-se-selig P-P-P-Perelmutter heißt!« Der kleine Jude stotterte nämlich derartig, daß er nicht einmal seinen eigenen Namen sprechen konnte, er hatte damals wohl eine Viertelstunde gebraucht, um sein Anliegen glücklich herauszubringen.

Da stand er an einen Baum gelehnt, den verschlissenen Mantelkragen hochgeschlagen. Herrgott, war er häßlich! Die schmutzigen Schuhe mit den schiefen Absätzen bogen sich nach innen, darüber schlotterten die zerfransten Hosen. Ein mächtiger Nickelkneifer mit langer schwarzer Schnur hing schief über der

ungeheuren Nase, die fast die blauroten, zersprungenen Lippen bedeckte. Sein gelber, pockennarbiger und gräßlich unreiner Teint schien noch eine Nuance fahler. Die Hände staken tief in den ausgeweiteten Manteltaschen, er starrte auf den lehmigen Boden.

Ich trat auf ihn zu, streckte ihm die Hand entgegen: »Guten Morgen, Herr Perlmutter.«

»Wa-warum-warum eigentli-li-lich –« stotterte er.

»Leibfuchs, bring sofort den Pistolenkasten!« rief schrill mein Leibbursch.

Ich drückte kräftig die schmutzige Hand, die er mir zögernd bot. Lief zu unserm Korpsdiener, nahm den Pistolenkasten und brachte ihn dem Leibburschen.

»Bist du verrückt?« zischte er mich an. »Was fällt dir ein, mit dem Judenbengel zu schwatzen?«

Der Unparteiische, der erste Chargierte der Preußen, sprach ein paar Worte mit den Sekundanten, dann maß er in langen Sprungschritten die Distanz. Die beiden Gegner wurden an ihre Plätze geführt.

»Meine Herrn,« begann der Preuße, »es ist meine Pflicht als Unparteiischer, wenigstens den Versuch zu machen, eine Versöhnung herbeizuführen.«

Er machte eine kleine Pause.

»Ich mö–mö–möchte –« stotterte leise der kleine Jude, »we–we–wenn –«

Mein Leibbursch sah ihn wütend an und hustete, so laut er konnte; verschüchtert schwieg jener.

»Also die Herren lehnen eine Versöhnung ab,« stellte schnell der Unparteiische fest. »Ich bitte Sie nun auf mein Kommando zu achten, ich werde zählen: eins – zwei – drei. Zwischen eins und drei dürfen die Herren schießen, nicht aber vor eins und nach drei.«

Die Pistolen wurden umständlich geladen, die Sekundanten losten darum. Mein Leibbursch brachte eine Pistole seinem Paukanten.

»Herr Perlmutter,« sagte er förmlich, »hier übergebe ich Ihnen eine Waffe unseres Korps. Es ehrt Sie, daß Sie sich entschlossen haben, auf studentisch-ritterliche Art Ihren Streithandel auszufechten, anstatt zum Kadi zu laufen. Ich hoffe nun, daß Sie unseren Waffen auch hier auf dem Platze Ehre machen werden.« Er drückte ihm die Pistole in die Hand, Herr Perlmutter nahm sie, aber sein Arm zitterte so, daß die Hand sie kaum zu halten vermochte.

»Zum Teufel, fuchteln Sie doch nicht so herum mit dem Schießprügel!« fuhr ihn mein Leibbursch an. »Lassen Sie doch den Arm gesenkt. Auf das Kommando: Eins! heben Sie blitzschnell die Pistole und knallen los. Geben Sie sich keine Mühe auf den Kopf zu zielen, Sie können ja doch nicht schießen. Zielen Sie ruhig auf den Bauch, das ist das sicherste. Und wenn Sie geschossen haben, halten Sie die Pistole hoch vors Gesicht, das ist Ihre einzigste Deckung. Sie nutzt zwar nicht viel, aber möglich ist's doch immerhin, daß Ihr Gegner, wenn er später als Sie schießt, statt Ihrer Person das Schießgewehr trifft. Und ruhig Blut, Herr Perlmutter!«

»Da – da – danke –« sagte der Jude.

Mein Leibbursch faßte mich unter den Arm und ging mit mir in den Wald zurück.

»Ich möchte wirklich wünschen, daß unser Zinkenkönig dem Märker eins aufbrennt,« brummte er. »Ich kann den Kerl nicht leiden. Außerdem ist er ganz sicher selbst ein Jud.«

»Aber er ist doch der größte Judenfresser im ganzen S.C.«, wandte ich ein.

»Eben darum! Ich habe die Märker schon lange in Verdacht, daß sie Juden nehmen. Guck doch mal seine Nase an! Getauft mag er ja sein, und die Eltern auch – aber ein Jud ist er doch. Und das schreit dann am meisten! Unsere stotternde Spottgeburt aus saurem Bier und Spucke ist mir ordentlich sympathisch, weil sie dem langen Märker eine geklebt hat. Und es ist eigentlich ein Skandal, daß wir den armen Teufel hier herausschleppen und wie ein Kalb zur Schlachtbank führen.«

»Ja – aber er wollte sich doch versöhnen,« meinte ich. »Wenn du nicht so gehustet hättest –«

Er schnitt das Gespräch ab: »Halt's Maul, Fuchs, das verstehst du nicht.«

Alle waren zur Seite in die Büsche getreten, nur die beiden Gegner standen allein auf der Lichtung in der grauen Dämmerung.

»Also Achtung!« rief der Unparteiische. »Ich zähle: Eins – – – Zwei – – –«

Der Märker schoß, seine Kugel klatschte laut in einen Baum, Herr Perlmutter hatte nicht einmal seine Pistole erhoben. Alle kamen auf die beiden zu.

»Ich frage an, ob von seiten Normannias geschossen wurde?« fragte der Sekundant der Märker.

»Der Paukant von Normannia hat nicht geschossen,« konstatierte der Unparteiische.

Wütend eilte mein Leibbursch zu seinem Klienten.

»Herr!« schnaubte er ihn an. »Sind Sie wahnsinnig? Meinen Sie, wir wollten wegen Ihnen solche Schweinereien im Paukbuch stehen haben? Schießen Sie, wohin Sie wollen, aber knallen Sie los! Machen Sie sich meinethalben die ganze Hose voll, aber schießen Sie, zum Teufel noch mal! Fühlen Sie denn nicht, daß Sie das ganze Korps blamieren, dessen Waffenschutz Sie genießen?«

»Ich mö-möchte –« stammelte der kleine Jude. Von seiner Stirne tropften dicke schmutzige Tropfen.

Aber niemand achtete auf ihn. Die beiden erhielten andere Pistolen und wieder zogen sich alle zurück.

»Eins – – Zwei – – und – – Drei.«

Gleich nach eins hatte der Märker geschossen, seine Kugel schlug in einen Stumpf ein, drei Meter von seinem Gegner. Perlmutter hatte wieder die Pistole nicht erhoben, sein Arm schlenkerte in nervösen Stößen hin und her.

– »Ich frage an, ob von seiten Normannias diesmal geschossen wurde?«

»Der Paukant von Normannia hat es vorgezogen, auch diesmal nicht zu schießen.«

Die Märker grinsten, der Preuße lächelte von oben herunter. Mein Leibbursch sah sie mit wütenden Blicken an.

»So ein Pack!« knirschte er. »Eine Schweinerei, daß ich der Bande nicht an den Hals kann!«

»Wieso?« fragte ich.

»Herrgott, so dumm kann nur ein krasser Fuchs fragen!« fauchte er. »Du weißt doch, daß hier Burgfriede herrscht, daß man während der Dauer einer Mensur nicht kontrahieren darf! – Aber heute abend

erhalten die drei feinen Herren von Marchia jeder eine schwere Säbelforderung von mir. Ich wette, da werden sie andere Gesichter machen. Zu Mus werde ich sie hacken, zum Henker noch mal! Schau doch, wie sie feixen, wie sie Triumph heulen über unsern armen Jammerlappen!«

Seinem Klienten gegenüber zog er diesmal eine andere Seite auf.

»Herr Perlmutter, ich appelliere jetzt nicht an Ihren Mut, das scheint ja nichts zu nützen, sondern an Ihren Verstand,« sagte er sehr ruhig. »Sehen Sie mal, Sie haben doch gewiß keine Lust, sich hier wie ein Schwein abstechen zu lassen. Nun haben Sie aber keine andere Möglichkeit, dem zu entgehen, als daß Sie selbst schießen. Das muß Ihnen doch Ihr Selbsterhaltungstrieb sagen! Wenn Sie Ihren Gegner in den Bauch schießen, garantiere ich Ihnen, daß er Ihnen nichts mehr tun kann, und ein gutes Werk haben Sie obendrein noch getan.« – Dann wurde er fast sentimental. »Es ist doch wirklich viel angenehmer für Sie, wenn Sie mit heiler Haut hier wegkommen, Herr Perlmutter. Denken Sie doch an Ihre armen Eltern!«

»Ich habe k-k-keine Eltern me-mehr,« sagte der Jude.

»Nun, so denken Sie an Ihre Geliebte –« fuhr mein Leibbursch fort, aber er stutzte, als er des Juden häßliches Gesicht betrachtete, das plötzlich ein grauenhaftes, seltsam wehmütiges Grinsen entstellte.

»Verzeihung, Herr Perlmutter, ich verstehe ja, daß Sie mir Ihrem – na, wie nennen Sie's denn? – mit Ihrem – Ponem – keine Geliebte haben! Entschuldigen Sie – ich wollte Sie wirklich nicht verletzen. Aber etwas haben Sie doch gewiß – – vielleicht – vielleicht einen – Hund?«

»Ich habe – einen k-k-kleinen Hund!«

»Also sehen Sie, Herr Perlmutter, etwas hat jeder Mensch. Ich habe auch einen Hund, und ich glaube nicht, daß es etwas gibt, das ich

lieber hätte. – Denken Sie also an Ihren Hund! Stellen Sie sich die Freude vor, wenn Sie gesund wiederkommen, wenn das Viech an Ihnen heraufspringt und bellt und jubelt und mit dem Schwanze schlägt. Denken Sie an Ihren Hund und – – auf das Kommando: Eins! – schießen Sie.«

»Ich we-werde schießen,« würgte der kleine Jude. Zwei dicke Tränen kullerten über die Pockennarben und ließen helle Streifen zurück. Er faßte die Pistole fester an, die ihm mein Leibbursch gab. Er sah ihn wehmütig, elend bittend an, irgendein Wunsch quälte ihn.

»Ich – w-we-wenn –« stotterte er.

Aber mein Leibbursch half ihm. »Sie wollen mich bitten, für Ihren Hund zu sorgen, wenn Ihnen etwas zustoßen sollte? Ist es das, Herr Perlmutter?«

»Ja!« sagte der kleine Jude.

»Nun, darauf gebe ich Ihnen mein Wort und werd's halten, so wahr ich ein Korpsbursch bin! Das Tier soll's gut haben, verlassen Sie sich darauf.« Er streckte ihm die Hand hin, die der Jude ergriff.

»Da-danke sehr.«

– »Sind die Herren bereit?« fragte der Unparteiische.

»Jawohl!« rief mein Leibbursch. – »Schießen Sie, Herr Perlmutter, schießen Sie: es ist Notwehr. Denken Sie an Ihren Hund und schießen Sie!«

Wir gingen wieder hinter die Bäume, der Unparteiische stand dicht neben mir. Meine Augen hingen an dem kleinen Juden.

»Also Achtung: – Eins –«

Herr Perlmutter riß seine Pistole in die Höhe und knallte, die Kugel flog irgendwo hoch durch die Aeste. Er stand da, den Arm weit ausgestreckt.

»Bravo!« murmelte mein Leibbursch.

»Zwei – –«

»Wenn der Märker einen Funken von Anstand im Leibe hat, schießt er jetzt in die Luft,« brummte er wieder.

»Und – – Drrrei!«

Auf Schlag drei krachte des Märkers Schuß.

Selig Perlmutter öffnete den Mund, hell und klar kamen die Worte von seinen Lippen. Zum ersten Male in seinem Leben stotterte er nicht. Nein wirklich, er sang, sang ganz laut:

»Es leben die Studenten Nur in den Tag hi-nein – –«

Die Pistole glitt ihm aus der Hand, mit einem dumpfen Krach fiel er vornüber. Wir sprangen auf ihn zu, sorgfältig wandte ich ihn um.

Die Kugel war ihm mitten durch die Stirn gegangen; ein kleines rundes Loch – –

»Das werd ich ihm halten, was ich ihm versprach,« flüsterte mein Leibbursch. »Der Fax soll den Köter heute noch holen, er wird schon Freundschaft schließen mit meinem Nero. Und die beiden Biester werden sich freuen, wenn ich ihnen nächste Woche erzählen werde, wie ich die edlen Herrn von Marchia vermöbelt habe. – Gute Nacht, Selig Perlmutter,« fuhr er noch leiser fort, »du warst ein dreckiger Speichel, der seinem Namen wenig Ehre machte! – Aber hol mich der Teufel, ein honoriger Student warst du doch, und die Märker sollen mir's entgelten, daß sie dich so elend zusammengeschossen

haben. Das bin ich schon deinem Köter schuldig. – Hoffentlich hat das Viech nicht zuviel Flöhe. –«

Die Aerzte traten hinzu, tupften mit Watte an der Wunde herum, schoben ein Gazetampon hinein, um die Blutung zu stillen.

»Glatt Rest!« sagte unser Alter Herr. »Es bleibt nichts übrig, als den Totenschein auszustellen.«

»Wollen wir frühstücken?« schlug der Unparteiische vor.

»Danke sehr!« erwiderte mein Leibbursch sehr förmlich. »Wir müssen unsere Pflicht gegenüber unserm Paukanten erfüllen. Faß an, Leibfuchs!«

Wir nahmen die Leiche auf und trugen sie mit Hilfe der Korpsdiener durch den Wald zu der Straße hin, hoben sie in unsern Wagen.

»Wissen Sie hier Bescheid, Kutscher?« fragte mein Leibbursch.

»Nee.«

»Aber irgendwo liegt doch hier im Wald ein Gemeindekrankenhaus?«

»Ja, Herr, das große von Denkow.«

»Wie weit von hier?«

»Na, zwei Stunden!«

»Also dahin, das ist das nächste! Da werden wir ihn schon loswerden.«

Wir saßen auf den Rücksitzen, der Korpsdiener mir gegenüber. Auf dem andern Vorderplatz saß Herr Selig Perlmutter; es hatte einige Zeit gedauert, ihn in die sitzende Stellung zu bringen. Die Pferde zogen an, man mußte ihn festhalten, daß er nicht vornüber kippte.

»Merkst du jetzt, daß es gut war, daß ich dich vorhin etwas abgehärtet habe, Leibfuchs! Jetzt kannst du deine Nerven gebrauchen. Fax, öffnen Sie den Frühstückskorb!«

»Ich danke,« sagte ich, »ich möchte nicht essen.«

»So?« fuhr der Leibbursch auf. »Du dankst? Und ich sage dir, du wirst essen und trinken, daß die Schwarte kracht! Ich habe die Verantwortung für dich, mein Junge, und ich habe keine Lust, dich mit einem Kollaps nach Hause zu bringen. Prosit!«

Er goß mir ein großes Glas Kognak ein, ich stürzte es herab. Ich würgte an den Schinkenbrot; ich glaubte, ich würde nicht eines herunterbekommen, aber ich aß vier, spülte sie mit Kognak hinunter.

Der Regen hatte mit frischer Kraft eingesetzt, goß in Bächen gegen die zitternden Scheiben. Die Kutsche stolperte über die aufgeweichten Wege; abwechselnd mußte einer von uns dem Toten gegenüber sitzen, um ihn festzuhalten. Um zehn Uhr sollten wir ankommen, einer nach dem andern zog die Uhr heraus. Keiner sprach, selbst mein Leibbursch vergaß es, Witze zu machen. Nur: »Prosit, prosit!« Und wir tranken.

Endlich waren wir am Ziele und sprangen aus dem Wagen. Der Korpsdiener lief durch den Garten dem Hause zu, derweil gaben wir dem Kutscher zu essen und zu trinken.

Zwei Wärter kamen heraus und ein älterer Herr, der Leiter der Anstalt. Mein Leibbursch stellte sich vor und eröffnete sein Anliegen, das dem Arzte augenscheinlich sehr peinlich war.

»Verehrter Herr Kollege,« sagte er, »die Angelegenheit ist recht unangenehm, wir sind durchaus nicht auf solche Fälle eingerichtet. Ich weiß wirklich nicht, wohin mit der Leiche. Könnten Sie nicht vielleicht – «

Aber mein Leibbursch blieb fest. »Unmöglich, Herr Sanitätsrat, wohin denn? Uebrigens sind Sie verpflichtet, uns die Leiche abzunehmen und die Meldung zu machen. Das Duell fand in den Grenzen Ihrer Gemeinde statt.«

Der Chefarzt spielte mit seiner Uhrkette. Unvermittelt fragte er den Kutscher: »Können Sie mir die Stelle beschreiben?«

Der Kutscher tat das, so gut er konnte. Da hellte sich das vertrocknete Gesicht auf: »Oh, ich bedauere außerordentlich, meine Herren! Aber diese Lichtung liegt gerade außerhalb unserer Grenze, sie gehört zur Gemeinde Hugon. Fahren Sie dorthin, zur Provinzialirrenanstalt, dort wird man Ihnen die Leiche abnehmen.«

Mein Leibbursch biß die Zähne übereinander.

»Wie lange dauert es?«

»Nun, zweieinhalb bis drei Stunden, wenn Sie zufahren.«

»So – wenn wir zufahren? Das heißt wenigstens vier Stunden bei dem Wetter für unsere abgetriebenen Gäule, die seit fünf Uhr früh auf dem Weg sind!«

»Es tut mir sehr leid, meine Herrn.«

Mein Leibbursch nahm einen neuen Anlauf. »Herr Sanitätsrat, wollen Sie uns wirklich in diesem Zustand fortschicken? Ich lamentiere nicht gern, aber ich versichere Sie bei meiner Ehre, daß unsere Nerven auf der Fahrt zu Ihnen das Aeüßerste geleistet haben.«

»Es tut mir wirklich sehr leid,« wiederholte der Arzt, »aber ich darf nicht einmal Ihnen die Leiche abnehmen. Sie müssen sie in dem zuständigen Gemeindebezirke abliefern. Ich kann die Verantwortung nicht auf mich nehmen.«

»Nun, Herr Sanitätsrat – – ich würde in einem solchen Falle dennoch die Verantwortung auf mich nehmen.«

Der alte Herr zuckte die Achseln.

Mein Leibbursch verbeugte sich stumm. »Also los, Kutscher, zur Provinzialirrenanstalt im Walde von Hugen!«

Nun aber streikte der Kutscher. Er wäre nicht verrückt, und er würde seine Gäule nicht zu Tode schinden. Mit einer halben Wendung blickte mein Leibbursch noch einmal den Sanitätsrat an, der zuckte wieder mit den Achseln. Da trat der Leibbursch an den Kutschbock:

»Sie fahren, verstehen Sie! Was aus den Gäulen wird, ist gleichgültig, das ist meine Sache! Und Sie bekommen hundert Mark Trinkgeld, wenn wir in vier Stunden in Hugen sind!«

»Jawohl, Herr Doktor,« sagte der Kutscher. Da drängte sich der Korpsdiener heran. »Ich möchte auf dem Bock fahren, wenn's den Herren recht ist. Es ist doch bequemer für Sie zu drei, es ist ja so eng da drinnen.«

Mein Leibbursch lachte laut auf und faßte ihn an den Ohren.

»Du bist zu rücksichtsvoll, Fax, aber wir wollen dir nichts schuldig bleiben. Du könntest dich ja erkälten da oben im Regen, und da würde deine Hausehre jammern! Also marsch hinein in den Wagen!« – Er wandte sich noch einmal sehr kühl zu dem Anstaltsarzt. »Ich bitte Sie, Herr Sanitätsrat, unsern Kutscher genau über den Weg zu instruieren!«

Der alte Herr rieb sich die Hände. »Aber gern, verehrter Herr Kollege, von Herzen gern. Alles was ich für Sie tun kann – –« Und er beschrieb in allen Einzelheiten dem Kutscher den Weg.

»Oh, diese infame Canaille!« zischte mein Leibbursch. »Und ich kann ihn nicht einmal fordern.«

Wir saßen wieder im Wagen. Mit dem Plaidriemen, an dem der Korpsdiener den Frühstückskorb getragen hatte, und mit unsern Hosenträgern banden wir den Toten so gut es gehen wollte in seiner Ecke fest, um wenigstens in etwas der gräßlichen Aufgabe enthoben zu sein, ihn immerfort stützen zu müssen. Dann lehnten wir uns in die Ecken zurück.

Es schien überhaupt nicht Tag werden zu wollen. Immer noch herrschte diese drückende graue Dämmerung, der Wolkenhimmel lag fast auf der Erde. Die Straße war von dem strömenden Regen so aufgeweicht, daß wir ein über das andere Mal im Kote stecken blieben, der Dreck spritzte in gelben Lehmstreifen hoch an die Fenster hinauf. Unsere Absicht, durch ein freies Fleckchen im Glase hinauszuspähen, blieb vergeblich, kaum vermochten wir die Bäume an den Seiten zu erkennen. Jeder von uns gab sich die unerhörteste Mühe, seiner Stimmung Herr zu werden; aber es ging nicht, die gräßliche kalte Stickluft in dem kleinen Raume kroch in Nüstern und Mund und klebte auf allen Poren.

»Ich glaube, er stinkt schon,« sagte ich.

»Na, das hat er im Leben wahrscheinlich auch getan.« antwortete mein Leibbursch. »Da, brenn dir eine Zigarre an!« – Er sah mich und den Korpsdiener an, ich glaube, unsere Gesichter waren nicht weniger bleich wie das des Toten. – »Nein,« sagte er, »so geht's nicht weiter. – – – Machen wir einen Frühschoppen!«

Die Rotweinflaschen wurden entkorkt, und wir tranken. Der Leibbursch kommandierte:

»Wir singen als erstes offizielles Lied: Weg mit den Grillen und Sorgen!«

Und wir sangen:

»Weg mit den Grillen und Sorgen! Brüder, es lacht ja der Morgen
Uns in der Jugend so schön! Ja so schön! Laßt uns die

Becher bekränzen, Laßt bei Gesängen und Tänzen Uns in die
Unterwelt gehn, gehen, Bis uns Zypressen umwehn!«

– – – »Schönes Lied ! Ein Schmollis den fröhlichen Sängern!«

Ja, wir tranken! Einer Flasche nach der andern brachen wir den Hals und tranken. Dazu sangen wir. Wir sangen und tranken. Wir sofften und brüllten.

– »Ein Trauersalamander auf das Wohl unseres stillen Gastes, des Herrn Selig Perlmutter! – eins – zwei – drei! – Salamander ! – Der Fax hat nachgeklappt, Rest weg!

– »Na, zum Teufel, Perlmutter, alter Bierschießer, Sie können doch wenigstens Prost sagen, wenn man einen Salamander auf Sie reibt? Da trink mal, du Knacker!« Der Leibbursch hielt ihm sein Glas unter die Nase. »Willst nicht, Freundchen? Na warte!« Und er goß ihm den roten Wein durch die Lippen. »So – prosit! Und wohl bekomm's!«

Der Korpsdiener, längst völlig betrunken, krächte vor Vergnügen. »He, he! Rauchen gefällig?« Er brannte sorgsam eine lange Virginia an und klemmte sie dem Toten zwischen die Zähne: »Wein und Tobak, da lebt sich's gut!«

»Sakrament, Kinder!« rief der Leibbursch dazwischen. »Ich habe ja ein Spiel Karten bei mir, wir werden einen Skat kloppen! Zu Vieren, einer paßt!«

»Das wird wohl meist der Herr Perlmutter sein,« sagte ich.

»Was fällt dir ein! Der spielt so gut wie du. Sollst mal sehn! – Los, du qibst, Leibfuchs.«

Ich verteilte die Karten und nahm zehn für mich auf.

»Nichts da, Füchschen, die gibst du dem Herrn Perlmutter. Steck sie ihm nur in die Finger; er spielt selbst. Freilich ist er etwas

abgespannt heute, was wir ihm nicht weiter übelnehmen dürfen. Deshalb mußt du ihm ein wenig helfen.«

Ich nahm des Toten Arm auf und steckte ihm die Karten zwischen die Finger.

»Passe!« sagte der Leibbursch.

»Tourné!« rief der Korpsdiener.

»Grand mit Vieren!« erklärte ich für Herrn Perlmutter.

»Donnerwetter noch mal! So ein Duselfritze!«

»Ouvert! Schneider und Schwarz angesagt!« fuhr ich fort.

»So ein Sauglück!« gröhlte mein Leibbursch.

»Jetzt gewinnt der Jude noch nach seinem Tode ein Vermögen.«

Wir spielten ein Spiel nach dem andern und immer gewann der Tote. Nicht ein Spiel ließ er aus.

»Himmelherrgott,« fluchte der Korpsdiener, »wenn er nur halb so gut hätte schießen können. Ein Glück, daß wir ihm nichts zu bezahlen brauchen.«

»Nicht bezahlen!« schnaubte mein Leibbursch. »Nicht bezahlen willst du, infamige Laus? Weil der arme Kerl tot ist, willst du dich vom Bezahlen drücken? Sofort heraus mit dem Geld und gib es ihm in die Tasche! Wieviel macht es, Leibfuchs?«

Ich machte die Rechnung, und jeder steckte die Silberstücke in des Toten Tasche. Mein Blick fiel auf die Karte, auf der ich angeschrieben hatte, es war die Einladung einer befreundeten Familie, die mich heute zur Feier meines Geburtstages zum Essen gebeten hatte. Unwillkürlich seufzte ich.

»Was hast du?« fragte mein Leibbursch.

»Ach nichts, mir fiel nur eben wieder ein, daß heute mein Geburtstag ist.«

»Ist ja wahr, ich habe es ganz vergessen. Also, prosit Füchselein, sollst leben! Ich gratuliere.«

»Ich gratuliere auch,« rief der Korpsdiener.

Da erscholl aus der Ecke eine stotternde Stimme:

»Ich g-g-gr-gr-gratuliere auch.«

Wir ließen die Gläser fallen. Was war das? Wir blickten in die Ecke. Starr hing der Tote in den Riemen; der Körper schwankte, aber keine Regung bewegte das Gesicht. Die lange Virginia klebte noch zwischen den Zähnen. Ein dünner schwarzer Blutstreif triefte seitwärts über die Nase und die aschfahlen Lippen. Nur der kotbespritzte Nickelkneifer, den er auch im Falle nicht verloren, zitterte ein wenig hin und her.

Mein Leibbursch faßte sich zuerst. »So ein Blödsinn!« sagte er. »Mir war, als ob – – – Ein anderes Glas!«

Ich nahm ein neues Glas aus dem Korbe und goß es voll.

»Prosit!« rief er.

» P-Pr-Prosit!« – klang es aus der Ecke.

Der Leibbursch faßte sich mit der Hand an die Stirn, dann goß er schnell den Wein hinunter. »Ich bin besoffen,« murmelte er.

»Ich – auch,« stammelte ich und drückte mich fest in die Ecke, möglichst weit fort von dem gräßlichen Nachbar.

»Einerlei!« schrie mein Leibbursch. »Wir spielen weiter. Fax, Sie sind am Geben.«

»Ich mag nicht mehr spielen,« wimmerte der Korpsdiener.

»Angströhre, wovor fürchten Sie sich? – vielleicht, daß Sie noch mehr verlieren?«

»Er mag all mein Geld haben – aber ich rühre keine Karte mehr an,« heulte jener.

»Memme!« rief der Leibbursch.

» M–M–Memme!« stotterte es aus der Ecke.

Eine entsetzliche Angst packte mich. »Kutscher,« schrie ich, »Kutscher! Anhalten! Halt! Halt! Um Gottes willen Halt!« Aber der hörte nicht, klatschte weiter auf die Gäule durch Regen und Kot.

Ich sah, wie mein Leibbursch sich in die Unterlippe biß, zwei Blutstropfen krochen über das Kinn. Er richtete sich steif auf, füllte von neuem sein Glas.

»Ich werde euch zeigen, daß ein Korpsbursch von Normannia keine Angst kennt.« Dann wandte er sich zu dem Toten. »Herr Selig Perlmutter,« sagte er langsam und jedes Wort mühsam betonend, »ich habe Sie heute als durchaus honorigen Studenten schätzen gelernt: gestatten Sie, daß ich Ihnen Schmollis anbiete!« Er goß den Rotspon hinunter. – »So! Und nun, lieber Perlmutter, bitte ich dich, uns nicht mehr zu belästigen. Wir sind zwar alle total besoffen, aber soviel Direktion habe ich doch noch im Leibe, daß ich genau weiß, daß ein toter Jude nicht mehr reden kann! Also halte gefälligst das Maul!«

Da grinste Selig Perlmutter und lachte ganz laut:

» Ha–ha–ha!«

»Still!« schrie mein Leibbursch. »Still, du Hund, oder – –«

Aber Selig Perlmutter feixte:

» Ha–ha–ha!«

»Den Pistolenkasten! – Wo ist der Pistolenkasten?« Der Leibbursch zog den schmalen Kasten unter dem Sitze hervor, stieß ihn auf und riß eine Waffe heraus. »Ich schieß dich tot, du Aas, wenn du noch ein Wort von dir gibst!« schrie er in wahnsinniger Wut.

Aber Selig Perlmutter krähte:

» Ha–ha–ha!«

Da hielt er ihm den Lauf gerade ins Gesicht und schoß los. Es krachte, als ob der ganze Wagen auseinanderfliegen müsse.

Aber durch den Pulverdampf hindurch klang noch einmal das entsetzliche Lachen des Selig Perlmutter – lange – lange, als ob er nie wieder aufhören wolle:

» Ha–ha–ha–ha – «

– – – Ich sah, wie mein Leibbursch vornüber fiel, stöhnend, über des Toten Knie. Ich hörte aus der andern Ecke das jämmerliche Winseln des Korpsdieners – – –

Und durch viele Ewigkeiten hin fuhren wir weiter, immer weiter durch den furchtbaren grauen Regentag – –

– – Wie wir ankamen – – das alles erinnere ich nur wie im Nebel: Ich weiß, daß man uns den Toten abnahm und daß man den Leibbursch auch heraustrug. Ich hörte ihn schreien und brüllen, ich sah, wie er um sich schlug und wie ihm der Schaum vor den Mund trat. Ich sah, wie sie ihm die Zwangsjacke anlegten und in die Anstalt brachten. Er

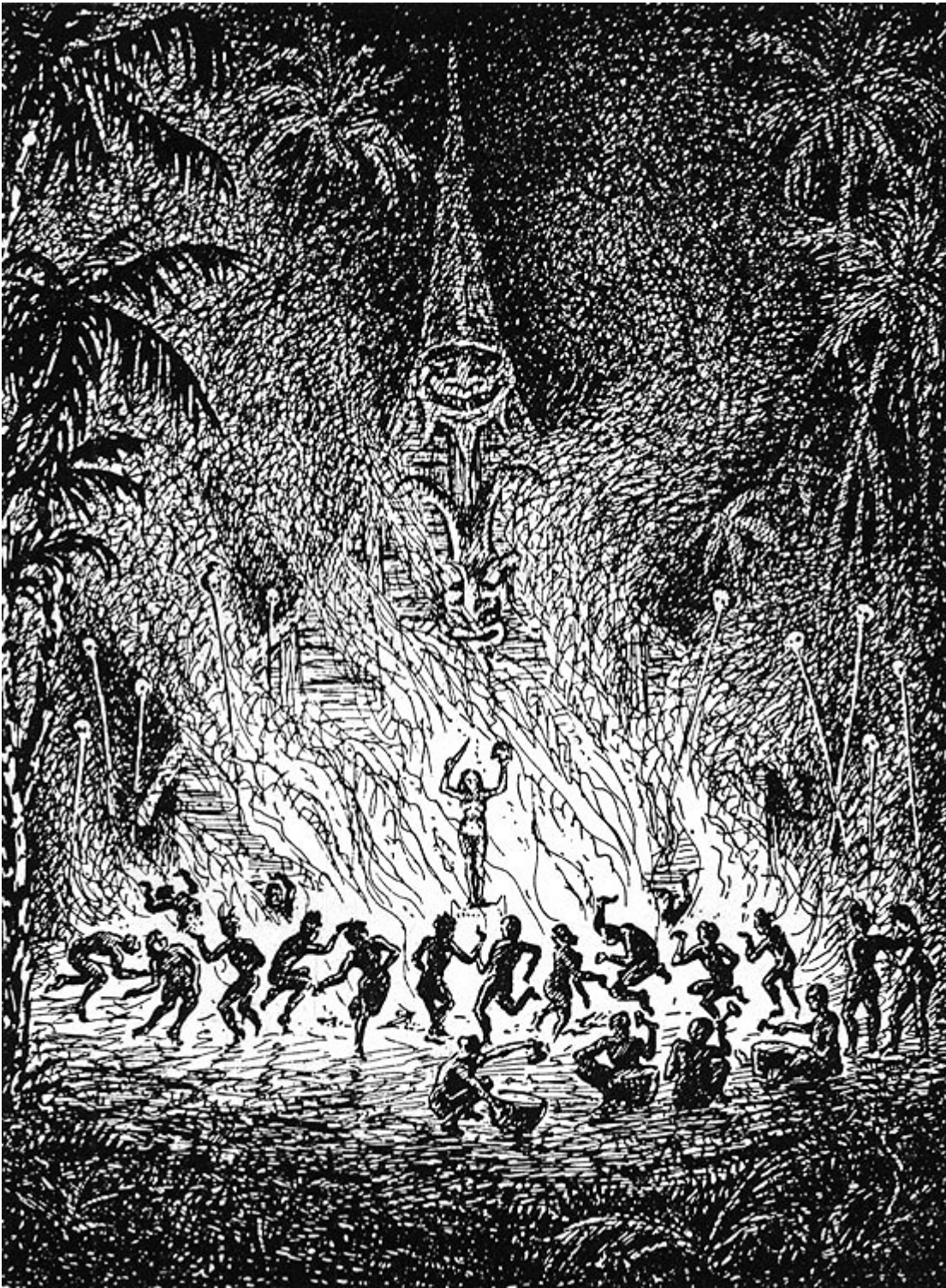
ist heute noch dort. Akute Paranoia, hervorgerufen durch chronische Alkoholvergiftung, stellten die Aerzte fest.

– Den Hund nahm ich zu mir, es war ein gräßlicher kleiner Bastard. Zehn Jahre lang habe ich ihn gehabt, aber er hat mich nie leiden mögen, was ich auch immer anstellte, um sein Wohlwollen zu gewinnen. Immer schnappte er nach mir und kläffte mich an. Einmal fand ich ihn in meinem Bett, das er völlig verschmutzt hatte. Als ich ihn wegzagen wollte, biß er mir die Finger blutig, da hab ich ihn erwürgt, so, mit meiner Hand.

Das war vor vier Jahren, an einem Gedenktage, dem dritten November – – –

Verstehen Sie nun, meine Herren, warum gerade dieses Datum einen so häßlichen Beigeschmack für mich hat?

Vaudoux



Mein Taschenatlas belehrt mich: »Die Staatsreligion Haitis ist die römisch-katholische. Alle anderen Religionen werden toleriert.« Unter den »anderen Religionen« werden aufgeführt: Baptisten, Methodisten, Wesleyaner, Anglikaner usw. Von dem Kult des »Vaudoux« weiß mein Atlas gar nichts, ebensowenig wie eine Reihe von anderen Geographiebüchern, die ich nachsah. Und doch ist der Vaudouxkult, wenn nicht Staatsreligion, so doch Volksreligion in Haiti. In der Tat spielen alle anderen Religionen nicht die geringste Rolle; wirklichen Einfluß haben nur die Freimaurerei in den »besseren« Kreisen und der Vaudouxkult im Volke. Die haitianischen Freimaurerlogen haben allerdings mit der übrigen Freimaurerei herzlich wenig zu tun, sie sind eine alberne, narrenhafte Nachahmung und werden selbstverständlich von den wirklichen Logen nicht anerkannt.

Das gemeine Volk aber ist trotz allen Christentums, trotz aller katholischen und evangelischen Missionare längst wieder in den alten afrikanischen Fetischismus zurückgesunken. Ob die Art des haitianischen Kultus, der in der Anbetung einer Schlange gipfelt, sich auch irgendwo im Innern Afrikas findet, weiß ich nicht; auch sind die Nachrichten, die wir über den Ursprung dieser Religion haben, äußerst vage und wenig überzeugende. Nur darin stimmten alle Reisenden, die über Haiti geschrieben haben, überein – die Moreau St. Mery, Spencer St. John, Samuel Hazard, Tippenhauer, Texier usw. –, daß der Vaudouxkult überall im Lande im Schwunge ist und daß ihm alljährlich Menschenopfer gebracht werden. Ob das nun, wie der Franzose Texier schreibt, »wenigstens fünfzehnhundert im Jahre« sind, oder ob man mit dem haitischen Schriftsteller, dem Mulatten Tippenhauer, der sein Vaterland nach allen Kräften in Schutz nimmt, annehmen will, daß die Menschenopfer »durchaus nicht allgemein« sind, erscheint wenig von Belang: hundert oder tausend – gleichviel, auf jeden Fall werden in diesem von den Mächten anerkannten »christlichen Kulturstaate« Jahr für Jahr eine Menge Kinder geschlachtet und aufgegessen!

Es ist für den Fremden recht schwer, einen Einblick in den Vaudouxkult zu erhalten, den der Haitineger mit einem großen Geheimnis umgibt. Der bessere Haitianer pflegt zuerst dem Fremden gegenüber die Tatsache überhaupt zu leugnen; erst wenn er sieht, daß man schon etwas von der Sache weiß, bekennt er Farbe, sucht aber nach Möglichkeit alles abzuschwächen. Was also die Reisenden erzählen, verdanken sie entweder einem Zufall oder aber öffentlichen Prozessen, wie dem großen Prozesse 1864 zu Port-au-Prince unter Geffrard, einem der wenigen Präsidenten Haitis, die nicht Anhänger, sondern Gegner dieses kannibalischen Fetischismus waren. Damals wurden acht Personen, Männer und Frauen, des Menschenopfers und des Kannibalismus – es handelte sich um ein Mädchen von zwölf Jahren – überführt und erschossen.

Meine persönlichen Erfahrungen verdanke ich einem italienischen Kaufmann, der, seit Jahren in Haiti ansässig, mit einer Oberpriesterin zarte Bande unterhielt, die er übrigens – und das ist der Humor davon! – als echter Neapolitaner dazu benutzte, um durch Vermittlung der schwarzen Geliebten den Gläubigen für teures Geld wunderkräftige Tränklein zu verkaufen, die er höchst eigenhändig aus Wasser und Tomatensaft zurechtbraute. Wo mich meine eigenen Erfahrungen im Stiche ließen, habe ich für meine Darstellung die Erzählungen ansässiger Fremden und Einheimischen, sowie die einschlägige Literatur insoweit benutzt, als sie in ihren Mitteilungen vollständig übereinstimmend war; abweichende Momente gebe ich nicht wieder. So, glaube ich, mag mein Bild einigen Anspruch auf Richtigkeit machen.

Die Anhänger des Vaudoux verehren eine ganze Reihe von Gottheiten, als deren höchste die Schlange, gilt. Man nimmt eine gewöhnliche Natter dazu, die wenig Freude von ihrer Gottheit hat: sie wird nämlich in eine Kiste gesteckt und lebt da so lange, bis sie verhungert ist! Neben der Schlange genießt Damtala, der Donnerstein, die höchste Verehrung; er liegt auf einem Teller und verrät durch Klappern seine Wünsche. Er kennt die Zukunft; die Oberpriester übersetzen seine Klappersprache den Gläubigen; alle

Freitage erhält er ein Bad in Olivenöl. Dieser Gott ist natürlich viel seltener als die Schlange, die man alle Tage fangen kann. Es ist mir gelungen, einen solchen Damtala-Gott zu bekommen, es ist ein sehr schön geschliffener Stein, aber ganz sicher kein Donner- oder Meteorstein, wie die Neger annehmen, sondern ein Steinbeil aus der Karaibenzeit. Die Haitianer finden hier und da einen solchen Stein in den Wäldern, können sich seine Herkunft nicht erklären und nehmen ihn eben als »vom Himmel gefallen«, als Donnerstein, dem man göttliche Verehrung erweisen muß. Die übrigen Gottheiten sind durchaus nicht allgemein, die einen werden in diesem, die anderen in jenem Teile des Landes verehrt. Da haben wir Loco, den Erdbeerbaum, der am Eingang des Tempels steht und den man dadurch verehrt, daß man Gläser, Teller und Flaschen rund um ihn zu Scherben wirft, die Zwillingsgottheit Sango und Bado, die den Blitz und den Wind darstellen, Attaschollô, den großen Weltengeist und Agaou Kata Baalyi, den Herrn des Chaos. Da ist ferner Opètè, der göttliche Truthahn, Cimbi Rita, der Herr der Hölle, der durch eine in Blut getauchte Axt dargestellt wird, mit seinen Unterteufeln, und Alagra Vadra, der Gott, der alles weiß.

Der Tempel heißt Honfoû; er liegt stets außerhalb der Stadt, oft im Walde in einer kleinen Lichtung, die gestampft und geglättet als Tanzplatz dient. Sein Aeußeres zeigt ebensowenig einen Stil wie sein Inneres: eine Hütte, beliebig zusammengebaut aus dem Material, das gerade da ist. Im Tempel steht, etwas erhöht, der Korb mit der heiligen Schlange, die Wände schmücken katholische Heiligenbilder, Illustrationen aus deutschen, englischen und französischen Journalen, ein paar Muschelketten oder alte Fahnenlappen und bunte Papierschnitzel.

An der Spitze einer Vaudouxgemeinde steht ein Oberpriester, der den Namen Papaloi, und eine Oberpriesterin, die den Namen Mamaloi führt; kreolische Verstümmelungen für Papa-Roi und Mama-Roi: Vater und König, Mutter und Königin, fürwahr stolze Namen. Die niederen Priester sind in Namen und Funktionen in den verschiedenen Gegenden verschieden; man kennt , Medizinmänner,

die im Umherziehen , das heißt Amulette (Säckchen mit kleinen Muscheln und Steinchen) verkaufen: » «, die unverwundbar machen, und » «, die einer Frau den Geliebten verschaffen. Andere Priester werden Djions oder Aninbindingues, auch Dugaous genannt; sie stehen im Dienste des Oberteufels Cimbi Kita und seiner Knechte Azilit und Dom Père. Das Hauptkunststück dieser Herrschaften besteht darin, auf Wunsch und nach Bezahlung von Gläubigen deren Feinde zu töten, indem sie ihnen die »Seele rauben«, das heißt sie hängen der Feinde Wachsbildchen im Tempel auf und besprechen sie. Diese Sache ist nicht so harmlos, wie man glauben sollte, denn die Gläubigen machen sich nun kein Gewissen mehr daraus, auch den Körper, der ja nun doch »keine Seele mehr hat«, durch ein stilles Giftchen umzubringen. Lavolou ist der Küster; nennen sich die Vaudouxleute selbst; sind diejenigen, die die Weißen durchgemacht haben. Diese Weißen sind keine Kleinigkeit, vierzig Tage lang muß der Adept in einem ekelhaften Schmutzbade hocken, bis dieses verdunstet; seine Nahrung besteht in dieser Zeit aus Verver, einer widerlichen Mischung aus Mais und Blut.

Innerhalb des Vaudoux gibt es verschiedene Sekten, von strenger und weniger strenger Observanz; die wildeste ist wohl die Teufelssekte des Dom Père. An rituellen Gegenständen haben nur die Trommeln, ausgehöhlte Stücke Baumstamm, mit Hammelhaut überzogen, einige Bedeutung; sie heißen , und und sind – den Aposteln St. Peter, St. Paul und St. Johannes geweiht. Diese seltsame Vermischung mit dem katholischen Kultus findet sich überall: die höchste Gottheit, die Schlange, gilt als eine Personifikation Johannes des Täufers! Nicht nur hängen katholische Heiligenbilder – neben den Oeldrucken des Deutschen Kaisers, des Zaren, Victor Emanuels, der Königin Victoria – in den Vaudouxtempeln; auch ermahnen die Papalois ihre Gläubigen, recht fleißig in die Kirche zu gehen: sie kennen keinen Konkurrenzneid. Morgens eine römische Messe, nachts Schlangenanbetung, Kinderschächten und Menschenfleischfressen: das ist echt haitianisch!! Außer den erwähnten drei Trommeln gibt es noch die große Assauntortrommel, die mit der Haut eines verstorbenen

Papaloi überzogen ist. Néclesin heißt das eiserne Triangel, das die Gläubigen zum Tempel ruft.

Natürlich kennt das Vaudoux auch Tabus; so gelten Schildkrötenfleisch, Ziegenfleisch, Tomaten und Auberginen als verbotene, Bockfleisch und Maisakassan (Maisbrot) als gesegnete Speisen. Uebrigens sind oft für die eine Familie dieselben Speisen Tabu, die für andere erlaubt sind, und umgekehrt. Zwillinge, Marassas, werden immer verehrt, einerlei ob von Menschen oder Tieren; bei ihrer Geburt werden Feste mit seltsamen Zeremonien veranstaltet.

Das Triangel klingt durch die Straßen; nur die Eingeweihten verstehen die abgerissenen Töne. Bei Sonnenuntergang eilen sie in den Wald hinaus, durchschreiten den Weg zum Tempel, der mit Pflöcken zu beiden Seiten abgesteckt ist. Auf den spitzen Pflöcken sind schwarze und weiße Hühner aufgespießt, zwischen ihnen liegen Eierschalen und wunderbarlich geformte Steine und Wurzeln. Die Gläubigen versammeln sich im und um den Tempel und bereiten sich zu den heiligen Handlungen durch Trinken von ungeheuren Mengen von Tafia vor. Endlich rasseln die großen Trommeln, auf denen die Musikanten sitzen, die Feier beginnt, man strömt in den Tempel. Zuerst ist ein neuer Adept in den engeren Kreis aufzunehmen, er hat schon die vierzigtägigen Weihen in dem Schmutzbade durchgemacht. Er muß nackt durch ein Feuer laufen, dann aus einem dampfenden Kessel mit den Händen Fleisch greifen und den Anwesenden auf Blättern zum Mahle reichen. Nun tritt der Papaloi hervor. Während die Gläubigen nur mit Sandalen und ein paar zusammengeknüpften roten Taschentüchern bekleidet sind, trägt der Oberpriester noch ein blaues Tuch um die Stirn; von dem Kopfe hängen wie lange Nattern die wilden Strähne verfilzter Haare. Er tritt an den Korb mit der Schlange und schwört ihr Gehorsam; alle Anwesenden wiederholen den Schwur. Houdja-Nihou, die Königin-Priesterin, erscheint, als Bekleidung ein blaues Tuch um die Stirn; sie tritt auf den Schlangenkorb und spielt die Pythia. Jeder bittet die göttliche Schlange um Erfüllung eines Wunsches; dafür gibt man ein

Geldstück, das der Papaloi im Hut einsammelt. Die Priesterin prophezeit; wirre Worte, abgerissene Sätze kommen aus ihrem Mund. Nun zieht der Papaloi einen schwarzen Ziegenbock heran, sticht ihm das Messer in den Hals, schneidet den Kopf ab und zeigt ihn den Trommelschlägern. Man fängt das Blut auf und trinkt es mit Rum vermischt. Im Augenblick ist das Tier gehäutet, ausgenommen, zerlegt und auf den Rost gelegt, um gebraten zu werden. Ein Tänzer tritt hervor; ohne sich zu rühren, steht er minutenlang in der Mitte, aber all seine Muskeln zittern. Und langsam, während die Gläubigen das halbrohe Bockfleisch verschlingen, beginnt er sich hin und her zu wiegen. Die Gemeinde betrachtet einander, die Erregung steigt; bis plötzlich die Priesterin das gräßliche Lied anstimmt:

»Leh! Eh! Bomba, hen hen! Canga bafio tè, Canga mounè dè lé Canga do ki la Canga li! «

All die schwarzen Gestalten, Männer und Weiber, springen auf, drehen sich im Tanze, stoßen, treten einander, machen gewaltige Bocksprünge, knien am Boden nieder, schlagen den Kopf zur Erde und singen die berausenden Worte ihrer Königin, die die Trommeln mit einem wilden Rhythmus begleiten. Da hebt der Oberpriester ein langes Messer und alles verstummt. Der große Moment ist gekommen: das Opfer des , des »Bockes ohne Hörner«, wird gebracht. Man schleppt das Opfer herein, das durch irgendein Gift halb betäubt ist, manchmal einen Erwachsenen, meistens ein zehn- bis zwölfjähriges Kind. Man führt es in einen schwarzen Kreis, legt ihm zur Weihe ein Bündel mit Haaren und Hornstückchen aufs Haupt. Die Priesterin erwürgt es, der Priester schneidet ihm den Kopf ab. Man zerlegt den Leichnam, um ihn wie den Bock zu braten. Der Blutdurst scheint unstillbar. Der »Dom Père« beginnt, der Teufelstanz; wie eine Horde Wahnsinniger springen die Neger durcheinander. Man reißt sich die Lappen vom Leibe, die Glieder verrenken sich, der Schweiß rieselt von den nackten Körpern. Sie beißen einander oder auch sich selbst, springen aufeinander wie die Tiere, reißen sich zu Boden und werfen sich in die Höhe, während der Papaloi alle mit Blut besprengt und die Königin die göttliche

Schlange hoch in die Luft hebt. Sie singen nicht mehr, aus ihren Konvulsionen und Delirien klingt nur der eine fanatische Schrei heraus: »Aa-aa-boo-boo!«

Und allmählich geht der Teufelstanz in eine rasende Wollustorgie über, die keine Geschlechter, nicht einmal mehr Menschen und Tiere, lebende Wesen und tote Gegenstände unterscheidet.

Nach Stunden: Erschöpfung; dann: Sauf-, Freß-, Liebesgelage, erneuter Tanz!

Und dieser wahnsinnige Kult ist nicht etwa nur in der Hefe des Volkes verbreitet, er zählt die höchsten Beamten zu seinen Mitgliedern. Toussaint Louverture, der »Befreier Haitis«, und seine Nachfolger, »Kaiser« Dessalines und »König« Christophe, waren selbst Papalois. Kaiser Soulouque (1848 bis 1859) und Präsident Salomon (1882–1888) waren eifrige Förderer des Vaudoux. Präsident Salnave brachte selbst (1868) das Opfer des »ungehörnten Bocks«, d.h. das Menschenopfer und bei dem Tode des vorletzten Präsidenten Hyppolite (1896) fand man in den Nischen seines Schlafzimmers die Skelette zweier beim Vaudouxkulte von ihm geopferter Menschen. Nur zwei Präsidenten: Geffrard (1860–1867) und Boisrond-Canal (1876–1879) wagten es, dem Vaudouxkult entgegenzutreten; unter ihre Regierung fallen die Prozesse, der anfangs erwähnte 1864 und andere 1876 und 1878 in Port-au-Prince; bei dem einen wurde ein Papaloi, bei dem andern zwei Weiber des Menschenopfers und Kannibalismus überführt und erschossen. Seitdem ist es nicht besser geworden, im Gegenteil: heute werden in Haiti mehr Kinder denn je der Schlange geopfert und von den Gläubigen aufgefressen!

Und solche Präsidenten erkennen die gekrönten Häupter und erwählten Präsidenten aller Völker als »gleichberechtigt« an, einen solchen Staat duldet man im Rate der Völker! Man muß ein Diplomat sein, um das begreifen zu können: ein nicht total verdrehter Kopf wird es nie einsehen!

Die Mamaloi



Ich erhielt folgenden Brief:

Petit-Goaves (Haiti), 16. August 1906.

Lieber Herr!

Also halte ich mein Versprechen; ich werde alles schreiben, wie Sie es wünschen, von Anfang an. Machen Sie damit, was Sie wollen, nur verschweigen Sie meinen Namen um meiner Verwandten in Deutschland willen. Ich möchte ihnen einen neuen Skandal ersparen; der andere ist ihnen schon übel genug an die Nerven gegangen.

Hier haben Sie zuerst, auf Ihren Wunsch, meine ganze bescheidene Lebensgeschichte. Ich kam mit zwanzig Jahren herüber, als junger Mann, in ein deutsches Geschäft in Jérémie; Sie wissen ja, daß die Deutschen in diesem Lande fast den ganzen Handel in ihren Händen haben. Das Gehalt verlockte mich – 150 Dollars im Monat –, ich sah mich schon als Millionär. Na, ich machte die Karriere von allen jungen Leuten, die in dies schönste und verdorbenste Land der Erde kommen: Pferde, Weiber, Saufen und Spielen. Nur wenige reißen sich da heraus und auch mich rettete nur meine besonders kräftige Konstitution. An Vorankommen war nicht zu denken; im deutschen Spital zu Port-au-Prince habe ich halbe Jahre herumgelegen. – Einmal machte ich ein vorzügliches Geschäft mit der Regierung, drüben würden sie's freilich einen unerhört frechen Betrug nennen. Da hätten sie mich dafür drei Jahre ins Zuchthaus gesteckt, hier stieg ich zu hohen Ehren. Ueberhaupt, wenn ich für all das, was hier jeder Mensch macht, und das sie drüben Verbrechen zu nennen belieben, die festgesetzten Strafen des R. St. G. B. bekommen hätte, so müßte ich wenigstens 500 Jahre alt werden, um aus dem Zuchthaus wieder heraus zu kommen! Aber ich will sie gerne abbrummen, wenn Sie mir einen Menschen meines Alters hier im Lande bezeichnen können, dessen Konto ein kleineres wäre! Freilich müßte auch bei Ihnen ein moderner Richter uns stets allesamt freisprechen, denn es fehlt uns durchaus das Bewußtsein der Strafbarkeit unserer Handlungen: im Gegenteil, wir halten diese Handlungen für ganz und gar erlaubt und höchst honett.

Also gut, ich legte mit dem Bau der Mole zu Port-de-Paix – von der natürlich nicht ein Stein gebaut wurde – den Grundstein zu meinem Vermögen; ich teilte mich mit ein paar Ministern in den Raub. Heute habe ich eines der blühendsten Geschäfte auf der Insel und bin ein schwer reicher Mann. Ich handle – oder schwindle, wie Sie sagen – mit allem, was es überhaupt gibt, wohne in meiner schönen Villa, spaziere in meinen herrlichen Gärten und trinke mit den Offizieren der Hapagsschiffe, wenn sie unsern Hafen anlaufen. Ich habe Gott sei Dank weder Weib noch Kind – – Sie freilich mögen die Mulattenrangen, die in meinen Höfen herumlaufen, als meine Kinder ansehen, bloß weil ich sie gezeugt habe – der Herr erhalte Ihnen Ihre Moral! – Ich tu's nicht. Kurz, ich fühle mich außerordentlich wohl.

Jahrelang hatte ich freilich ein elendes Heimweh. Vierzig Jahre war ich von Deutschland fort gewesen – Sie verstehen. Ich nahm mir vor, meinen ganzen Kram schlecht und recht loszuschlagen und meine alten Tage in der Heimat zu verbringen. Als ich mich dazu entschlossen hatte, wurde die Sehnsucht plötzlich so stark, daß ich die Abfahrt gar nicht mehr erwarten konnte; ich verschob also den endgültigen Abbruch meines Geschäftes und fuhr Hals über Kopf mit einem tüchtigen Batzen Geld im Sack vorläufig zu einem halbjährigen Besuche herüber.

Na, drei Wochen bin ich dort gewesen, und hätte ich einen Tag noch gezögert, so würde mich der Staatsanwalt gleich auf fünf Jahre dabehalten haben. Das war der Skandal, auf den ich eben anspielte, » Ein neuer Fall Sternberg« schrieb man in den Berliner Blättern, und meine hochanständige Familie sah darunter fett ihren ehrenwerten Namen gedruckt. Ich werde nie die letzte Unterredung mit meinem Bruder vergessen – der arme Mensch ist Oberkonsistorialrat. Das Gesicht, das er machte, als ich ihm ganz harmlos versicherte, daß die Mädchen wenigstens 11 oder gar 12 Jahre alt gewesen seien! Je mehr ich mich vor ihm reinzuwaschen suchte, um so mehr rannte ich mich herein. Als ich ihm sagte, daß es doch wirklich nicht so schlimm sei, und daß wir hierzulande alle mit Vorliebe Mädchen von acht

Jahren nehmen, da wir sonst fast nur kranke und Jungfrauen überhaupt nicht mehr bekämen – griff er sich an die Stirne und sagte: »Schweige, unglückseliger Bruder, schweige! Mein Auge blickt in einen Pfuhl ruchloser Fäulnis!« – Drei Jahre hat er mir gegrollt, und nur dadurch habe ich seine Versöhnung wiedererlangt, daß ich jedes seiner elf Kinder mit 50000 Mark im Testament bedacht habe und ihm außerdem einen sehr anständigen Monatszuschuß für seine Söhne sende. Dafür schließt er mich allsonntäglich in sein Gebet ein. Wenn ich ihm schreibe, verfehle ich nie, ihm mitzuteilen, daß wieder eine junge Dame meines Ortes in das passende Alter von acht Jahren getreten sei und sich meiner Gunst erfreut habe. Er möge für mich alten Sünder beten. Hoffentlich nutzt das! Einmal schrieb er mir, er habe stets mit seinem Gewissen gekämpft, ob er das Geld eines so unverbesserlichen Menschen annehmen dürfe, oftmals sei er nahe daran gewesen, es zurückzuweisen; nur die Rücksicht und das christliche Mitleid für seinen einzigen Bruder habe ihn immer wieder veranlaßt, das Geld zu nehmen. Nun aber sei es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, und jetzt wisse er: daß ich immer nur gescherzt habe. Denn ich sei ja jetzt 69 Jahre alt und daher zu solchen Schandtaten gottlob nicht mehr fähig. Aber er bäte mich recht sehr, auch diese frivolen Scherze in Zukunft zu unterlassen.

Ich antwortete ihm – die Kopie, die ich als guter Kaufmann aufbewahrt habe – will ich hierher setzen:

»Mein lieber Bruder!

Dein Brief hat mich sehr in meiner Ehre gekränkt. Ich sende Dir beifolgend ein Paket mit Rinde und Blättern des Toluwangabaumes, die mir allwöchentlich ein alter Nigger besorgt. Der Kerl behauptet 160 Jahre alt zu sein – na, 110 ist er wenigstens. Dabei ist er – dank des ausgezeichneten Absudes aus dieser Rinde – der größte Don Juan unserer ganzen Gegend, neben Deinem lieben Bruder. Letzterer ist übrigens seiner Sache von Natur aus noch recht sicher und bedient sich nur in außergewöhnlichen Fällen des köstlichen Trankes.

Deshalb kann ich Dir ruhig einiges von meinem Reichtum abgeben und garantiere für prompte Wirkung. Uebermorgen, zur Feier Deines Geburtstages, will ich ein kleines Gelage veranstalten und zu diesem Ehrentage zwei siebenjährige Nüßlein knacken, wie das bei uns zur Erhöhung der Freude eines Festtages üblich ist. Dabei will ich auf Dein Wohl trinken!

Einliegend zum nahen Weihnachtfest einen kleinen Extrascheck über 3000 Mk. (dreitausend Mark). Mit herzlichen Grüßen für Dich und all die Deinen

Dein treuer Bruder.

P.S. Ich bitte mir mitzuteilen, ob Du auch Weihnachten in Deinem Gebete meiner gedacht hast.

D.O.«

Wahrscheinlich hat mein guter Bruder auch diesmal wieder schwer mit seinem Gewissen zu kämpfen gehabt, aber schließlich hat dann das christliche Mitleid mit mir armem Sünder in seinem guten Herzen doch gesiegt, wenigstens hat er den Scheck behalten.

Ich wüßte wirklich nicht, was ich Ihnen sonst noch von meinem Leben mitteilen sollte, lieber Herr. Ich könnte Ihnen hundert kleine Abenteuer und Scherze erzählen, aber sie werden alle derselben Art sein, wie Sie sie auf Ihren Streifzügen durch unser Land von allen Weißen überall gehört haben. Beim Durchlesen dieses Schreibens fällt mir auf, daß drei Vierteile des Briefes, der doch ein » « sein sollte, auf das Thema »Weib« fallen – na, das ist gewiß charakteristisch für den Schreiber. Uebrigens: was hätte ich Interessantes sagen sollen über meine Gäule, über meine Waren und meine Weine! Und dem Poker bin ich untreu geworden; in meinem Ort bin ich der einzige Weiße, außer dem Hapagagenten, und der spielt ebensowenig wie die Offiziere seiner Linie, die mich gelegentlich besuchen.

Bleibt das Weib – was wollen Sie!

So, nun werde ich diesen Brief in das Heft legen, in das die merkwürdigen Aufzeichnungen kommen sollen, die Sie von mir wünschen und von denen ich selbst noch keine leise Ahnung habe. Wer weiß also, wann Sie den Brief erhalten – und – vielleicht mit einem ganz leeren Hefte!

Ich grüße Sie, lieber Herr, und bin

Ihr ergebener

F.X.

Diesem Briefe folgten anschließend folgende Aufzeichnungen:

18. August.

Wie ich dies leere Heft aufschlage, habe ich das Gefühl, als trete etwas Neues in mein Leben. Was denn? Der junge Doktor, der mich drei Tage besuchte, hat mir das Versprechen abgenommen, ein Geheimnis zu erforschen und ein seltsames Abenteuer anzufangen. Ein Geheimnis, das vielleicht gar nicht existiert, und ein Abenteuer, das nur in seiner Phantasie lebt! Und ich habe ihm das so leichthin versprochen – – ich denke, er wird recht enttäuscht sein.

Freilich, er hat mich verblüfft. Fünf Monate streift er in diesem Lande herum und kennt es viel besser als ich, der ich nun fünfzig Jahre hier hause. Tausend Dinge hat er mir erzählt, die ich nie vernommen, oder die ich wohl einmal gehört, aber stets ungläubig beiseite geschoben habe. Wahrscheinlich hätte ich es auch mit seinen Erzählungen so gemacht, wenn er nicht aus mir selbst durch Fragen alles mögliche herausgeholt hätte, über das ich nie recht klar geworden bin und das mir nun in einem ganz anderen Lichte erscheint. Und doch würde ich das alles bald genug vergessen haben, wenn nicht der kleine Vorfall mit Adelaide gewesen wäre.

Wie war es doch! Das Negermädchen – sie ist die schönste und kräftigste von meinen Dienerinnen und eigentlich meine Favoritin, seitdem sie im Hause ist – deckte uns den Teetisch. Der Doktor unterbrach plötzlich das Gespräch und sah sie aufmerksam an. Als sie hinausging, fragte er mich, ob ich den kleinen Silberreif mit dem schwarzen Steine am Daumen ihrer rechten Hand bemerkt habe. Ich hatte den Ring tausendmal gesehen, aber nie darauf geachtet. Ob ich bei einer anderen schon einmal einen solchen Ring gesehen habe! Nun, das sei möglich, freilich erinnere ich mich nicht. Er schüttelte nachdenklich den Kopf.

Als das Mädchen wieder auf die Veranda kam, um den Tee zu servieren, sang der Doktor, ohne sie anzusehen, halblaut ein paar Töne. Eine absurde Melodie mit blöden Niggerworten, die ich nicht verstand:

Leh! Eh! Bomba, hen, hen! Cango bafio tè Cango moune dè lé Cango do ki la Cango li!

Krach! Das Teebrett lag auf den Steinen, die Kanne und Tassen in Scherben. Mit einem Schrei rannte das Mädchen ins Haus. Der Doktor sah ihr nach, dann lachte er und sagte:

»Ich gebe Ihnen mein Wort: sie ist eine Mamaloi!«

Wir plauderten bis Mitternacht, bis die Dampfpeife ihn auf das abfahrende Schiff zurückrief. Als ich ihn in meinem Boot an Bord brachte, hatte er mich beinahe überzeugt, daß ich wie ein Blinder in einer höchst wunderbaren Schreckenswelt lebe, von deren Existenz ich bisher keine Ahnung hatte.

Nun, ich habe Augen und Ohren geschärft. – Bisher ist mir noch gar nichts Sonderbares aufgefallen. Ich bin sehr neugierig auf die Bücher, die mir der Doktor von New York aus senden will; übrigens will ich ihm gerne zugeben, daß es ein Skandal ist, daß ich in all der Zeit noch nicht ein einziges Werk über dies Land gelesen habe.

Immerhin – ich wußte ja gar nicht, daß es solche Bücher gäbe – ich habe nie bei einem Bekannten eines gesehen.

27. August.

Adelaide ist wieder einmal für acht Tage fort, zu ihren Eltern ins Innere. Sie ist eigentlich das einzige Negermädchen, bei dem ich je eine so große Liebe zu ihrer Familie bemerkt habe; ich glaube, sie würde weglaufen, wenn ich ihr nicht den Urlaub bewilligte. Tagelang vorher ist sie dann ganz närrisch und wenn sie zurückkehrt, hat sie der Trennungsschmerz jedesmal so angegriffen, daß sie mir schon während der Arbeit zusammengefallen ist. Man denke: ein Negermädchen! Uebrigens habe ich während ihrer Abwesenheit in ihrem Zimmer Haussuchung gehalten; ganz rationell, ich habe mir zu dem Zwecke vorher das betreffende Kapitel in einem Detektivroman durchgelesen. Ich habe gar nichts Verdächtiges, aber auch nicht das allergeringste, gefunden. Die einzige ihrer Habseligkeiten, deren Bedeutung mir nicht sofort klar war, war ein schwarzer länglich runder Stein, der auf einem Teller in Oel lag. Ich denke mir, sie wird ihn zum Massieren gebrauchen, alle diese Mädchen massieren sich ja.

4. September.

Die Bücher sind aus New York angekommen; ich will mich gleich an die Lektüre machen. Es sind drei deutsche, drei englische und fünf französische Werke, zum Teil illustriert. Adelaide ist zurückgekommen, sie ist so elend, daß sie sich gleich zu Bett legen mußte. Na, ich kenne das, in ein paar Tagen ist sie wieder kreuzfidel.

17. September.

Wenn nur der zehnte Teil von dem wahr ist, was in diesen Büchern steht, so verlohnt es sich allerdings, dem Geheimnis nachzugehen, das der Doktor in meiner nächsten Nähe vermutet. Aber diese Reisenden wollen sich interessant machen daheim, und dann schreibt immer der eine von dem andern den größten Blödsinn ab.

Bin ich denn wirklich ein solch blinder Esel, daß ich von dem ganzen Vaudouxkult mit seiner Schlangenanbetung und seinen Tausenden von Menschenopfern jahraus jahrein kaum etwas bemerkt haben sollte! Einzelne Kleinigkeiten sind mir ja aufgefallen, ich habe sie nie beachtet. Ich will versuchen, aus meiner Erinnerung das herauszusuchen, was etwa mit dem Vaudouxkult in Zusammenhang zu bringen wäre.

Einmal weigerte sich meine alte Haushälterin, – ich wohnte damals in Gonaives – auf dem Markte Schweinefleisch einzukaufen. Es könnte Menschenfleisch sein, behauptete sie. Ich lachte sie aus und hielt ihr vor, daß sie doch das ganze Jahr über Schweinefleisch einkaufe. »Ja, aber nie zur Osterzeit!« – Sie ließ sich von ihrer fixen Idee nicht abbringen, und ich mußte eine andere auf den Markt schicken. Ich habe auch oft diese Caprelatas gesehen – Hougons nennt man sie in unserer Gegend – gebrechliche Greise, die »Wanges« verkaufen. Das sind kleine Säckchen mit Muscheln und bunten Steinchen, die als Amulette getragen werden. Sie unterscheiden zwei Sorten, die »Points«, die unverwundbar machen, für Männer, und die »Chances«, für Frauen, die den Besitz des nackten Geliebten sichern. Aber ich habe nie gewußt, daß diese Schwindler – nein, diese Kaufleute – eine Art niederer Priester des Vaudouxkult seien. Ebenso wenig habe ich damit in Verbindung gebracht, daß so viele Speisen für manche Neger Tabu sind; so rührt zum Beispiel Adelaide weder Tomaten noch Auberginen an, sie ißt kein Ziegen- und kein Schildkrötenfleisch. Dagegen hat sie oft gesagt, daß Bockfleisch gesegnet sei und auch das »Maiskassan«, ihr geliebtes Maisbrot. Ich weiß auch, daß die Zwillinge überall mit Jubel begrüßt werden; dann feiert die Familie ein Fest, wenn eine Frau, oder gar eine Eselin »Marassas« bekommen hat.

Aber, du lieber Gott, die Geschichte mit dem Menschenfleisch auf dem Markt ist gewiß eine Fabel und die andern Sachen erscheinen mir alle ungeheuer harmlos. Kleiner Aberglauben – – in welchem Lande der Welt fände man nicht Aehnliches!

19. September.

Was Adelaide betrifft, so scheint der Doktor wirklich recht zu haben, wenn eben seine Weisheit nicht auch allzusehr aus den Büchern geschöpft ist. Einen solchen Ring erwähnt der Engländer Spencer St. John; ihn soll die »Mamaloï«, die Priesterin des Vaudoux, tragen. Uebrigens muß ich sagen, daß in dieser Bezeichnung und in der analogen des Oberpriesters mehr Geschmack steckt, als ich diesen Niggern zugetraut habe: »Papaloï«, »Mamaloï« – das »loï« steht in ihrem korruptierten Französisch natürlich für »roi« – kann man sich einen schönern Titel denken? Mutter und Königin – Vater und König, das klingt doch besser wie Oberkonsistorialrat, wie mein gottesfürchtiger Herr Bruder sich betitelt?! – Auch ihren Stein, von dem ich annahm, daß er zum Massieren diene, habe ich in den Büchern gefunden, sowohl Tippenhauer wie Moreau de St. Méry kennen ihn. Fabelhaft, ich habe einen leibhaftigen Gott in meiner Villa, der Kerl heißt Damtala! Ich habe mir das Ding in ihrer Abwesenheit noch einmal genau betrachtet, die Beschreibung stimmt durchaus. Es ist zweifellos ein altes, vorzüglich geschliffenes Steinbeil aus der Karaibenzeit. Die Neger finden solche im Walde, können sich ihren Ursprung nicht erklären und halten sie für göttlich. Sie legen ihn auf einen Teller; er kennt die Zukunft und spricht durch Klappern. Um ihn bei guter Laune zu erhalten, erhält er alle Freitage ein Bad in Olivenöl. Ich finde das ganz köstlich und meine Geheimpriesterin gefällt mir alle Tage besser. Freilich, Geheimnisse sind schon zu erforschen, da hat der Doktor recht – – aber etwas Schauriges ist nicht dabei!

23. September.

Jetzt in meinem siebzigsten Lebensjahre muß ich einsehen, wie gut es ist, sich auf allen Gebieten zu bilden! Nie würde ich die köstliche Geschichte von gestern erlebt haben, wenn ich nicht in den Büchern studiert hätte!

Ich trank meinen Tee auf der Veranda und rief nach Adelaide, die den Zucker vergessen hatte. Sie kam nicht. Ich ging in mein Zimmer, in die Küche, sie war nicht dort, auch die andern Mädchen nicht; den Zucker konnte ich auch nicht finden. Wie ich über den Flur ging, hörte ich ein halblautes Sprechen in ihrem Zimmer. Ich eilte also in den Garten – der Raum liegt zu ebener Erde – und schaute hinein. Da saß meine hübsche, schwarze Priesterin, wischte mit ihrem besten seidenen Tuche den Stein ab, legte ihn auf den Teller und goß vorsichtig frisches Oel darüber. Sie war sehr erregt, die Augen standen ihr voll Tränen. Vorsichtig nahm sie den Teller zwischen zwei Fingerspitzen und streckte den Arm aus. Das dauerte eine Weile, dann begann ihr Arm zu zittern, leise erst, dann immer stärker. Und natürlich klapperte der Stein. Adelaide sprach mit ihm, leider konnte ich nichts verstehen.

Aber ich habe es herausgebracht, fein, der Doktor kann mit mir zufrieden sein. Ich auch, denn im Grunde ist die Sache nur schmeichelhaft für mich, Also am Abend nach dem Essen ging ich in ihr Zimmer, nahm den Klapperstein und setzte mich in meinen Lehnstuhl. Als sie hineinkam, um den Tisch abzuräumen, legte ich schnell die Zeitung weg, nahm den Teller zur Hand und goß frisches Oel auf den Stein. Der Effekt war großartig, sie ließ, bums! das Tablett fallen, das scheint ihre Spezialität zu sein in solchen Augenblicken. Gott sei Dank war es leer diesmal. Ich winkte ihr, still zu sein und sagte ruhig: »Freitag! Er muß heute ein frisches Bad haben!« – »Sie wollen ihn fragen!« flüsterte sie. »Natürlich!« – »Ueber mich?« – »Gewiß!« – Das kam mir sehr gelegen, jetzt würde ich schon ihr Geheimnis herausbekommen. Ich winkte ihr hinauszugehen und die Tür hinter sich zu schließen. Das tat sie, aber ich hörte wohl, daß sie draußen stehen blieb und lauschte. Nun ließ ich meinen Gott nach Herzenslust klappern, er sprang auf seinem Oelteller herum, daß es eine Freude war. Das Klapp! Klapp! mischte sich mit den langen Seufzern Adelaides, die von der Türe herkamen.

Im Augenblick, als ich dem Donnergott Ruhe gab und den Teller auf den Tisch setzte, schlüpfte sie herein.

»Was hat er gesagt?«

Ja, zum Kuckuck, was hatte er gesagt? Geklappert hatte er, weiter nichts. Ich schwieg also.

»Was hat er gesagt!« drängte sie. »Ja? oder Nein?«

»Ja!« sagte ich auf gut Glück.

Sie jubelte: » Kreolisch, das Patois der Haitineger, für »Petit monde« = Kleines Kind. «

»Natürlich: « wiederholte ich.

Sie hüpfte im Zimmer herum, sprang von einem Bein aufs andere.

»Oh, er ist gut, so gut, der liebe Donnergott! Mir hat er's auch gesagt! Und nun muß er's halten, da er's zweimal versprochen hat an einem Tage!«

Plötzlich wurde sie wieder ganz ernst: »Was hat er gesagt, ein Junge oder ein Mädchen!«

»Ein Junge,« antwortete ich.

Da fiel sie auf die Knie vor mir, weinte und heulte und schluchzte immer wieder, ganz aufgelöst vor Wonne: »Ach endlich! Endlich!«

28. September.

Ich weiß, daß Adelaide mich liebt seit langer Zeit, und daß sie sich nichts sehnlicher wünscht, als von mir ein » « zu haben. Neidisch ist sie auf die andern Mädchen, die im Hofe ihre Rangen herumlaufen haben, obwohl ich mich weiß Gott nicht darum kümmern. Ich glaube, sie möchte ihnen am liebsten die Augen auskratzen. Deshalb also die gute Behandlung des Donnergottes. – Uebrigens war sie heute abend ganz reizend, ich meine, ich hätte nie ein so liebes Negermädchen gehabt. Ich glaube, ich habe sie wirklich gern und

was mich anlangt, soll gewiß alles geschehen, ihren kleinen Wunsch zu erfüllen.

6. Oktober.

Es ist skandalös, daß ich als guter Kaufmann nie darüber Buch geführt habe, inwieweit ich zur Verbesserung der niederträchtigen Rasse dieses schönen Landes beigetragen habe. Ich habe augenscheinlich meine kulturellen Verdienste immer viel zu niedrig eingeschätzt. Heute habe ich also die Statistik nachgeholt; es war nicht schwer. Ich habe nämlich auch am Daumen drei Gelenke und die scheinen erblich zu sein. Was also in der Stadt mit drei Gelenken am Daumen herumläuft, ist gewiß von mir. Eine lustige Entdeckung habe ich bei dem kleinen Léon gemacht. Ich habe den Mulattenjungen immer für meinen Sprößling gehalten und auch die Mama schwört darauf. Aber: der Bengel hat nur zwei Gelenke am Daumen. Da stimmt etwas nicht. Ich habe den schönen Christian im Verdacht, einen der Hapagoffiziere, der hat mir gewiß ins Handwerk gepfuscht. – Uebrigens fehlen nicht weniger wie vier von meinen Rangen. Es heißt, daß sie weggelaufen sind, seit Jahren schon; niemand konnte mir irgendwelche Anhaltspunkte geben. Ist ja auch so gleichgültig.

24. Oktober.

Der Klappergott hat recht prophezeit. Adelaide ist selig und zu mir von einer Flitterwochenzärtlichkeit, die fast beunruhigend ist. Ihr Stolz und ihre Freude wirken beinahe ansteckend, noch nie im Leben habe ich mich um das Gedeihen eines zukünftigen Erdenbürgers bekümmert, und jetzt – ich kann's nicht leugnen – habe ich ein augenscheinliches Interesse daran. Dazu kommt das immer nähere Verhältnis, in das ich zu Adelaide getreten bin. Freilich hat es manches Sträuben und Zögern, manches Tränchen, manche Zärtlichkeit gekostet, bis ich ihr ganzes Vertrauen errungen habe. Diese Schwarzen können ja schweigen, wenn sie wollen; das, was

sie nicht sagen wollen, holt man nicht aus ihnen heraus und wenn man sie mit glühenden Zangen kneipen würde.

Auch hier war es wieder ein besonders glücklicher Umstand, der mir das Mittel in die Hand gab, sie zu zwingen, auch die letzte Maske abzulegen.

Adelaide hat nämlich gar keine Eltern mehr! Ich erfuhr das von einem uralten Mütterchen, das Phylloxera heißt und seit vielen Jahren in meinen Gärten Unkraut jätet. Es ist ein verhutztes Weibchen, das mit ihrem Urenkel, einem schmutzigen, verlausten Buben, in einer elenden Hütte in der Nähe haust. Der nichtsnutzige Junge hatte wieder einmal Eier bei mir gestohlen und sollte diesmal gründlich die Peitsche bekommen; da kam die Alte, um ihn loszubitten. Als Gegenleistung bot sie mir Mitteilungen über Adelaide an, natürlich war auch ihr nicht entgangen, in welcher Gunst die jetzt bei mir steht. Und diese Mitteilungen – ich habe der Alten bei allen Heiligen schwören müssen, sie nicht zu verraten – sind wirklich so interessant, daß ich ihr noch einen amerikanischen Dollar obendrein gab. Adelaide hat gar keine Eltern und also hat sie sie auch nie besucht. Sie ist eine Mamaloi, eine Priesterinkönigin des Vaudoux-Kultes. Wenn sie von mir Urlaub nahm, so geschah es, um zu dem »Honfoû« zu eilen, dem Tempel, der menschenfern auf einer Lichtung im Wald liegt. Und meine kleine zärtliche Adelaide spielt da die grausame Priesterin, beschwört die Schlange, erwürgt Kinder, trinkt Rum wie ein alter Schiffskapitän und feiert unerhörte Orgien! Kein Wunder, daß sie immer völlig erschöpft nach Hause kam! – Na, warte, du kleine schwarze Kanaille!

26. Oktober.

Ich sagte, daß ich nach Sâle-Trou reiten müsse, und ließ mein Pferd satteln. Die Alte hatte mir so ungefähr den Weg beschrieben, so gut wie ein Negerweib eben einen Weg beschreiben kann. Natürlich verritt ich mich und hatte das Vergnügen, im Urwald übernachten zu können; zum Glück hatte ich eine Hängematte mit. Erst am nächsten

Morgen fand ich den Honfoûttempel, nämlich eine sehr große aber elende Strohütte auf einer Lichtung, die gestampft und geglättet war wie ein Tanzplatz. Eine Art Pfad führte auf den Tempel zu, zu beiden Seiten sah ich in die Erde gesteckte Pflöcke, auf denen abwechselnd die Kadaver schwarzer und weißer Hühner steckten. Zwischen den Pflöcken lagen ausgeblasene Truthahneier und grotesk geformte Steine und Wurzeln. Ein großer Erdbeerbaum, den die Gläubigen Loco nennen und als göttlich verehren, stand am Eingang des Tempels, rund herum hatte man, ihm zu Ehren, viele Gläser, Teller und Flaschen zu Scherben zerschlagen.

Ich trat in den Raum. Ein paar Löcher im Dach gaben genügend Licht, unter einem davon stak an einem Pfeiler eine herabgebrannte Kienfackel. Die Tempeleinrichtung war äußerst lustig. An den Wänden sah ich die Bildnisse Bismarcks aus der »Woche« und König Eduards aus den »Illustr. London News«. Beide stammen ganz gewiß von mir, wer hätte sonst die Blätter hier halten sollen?

Wahrscheinlich hatte sie Adelaide großmütig gestiftet. Da waren weiter ein paar Heiligenbilder, gräßliche Oeldrucke, die den heiligen Sebastian, den heiligen Franziskus und die Madonna darstellten, daneben Blätter aus dem »Simplicissimus« (auch von mir!) und der »Asiette au Beurre«. Zwischendurch hingen ein paar alte Fahnenlappen, Muschelketten und bunte Bänder aus Papierschnitzeln. Hinten, etwas erhöht, bemerkte ich einen starken Korb. Aha, dachte ich, darin steckt er also, Hougonbadagri, der große Vaudouxgott! Sehr vorsichtig öffnete ich den Deckel und sprang zurück, ich hatte durchaus keine Lust, mich von irgendeinem giftigen Vieh beißen zu lassen. Aber ach! Eine Schlange war wohl im Korbe, aber es war eine harmlose Ringelnatter und sie war elend verhungert. Das ist echt Negerart, etwas als Gott anbeten, um sich dann, nach den Festen, nicht mehr darum zu bekümmern! Freilich, ein Ersatzgott ist ja im Handumdrehen im Walde zu fangen! Jedenfalls hat es Damtala, der brave Klappergott, entschieden besser, als der allmächtige Hougonbadagri, der da elend zusammengeschrumpft tot vor mir lag; jener bekommt doch Oel jeden Freitag, während dieser, der doch in diesem verrückten

heidnisch-christlichen Vaudouxkult Johannes der Täufer selber ist, nicht einmal ein Fröschlein oder Mäuslein erhält!

29. Oktober.

Als ich am nächsten Tage Adelaide mit meiner neuen Wissenschaft auftrumpfte – ich tat so, als ob mir alles längst bekannt sei –, machte sie gar keinen Versuch mehr zu leugnen. Ich sagte ihr, daß mich der Doktor eingeweiht habe, der ein Abgesandter Cimbi-Ritas, des Oberteufels sei und zeigte ihr eine Axt, über die ich etwas rote Tinte gegossen hatte. Die in Blut getränkte Axt ist nämlich das Symbol dieses bösen Dämons.

Das Mädchen zitterte, schluchzte und war kaum zu beruhigen.

»Ich wußte es,« schrie sie, »ich wußte es und habe es auch dem Papaloi gesagt! Er ist Dom Pèdre selbst!«

Das bejahte ich – warum sollte der gute Doktor nicht Dom Pèdre selbst sein! Nun erfuhr ich, daß gerade unser Ort, Petit Goaves, der Hauptsitz der Teufelssekte Dom Pèdres ist. Das war ein Mann – ein schöner Schwindler mag er gewesen sein –, der vor langer Zeit aus dem spanischen Teil der Insel herüberkam und hier den Kult Cimbi-Ritas, des großen Teufels, und seines Knechtes Azilit begründete. Ein gutes Stück Geld muß er damit verdient haben. Aber er selbst und alle seine Ober- und Unterteufel mögen mich lebendig holen, wenn ich nicht auch aus der ganzen Geschichte ein gutes Geschäft mache! Ich habe schon meine Idee.

18. November.

Heute hörte ich das Néklésin, das eiserne Triangel, durch die Straßen schallen. Wie oft habe ich diese kindische Musik gehört und habe mir nie etwas dabei gedacht; jetzt erst weiß ich, daß es das unheimliche Zeichen ist, das die Gläubigen zum Tempel ruft. Ich habe sofort meine kleine Mamaloi kommen lassen und ihr mitgeteilt, daß ich diesmal an dem Opferdienste teilnehmen würde. Sie war außer sich,

bat und flehte, jammerte und schrie. Aber ich gab nicht nach; ich zeigte ihr wieder das alte Holzbeil mit der roten Tinte, das sie vor Schrecken fast zu Stein erstarren ließ. Ich sagte ihr, daß ich besondern Auftrag von Dom Pèdre habe und daß alles genau so zugehen müsse wie gewöhnlich. Sie ging fort, um mit ihren Houcibossales zu reden, den tätowierten Vaudouxleuten; ich denke mir, sie wird den Papaloi selbst aufsuchen.

Ich habe ihre Abwesenheit benutzt, um noch ein paar Kapitel in meinen Büchern durchzulesen, hier habe ich mir einige Daten zusammengestellt, die wohl ihre Richtigkeit haben. Danach war der Befreier Haitis, Toussaint Louverture, selbst ein Papaloi, ebenso der Kaiser Dessalines und der König Christophe. Auch Kaiser Soulouque war ein Vaudouxpriester, ich sah ihn noch, den schwarzen Schuft, als ich 1858 nach Port-au-Prince kam. Und der Präsident Salnave, mein guter Freund Salnave, brachte 1868 selbst das Menschenopfer, das Opfer des »ungehörnten Bockes«. Salnave, wer hätte das gedacht! Der Spitzbube, mit dem ich – genau in demselben Jahre – die wundervolle Mole von Port-de-Paix – nicht baute, womit ich mir mein erstes Vermögen verdiente. Kommt Präsident Salomon, der uralte Trottel, der auch ein eifriger Förderer des Vaudoux war. Daß Hippolyte, sein Nachfolger, nicht viel anders war, habe ich oft gehört, aber daß er sich die Skelette der von ihm geschlachteten Opfer zur Erinnerung aufbewahrte, ist doch ein netter Zug von ihm. Als er vor zehn Jahren starb, fand man in seinen Räumen eine ganze Reihe solcher Skelette; er hätte mir wirklich ein paar davon vermachen sollen, ich habe so manches gute Geschäft mit ihm gemacht. Immer Halbpant und dabei hat er alle Uniformen umsonst von mir bekommen, mit soviel goldenen Litzen, als er nur wünschte! Und alle »Kalypsos« gingen aus meiner Tasche, nie hat er einen Centime ausgegeben als kleines Trinkgeld für die Herren Deputierten.

Also die zwei Präsidenten aus den sechziger und siebziger Jahren Geffrard und Boisrond-Canal traten dem Vaudoux entgegen? Ausgerechnet die beiden, mit denen am schwersten Geschäfte zu machen war! In ihre Zeit fallen auch die Prozesse gegen die

Vaudouxleute. Da wurden 1864 zu Port-au-Prince acht Leute erschossen, weil sie ein zwölfjähriges Mädchen geopfert und aufgegessen hatten, eben deshalb wurde 1876 ein Papaloi zum Tode verurteilt und zwei Jahre später ein paar Weiber. Viel ist das gerade nicht, wenn wirklich, wie Texier meint, alljährlich ein paar tausend Kinder – – geschlachtet und verzehrt werden.

– Adelaide ist noch immer nicht zurückgekehrt. Aber ich werde meinen Willen unter allen Umständen durchsetzen. Ich gehöre diesem Lande an und habe ein Recht, es in seinen Eigenarten kennen zu lernen.

Abends zehn Uhr.

Der Papaloi hat einen Abgesandten geschickt, einen Avalou, so eine Art Küster, der für seinen Herrn eine Unterredung mit mir erbat. Ich habe ihn weggeschickt und mich auf nichts eingelassen. Vorher habe ich dem Kerl noch meine Tintenaxt gezeigt, die auch diesmal ihre Wirkung nicht verfehlte. Ich habe dem Papaloi sagen lassen, daß ich ihn niederschießen würde, wenn meine Wünsche nicht erfüllt würden.

Um neun Uhr kam der Kerl noch einmal zurück, um zu parlamentieren; er hatte übrigens einen Heidenrespekt und traute sich nicht mehr in mein Zimmer. Ich fluchte fürchterlich im Namen Cimbi-Ritas, des Oberteufels. Der Mann wenigstens ist von meiner teuflischen Mission ebenso fest überzeugt wie Adelaide! Sie ist noch immer nicht zurück, ich bin gewiß, daß sie festgehalten wird. Ich habe dem Avalou gesagt, daß ich, zusammen mit Dom Pèdre selbst, sie holen würde, wenn sie in einer Stunde nicht zu Hause sei.

Nachts zwölf Uhr.

Alles ist geordnet, die Expedition kann morgen vor sich gehen. Der Papaloi sah wohl ein, daß ich von meinem Willen nicht abzubringen sei, deshalb fügte er sich meinen Wünschen. Als echter Pfaffe suchte er schließlich noch etwas für sich zu retten und stellte durch

Adelaide die Bedingung, daß ich zwanzig Dollars für die Armen der Gemeinde stifte. »Die Armen« – das ist er natürlich selber, ich habe ihm also gleich das Geld zugesandt. Nun wird der schwarze Oberkonsistorialrat wohl zufrieden sein.

Dafür schickte er mir eine Handvoll verfaulter Pflanzen, davon solle ich mir ein Bad machen lassen, um Canzou zu werden, das heißt die Weihe zu erhalten. Eigentlich muß man vierzig Tage in solchem Dreckbade hocken, bis es ganz verdunstet ist, doch wurde für mich ein abgekürztes Verfahren gestattet. Ich warf den Kram gleich in den Kehricht, dagegen aß ich Adelaide zuliebe die zweite Gabe, Verver, ein Gemisch aus Mais und Blut. Es schmeckte scheußlich. Nun bin ich vorbereitet genug, um morgen nacht unter die Teufelspriester, die Bizangos und Quinbindingues aufgenommen zu werden.

22. November.

Ich muß mir Mühe geben, die Feder zu halten, der Arm zittert und die Hand will nicht gehorchen. Zwei Tage habe ich auf dem Diwan gelegen und noch heute laufe ich im Fieber herum; alle meine Knochen sind wie zerschlagen. Adelaide liegt immer noch im Bette. Kein Wunder nach dieser Nacht! Wenn ich die Geschehnisse meinem Bruder mitteilen würde, ich glaube, der fromme Herr würde vielleicht doch einen beiliegenden Scheck zurückweisen.

Kreuzelement, wie mich der Rücken schmerzt! Jede leiseste Bewegung macht mich schreien. Ich höre Adelaide aus ihrem Bette wimmern. Vorhin war ich bei ihr, sie sprach kein Wort, sie weinte nur leise vor sich hin und küßte meine Hand. Und ich konnte gar nicht begreifen, daß dieses arme Tierchen dieselbe grausame Priesterin sei, die mit verzerrten blutgierigen Händen – –

Ich will alles ruhig erzählen. Adelaide ging schon am Morgen weg, ich stieg am Nachmittag auf meinen Falben, meine guten Brownings staken in der Satteltasche. Diesmal kannte ich den Weg zum Honfoû, bei Sonnenuntergang war ich schon dort. Schon von weitem

vernahm ich durch den Wald das Gelärme aufgeregter Stimmen, dazwischen die schrillen Laute des Néklésin. Die große Lichtung war voll von schwarzen Leibern, sie hatten alle Gewänder abgelegt, nur ein paar zusammengeknüpfte rote Taschentücher um den Leib gewunden. Sie tranken aus ihren weitbäuchigen Tafiaflaschen, liefen durch den Weg, auf dessen spitze Pfähle man schwarze und weiße Hühner lebend aufgespießt hatte und zerschmetterten schreiend die Flaschen unter dem göttlichen Erdbeerbaume. Augenscheinlich erwartete man mich, ein paar Männer kamen auf mich zu, banden meinen Gaul an einen Baum und führten mich über den Weg, wobei sie aus irdenen Krügen die jämmerlich gackernden und flatternden Hennen auf den Pfählen mit Blut begossen, wie Blumen in Töpfen. Am Eingange des Tempels drückte mir einer eine leere Flasche in die Hand, ich zerschmetterte sie unter dem Erdbeerbaum. Wir schritten in den weiten Raum hinein, alles drängte im Augenblick nach; geschoben von nackten Körpern gelangte ich in die Nähe des Schlangenkorb. Mächtige Kienfackeln staken an den Balken und rußten durch die offenen Dachlöcher in die Nacht hinaus. Mir gefiel dieser rote Feuerschein auf den schwarzen glänzenden Leibern; ich muß sagen, ich kam in Stimmung dadurch.

Neben dem Schlangenkorb brannte ein Feuer unter einem mächtigen Kessel, dabei hockten die Schläger auf ihren Trommeln, Houn, Hountor und Hountorgri, die den drei Aposteln Petrus, Paulus und Johannes geweiht sind. Hinter ihnen stand ein baumlanger Kerl, der die riesige Assauntortrommel rührte, die mit der Haut eines verstorbenen Papaloi überzogen ist. Immer schneller und schneller gingen die Wirbel, immer lauter dröhnten sie in dem überfüllten Raum.

Die dienenden Avalous drängten die Menge nach den Seiten zurück und schufen einen freien Platz in der Mitte. Trocken es Holz und Reisig warfen sie hin und stießen Fackeln hinein – im Nu brannte ein helles Feuer auf dem festgestampften Boden. Dann führten sie fünf Adepten in den Kreis, drei Weiber und zwei Männer; die hatten gerade die vierzigtagigen Weihen in dem Schmutzbade

durchgemacht, die mir glücklicherweise erspart geblieben waren. Die Trommeln schwiegen und der Papaloi trat hervor.

Es war ein alter magerer Nigger; wie die andern nur mit roten, zusammengeknüpften Taschentüchern bekleidet. Dazu trug er ein blaues Band um die Stirne, unter dem die langen, ekelhaft verfilzten Haarsträhne hervorquollen. Seine Unterpriester, die Djions, gaben ihm ein großes Büschel von Haaren, Hornstücken und Kräutern in die Hand, das er langsam in die Flamme streute. Dabei rief er die himmlischen Zwillinge, Saugo den Blitzgott und Bado den Windgott an, daß sie die heilige Flamme schüren möchten. Dann gab er den zitternden Adepten den Befehl, in das Feuer zu springen. Die Djions trieben und zerrten die Zögernden in die Flammen, es sah prächtig aus, wie sie da zappelnd hin- und hersprangen. Endlich durften sie heraustreten und nun führte sie der Papaloi an den dampfenden Kessel neben dem Schlangenkorb. Opété, den göttlichen Truthahn, rief er jetzt an und Assouguté, den himmlischen Schwätzer. Ihnen zu Ehren mußten die Adepten in das kochende Wasser greifen, Fleischstücke herausreißen und den Gläubigen auf großen Kohlblättern reichen. Immer wieder tauchten die gräßlich verbrannten Hände in die siedende Brühe, bis auch der letzte sein Kohlblatt bekommen hatte. Dann erst nahm sie der magere Greis als gleichberechtigte Mitglieder in seine Gemeinde auf – im Namen Attaschollôs, des großen Weltengeistes – und überließ sie endlich ihren Verwandten und Freunden, die ihnen Salben auf die elend verbrannten Glieder schmierten.

Ich war neugierig, ob dieser menschenfreundliche Priester auch von mir eine solche Zeremonie verlangen würde, aber niemand bekümmerte sich um mich. Wohl reichte man auch mir ein Stück Fleisch auf dem Kohlblatt, und ich aß es wie alle übrigen.

Die Djions warfen neue Nahrung in das Feuer und richteten einen Spieß darüber. Dann zogen sie an den Hörnern drei Böcke herein, zwei schwarze und einen weißen, brachten sie vor den Papaloi. Der stach ihnen mit einem mächtigen Messer in die Kehle, zog durch,

und trennte mit einem einzigen langen Schnitte den Kopf ab. Mit beiden Armen riß er die Köpfe in die Höhe, zeigte sie erst den Trommelschlägern, dann den Gläubigen und warf sie, die er dem Herrn des Chaos Agaou Kata Badagri weihte, in den dampfenden Kessel. Während dessen fingen die Djions in großen Gefäßen das Blut auf, mischten es mit Rum und reichten es zum Trunke herum. Dann häuteten sie die Tiere und steckten sie an die Spieße.

Auch ich trank, einen Schluck erst, dann mehr und mehr. Ich fühlte eine seltene Trunkenheit in mir aufsteigen, eine wilde, gierige Trunkenheit, wie ich sie nie gekannt hatte. Ich verlor ganz das Bewußtsein meiner Rolle als unbefangener Zuschauer, ich wuchs immer mehr wie ein Zugehöriger in diese wilde Umgebung hinein.

Die Djions zogen mit Holzkohlenstückchen neben dem Feuer einen schwarzen Kreis, da hinein trat der Papaloi. Und während die Braten schmorten, die er segnete, rief er mit lauter Stimme Allégra Vadra an, den Gott, der alles weiß. Er bat ihn, seinen Priester zu erleuchten, ihn und die gläubige Gemeinde. Und der Gott antwortete durch ihn, daß die Erleuchtung kommen werde, wenn das Bockfleisch genossen sei. Da sprangen die schwarzen Gestalten zu den Spießen hin, rissen mit den Händen das Fleisch herab und verschlangen es, heiß und halb roh. Sie brachen die Knochen und benagten sie mit den großen Zähnen, warfen sie dann hoch durch die Dachluken hinaus in die Nacht, zu Ehren Allégra Vadras, des großen Gottes.

Und wieder dröhnten die Trommeln. Houn, die kleinste begann, dann Hountor und Hountorgri. Und endlich brüllte die gewaltige Assauntortrommel ihr scheußliches Lied. Immer stärker wurde die Erregung, immer heißer und enger drängten sich um mich die schwarzen Leiber. Die Avalous räumten die Spieße weg und zertraten das Feuer, die ganze Menge schob sich nach vorne.

Da stand plötzlich, ich weiß nicht, woher sie gekommen, Adelaide, die Mamaloi, auf dem Schlangenkorb. Sie trug, wie die übrigen, nur

ein paar rote Taschentücher, die über die Lenden und die linke Schulter hingen. Die Stirn zierte das blaue Priestertuch, ihre herrlichen weißen Zähne leuchteten im roten Scheine der Fackeln. Sie war prachtvoll, ganz prachtvoll. Der Papaloi reichte ihr mit gesenktem Haupte einen gewaltigen Krug voll Rum und Blut, sie leerte ihn auf einen Zug. Die Trommeln schwiegen und sie begann, leise erst, dann immer mehr anschwellend das große Lied der göttlichen Schlange:

»Leh! Eh! Bomba, hen, hen! Cango bafio té, Cango moune dè lé Cango do ki la Cango li! «

Zwei-, dreimal sang sie die wilden Worte, bis aus ein paar hundert trunkenen Lippen es ihr wieder entgegen schallte:

»Leh! Eh! Bomba, hen, hen! Cango bafio té, Cango moune dè lé Cango do ki la Cango li!«

Die kleine Trommel begleitete ihren Gesang, der wieder leiser wurde und fast zu ersterben schien. Sie wiegte sich in den Hüften hin und her, senkte das Haupt und hob es, zog seltsame Schlangenlinien mit den Armen in der Luft. Und die Menge schwieg, atemlos in Erwartung. Leise flüsterte einer: »Sie sei gesegnet, Manho, unsere Priesterin!« Und ein anderer: »Johannes der Täufer küsse dich, dich, Houangan, seinen Liebling!« Die Augen der Neger traten aus den Höhlen, alles starrte auf die leise summende Mamaloi.

Da sagte sie, still, mit fast verzagender Stimme: »Kommt her! Houedo hört euch, die große Schlange!«

Alle drängten sich heran, mühsam vermochten die Diener und Priester Ordnung zu halten.

»Bekomme ich einen neuen Esel diesen Sommer?« – »Wird mein Rind gesund werden?« – »Wird er zurückkehren, mein Geliebter, den sie zu den Soldaten nehmen?« – Jeder hatte eine Frage, einen Wunsch. Die schwarze Pythia antwortete, mit geschlossenen Augen,

den Kopf tief auf die Brust gesenkt, die Arme nach unten gestreckt, steif, die Finger krampfhaft gespreizt. Richtige Orakelantworten, die nicht ›ja‹, und nicht ›nein‹ sagten, und aus denen doch ein jeder das entnehmen konnte, das er zu hören wünschte. Befriedigt gingen sie zur Seite, warfen Kupferstücke in den alten Filzhut, den der Papeloi hinhielt. Aber auch Silber fiel hinein.

Die Trommeln schlugen wieder, langsam schien die Mamaloi aus ihrem Traume zu erwachen. Sie sprang herab von dem Korbe, riß die Schlange heraus und stieg wieder hinauf. Es war eine lange, gelbschwarze Natter; verwirrt von dem Feuerschein züngelte sie und wand sich lang um den ausgestreckten Arm der Priesterin. Die Gläubigen fielen zu Boden, berührten die Erde mit der Stirne. »Lange lebe die Mamaloi, unsere Mutter und Königin, sie, Houdja-Nikon, unsere Gebieterin!« Und sie beteten zu der großen Schlange und die Priesterin nahm ihnen den Schwur ewiger Treue ab. »So soll euer Hirn verfaulen und in euch eure Eingeweide, wenn ihr je das brecht, was ihr schwurt!« Da riefen sie: »Wir schwören drei starke Eide, dir Hougon-badagri, Johannes dem Täufer, der du zu uns kommst als Sobagui, als Houedo, der große Vaudouxgott!«

Jetzt öffnete die Mamaloi einen andern Korb, der hinter ihr stand. Hühner griff sie heraus, schwarze und weiße und warf sie hoch in die Luft. Die Gläubigen sprangen vom Boden auf, griffen nach den flatternden Tieren und rissen ihnen die Köpfe ab. Tranken gierig aus den Leibern das frisch strömende Blut, warfen sie dann zum Dach durch die Luken hinaus: »Für dich, Houedo, für dich Hougon-badagri, zum Zeichen, daß wir unsern Eid halten!«

Von hinten her drängten sich sechs Männer um die Mamaloi. Sie trugen Teufelsmasken, Ziegenfelle hingen von den Schultern und die Leiber waren rot mit Blut bemalt.

»Furcht, Furcht vor Cimbi-Kita!« heulten sie. Die Menge drängte zurück, schaffte einen freien Raum, in den sie traten. Ein Mädchen von zehn Jahren führten sie an einem Strick um den Hals. Das Kind

sah verwundert um sich, ängstlich, furchtsam, aber es schrie nicht. Es schwankte, vermochte sich kaum zu halten auf den Füßen, völlig trunken von Rum. Der Papaloi trat zu ihm hin: »Azilit gebe ich dich und Dom Pèdre, sie mögen dich hintragen zu ihm, aller Teufel größten, zu Timbi-Kita!« Er streute dem Kinde Kräuter in das krause Wollhaar, Hornstückchen und Haarflecken, legte einen brennenden Scheit darauf. Aber ehe das entsetzte Kind noch mit seinen Händen in die brennenden Haare greifen konnte, warf sich die Mamaloi wie eine Rasende mit einem gräßlichen Schrei von ihrem Korbe herunter. Ihre Finger krampften sich um den schmalen Hals, sie hob das Kind hoch in die Luft und erwürgte es.

»Aa-bo-bo!« schrie sie.

Sie schien ihr Opfer gar nicht mehr freigeben zu wollen. Endlich entriß ihr der Oberpriester das leblose Kind und trennte ihm, wie den Böcken mit einem einzigen Schnitt den Kopf vom Rumpfe. Und dazu sangen die Teufelspriester mit gewaltiger Stimme ihren entsetzlichen Triumphgesang:

»Interrogez le cimetière, il vous dira de nous ou de la mort, qui des deux fournit les plus d'hôtes.«

Wieder zeigte der Papaloi mit erhobenen Armen das Haupt den Trommelschlägern, wieder warf er es in den dampfenden Kessel. Starr, teilnahmslos stand die Mamaloi dabei, während die Teufelspriester das Blut in den Rumkrügen auffingen und den Leib zerhackten. Wie Tiere warfen sie den Gläubigen die rohen Fleischstücke hin, die sich darauf stürzten, sich balgten und rissen um die Fetzen.

»Aa-bo-bo! « heulten sie.

Und alle tranken das frische Blut, vermischt mit dem starken Rum. Ein gräßliches Getränk, aber man trinkt es, muß es trinken, mehr und immer mehr – –

Nun stellte sich einer der Teufelspriester in die Mitte, neben die Priesterin. Er riß die Maske ab, warf das Fell herunter. Nackt stand der schwarze Kerl da, den Leib wunderbarlich mit Blutzeichen bemalt, die Hände tief rot von Blut. Alles schwieg, nirgends hörte man einen Laut. Nur die kleine Hountrommel wirbelte leise zu dem Teufelstanz, dem Tanz Dom Pèdres, der nun beginnen sollte.

Unbeweglich stand der Tänzer da, ohne sich zu rühren, minutenlang. Langsam wiegte er sich hin und her, den Kopf erst, dann den Leib leise wiegend. Alle seine Muskeln spannten sich, eine seltsame Erregung bemächtigte sich seiner, schien wie ein magnetisches Fluidum allen sich mitzuteilen.

Man betrachtet einander, noch regt man sich nicht, aber man fühlt, wie die Nerven zucken. Nun tanzt der Priester, dreht sich langsam erst, dann schnell und schneller, lauter tönt die Hountrommel und die Hountortrommel fällt ein. Da kommt Bewegung in die schwarzen Leiber, den Fuß hebt eines, das andere den Arm. Sie verschlingen einander mit den Blicken; schon fassen sich zwei und drehen sich im Tanze. Nun brüllt auch die Hountorgri und die mächtige Assauntortrommel, ihr Fell aus Menschenhaut heult einen wütenden aufreizenden Wollustschrei. Alle springen auf, drehen sich im Tanze, stoßen, treten einander, machen gewaltige Bocksprünge, werfen sich zu Boden, schlagen den Kopf auf die Erde, springen wieder auf, schleudern Arme und Beine und rasen und schreien in dem wilden Rhythmus, den die Priesterin singt. Stolz steht sie in der Mitte, hebt die göttliche Schlange hoch in die Luft und singt ihren Sang:

»Leh! Eh! Bomba, hen! hen! «

Neben sie drängt sich der Papaloi, aus großen Kübeln spritzt er Blut über die schwarzen Gestalten, die immer wilder springen, immer wütender das Lied der Königin heulen.

Sie fassen einander, reißen sich die roten Lappen vom Leibe. Die Glieder verrenken sich, heißer Schweiß rieselt von den nackten

Körpern. Trunken von Rum und Blut, aufgepeitscht zu maßloser Wollust, springen sie aufeinander wie Tiere, werfen sich zu Boden, schleudern sich in die Höhe, schlagen die gierigen Zähne dem andern in das schwarze Fleisch. Und ich fühle, daß ich mit hinein muß in diesen Teufelstanz rasender Menschen. Eine wahnsinnige Lust jauchzt durch den Saal, ein blutgieriger Liebestaumel, der über alles Irdische hinauswächst. Längst singen sie nicht mehr, aus ihren Konvulsionen und Delirien schallt nur der gräßliche Teufelsschrei: »Aa-bo-bo!«

Ich sehe Männer und Weiber sich ineinander beißen, in allen Stellungen und Lagen nehmen sie sich. Blutrünstig, wild, schlagen sie die Nägel ins Fleisch und reißen sich tiefe Kratzwunden. Und das Blut trübt ihre Sinne, ich sehe Männer auf Männer, Weiber auf Weiber kriechen. Da wälzen sich fünf in einem schwarzen Knäuel ineinander, da steigt einer, wie ein Hund, über den Schlangenkorb. Ihre rasende Wollust kennt keine Geschlechter mehr, unterscheidet nicht einmal mehr lebende Wesen und tote Gegenstände.

Zwei Negerdirnen stürzen auf mich zu, zerren an meinen Kleidern. Und ich greife sie an den Brüsten, reiße sie zu Boden. Wälze mich herum, heule, beiße – tue wie alle andern. Ich sehe wie Adelaide ohne Wahl einen Mann nach dem andern nimmt, aber auch Weiber, immer andere, immer neue, unersättlich in dieser teuflischen Wollust. Sie springt auf mich zu, nackt, nackt, rotes Blut sickert von ihren Armen und Brüsten. Nur die blaue Priesterbinde schmückt noch die Stirne, wie schwarze Nattern kriechen die dicken Haarlocken darunter. Sie reißt mich zu Boden, nimmt mich mit Gewalt, springt wieder auf und stößt mir ein anderes Weib in die Arme. Und sie taumelt fort, umfangend und umfassen, immer von andern schwarzen Armen – –

Und, ohne Widerstand nun, werfe ich mich in den wildesten Taumel, in die unerhörtesten Umarmungen, springe, rase und schreie, wilder und wahnsinniger als einer, das entsetzliche: »Aa-bo-bo!«

Ich fand mich draußen auf dem Tanzplatze liegen, in einem Haufen schwarzer Weiber und Männer. Die Sonne war schon aufgegangen, ringsum lagen schlafend, im Traume stöhnend und zuckend, die schwarzen Körper. Mit einer ungeheuren Willensanstrengung stand ich auf; mein Anzug hing mir in blutigen Fetzen vom Leibe. Ich sah Adelaide in der Nähe liegen, blutrünstig von oben bis unten. Ich nahm sie auf, trug sie zu meinem Pferde. Woher ich die Kraft nahm, weiß ich nicht; doch gelang es, ich hob sie aufs Pferd und ritt nach Hause, die Ohnmächtige in meinen Armen vor mir im Sattel. Ich ließ sie zu Bett bringen und ging selbst zu Bett – – –

– – – Ich höre sie wieder wimmern, ich will hingehen, ihr ein Glas Limonade bringen.

7. März 1907.

Nun sind Monate vergangen. Wie ich diese letzten Seiten durchlese, kommt es mir vor, als habe ein anderer, nicht ich, das alles erlebt. So fern ist es mir, und so fremd. Und erst, wenn ich mit Adelaide zusammen bin, muß ich mich zwingen, daran zu glauben, daß sie dabei war. Sie, eine Mamaloi – – sie, dieses zärtliche, hingebende, glückliche Geschöpfchen! Nur einen Gedanken hat sie, ihr Kindchen. Wird es auch wirklich ein Junge werden! Ganz und ganz gewiß ein Junge! Hundertmal fragt sie das. Und ist jedesmal selig, wenn ich ihr sage, daß es ganz bestimmt ein Junge sein würde. Es ist zu komisch: dieses Kind, das noch gar nicht da ist, nimmt einen großen Platz in meinen Gedanken ein. Schon haben wir seinen Namen ausgemacht, schon liegt all die kleine Wäsche für es bereit. Und ich bin beinahe so besorgt um das Würmchen wie Adelaide selbst.

Uebrigens habe ich neue hervorragende Eigenschaften in ihr entdeckt. Sie ist jetzt mit vollem Gehalt angestellter Abteilungschef in meinem Geschäft und bewährt sich ausgezeichnet. Ich habe nämlich eine neue Branche eingeführt, die mir ungeheuren Spaß macht. Ich fabriziere ein Wunderwasser, das für alle möglichen Sachen gut ist. Die Herstellung ist sehr einfach: Regenwasser, das

mit ein wenig Tomatensaft rosa gefärbt ist. Das wird in kleine bauchige Fläschchen gefüllt, die ich gleich etikettiert aus New-York beziehe. Die Etikette ist nach meinen Angaben ausgeführt, sie zeigt die blutige Axt Cimbi-Ritas und dazu die Inschrift: Das Fläschchen kostet mich drei Cent das Stück und ich verkaufe es zu einem Dollar. Dabei ist der Absatz ein glänzender, die Nigger reißen sich darum; seit letzter Woche versende ich auch ins Innere. Uebrigens sind die Käufer sehr zufrieden, sie behaupten, daß das Wunderwasser in der Tat außerordentliche Erfolge bei allen möglichen Krankheiten erziele. Wenn sie schreiben könnten, würde ich schon eine Menge von Dankschreiben haben. Adelaide ist natürlich auch von der Heilkraft überzeugt, sie handelt mit wahrem Feuereifer. Ihr Gehalt und ihre Prozente – sie bekommt auch Prozente vom Verkauf – überbringt sie mir stets, daß ich sie für »ihren Jungen« aufbewahren soll. Sie ist wirklich entzückend, dieses schwarze Kind; ich glaube beinahe, ich bin ganz verliebt in sie.

26. August 1907.

Adelaide ist außer sich vor Glück: sie hat ihren Jungen. Aber das ist noch nicht alles, der Junge ist weiß, und darüber kennt ihr Stolz keine Grenzen. Alle Negerkinder kommen bekanntlich nicht schwarz, sondern, wie die Kinder der Weißen, ziemlich krebsrot zur Welt. – Aber wie diese weiß, so werden die Negerkindlein sehr bald kohlrabenschwarz oder wenigstens braun in Mischfällen. Das wußte natürlich Adelaide, mit Tränen in den Augen wartete sie darauf, daß ihr Kindlein schwarz werden sollte. Sie ließ es nicht aus den Armen, nicht eine Sekunde lang, als könnte sie es so davor bewahren, seine Naturfarbe zu bekommen. Aber Stunde auf Stunde verging und ein Tag nach dem andern, und ihr Kind wurde weiß und blieb weiß, schneeweiß, wahrhaftig weißer als ich. Wenn es nicht die kleinen schwarzen Krollhärchen hätte, sollte man nicht glauben, daß es Negerblut habe. Erst nach drei Wochen erlaubte mir Adelaide, es einmal auf den Arm zu nehmen. Ich habe nie im Leben ein Kind auf dem Arm gehabt, es war ein komisches Gefühl, wie der kleine Kerl mich anlachte und mit den Aermchen um sich schlug. Eine solche

Kraft hat er schon in seinen Fingerchen, besonders in den Daumen – drei Gelenke hat er natürlich – wirklich ein prächtiger Bursche!

Es ist ein Vergnügen, die Mutter zu sehen, wenn sie im Laden hinter ihrer Theke steht, die roten Wunderfläschchen vor sich aufgebaut. Die kräftige schwarze Brust leuchtet aus der roten Taille heraus und der gesunde weiße Bengel trinkt aus Leibeskräften. Wahrhaftig, ich fühle mich wohl auf meine alten Tage und so jung wie nie zuvor. Ich habe aus Freude über den Geburtstag meines Sohnes meinem lieben Bruder eine tüchtige Extrasendung geschickt; ich kann mir's ja leisten, es bleibt doch mehr wie genug für den Jungen.

4. September.

Ich hatte mir das Wort gegeben, daß ich nichts mehr mit den Vaudouxleuten zu tun haben wollte – es sei denn wegen meines Wunderwasserbetriebes. Nun habe ich mich doch noch einmal mit der Bande befassen müssen, freilich diesmal nicht in teilnehmender, sondern in angreifender Form. Gestern kam heulend das alte Hutzelweibchen zu mir, die Phylloxera, die im Garten jätet. Ihr Urenkel sei verschwunden. Ich tröstete sie, er sei wohl in den Wald gelaufen. Das habe sie auch erst geglaubt, sie habe tagelang nachgeforscht und nun wisse sie: die Bidangos hätten ihn gefaßt. Nun würde er festgehalten in einer Hütte vor dem Dorfe, und nächste Woche solle er geopfert werden zu Ehren Cimbi-Ritas, Azilits und Dom Pèdres. Ich versprach ihr meine Hilfe und machte mich auf den Weg. Vor der Strohhütte kam mir ein schwarzer Kerl entgegen, ich erkannte ihn, es war der Vortänzer der Teufelspriester. Ich stieß ihn zur Seite und drang in den Raum. Da fand ich den Jungen, er kauerte in einer großen Kiste, festgebunden an Händen und Füßen. Große Stücke von Maisbrot, das mit Rum getränkt war, lagen neben ihm, mit blöden, tierischen Augen starrte er mich an. Ich schnitt ihm los und nahm ihn mit, der Priester wagte nicht die kleinste Einwendung. Ich ließ den Jungen gleich auf den Hapagdampfer bringen, der heute abend abfährt; dem Kapitän gab ich ein Schreiben an einen Geschäftsfreund in St. Thomas mit, der soll sich

des Jungen annehmen. So ist er in Sicherheit; wäre er hier geblieben, so wäre er doch über kurz oder lang dem Schlachtmesser verfallen: die Vaudouxleute lassen so leicht keinen aus, dem einmal der Todesstoß bestimmt ist. Das alte Mütterchen schluchzte vor Freude, als sie ihr einziges Glück – das übrigens eine ganz niederträchtige Range ist – sicher an Bord wußte. Nun braucht sie nichts mehr zu fürchten; wenn er wiederkommt, ist er längst ein Mann, der selbst schlachten kann.

Uebrigens bin ich auch froh über meine Tat. Es ist eine Art Rache für die Mulattenrangen, die von meinem Hofe verschwunden sind. Das Hutzelweibchen hat mir's gesagt: sie sind denselben Weg gegangen, den ihr Urenkel gehen sollte.

10. September.

Seit langen Monaten habe ich zum erstenmal wieder einen Zwist mit Adelaide gehabt. Sie hatte erfahren, daß ich Phylloxeras Urenkel gerettet hatte und stellte mich deshalb zur Rede. Die Priester Cimbitas hätten das Kind zum Tode bestimmt, wie hätte ich wagen können, es ihrer Hand zu entreißen!

In all der Zeit hatten wir nicht mehr über das Vaudoux gesprochen, seit dem Tage, als sie, kurz nach der Opferfeier, mir aus freien Stücken erklärt hatte, daß sie ihrer Würde als Mamaloi entsagt habe. Sie könne nicht mehr Priesterin sein, sagte sie, weil sie mich zu sehr liebe. Ich hatte damals gelacht, aber es war mir doch lieb gewesen.

Nun fing sie wieder mit diesem gräßlichen Aberglauben an. Ich versuchte zuerst, sie zu widerlegen, schwieg aber bald, da ich sah, daß ich ihr nicht einen Glauben entreißen konnte, den sie mit der Muttermilch eingesogen hatte. Außerdem bemerkte ich wohl, daß ihre Vorwürfe nur aus ihrer Liebe zu mir, aus ihrer großen Angst um mich herauswuchsen. Sie weinte und schluchzte, ich konnte sie durch nichts beruhigen.

15. September.

Adelaide ist unerträglich. Ueberall sieht sie Gespenster. Sie bleibt dicht an meiner Seite, wie ein Hund, der mich beschützen will. Das ist zwar sehr rührend, aber auch arg lästig, zumal der Junge, den sie nicht aus den Armen gibt, eine ungeheuer kräftige Stimme hat. Alles, was ich esse, bereitet sie selbst, damit nicht zufrieden, kostet sie erst jede Speise, ehe sie mir erlaubt, sie zu berühren. Nun weiß ich zwar, daß die Nigger große Giftmischer sind, die sich famos auf die Botanik verstehen, aber ich glaube nicht, daß einer es wagen würde, bei mir seine Kenntnisse zu versuchen. Ich lache also Adelaide aus, aber mir ist nicht recht wohl dabei.

24. September.

Also die »Seele« haben sie mir schon genommen! Ich weiß das von Phylloxera, das alte Weib ist nicht weniger aufgeregt und besorgt um mich wie Adelaide. Sie kam heute zu mir, um mich zu warnen. Ich wollte Adelaide aus dem Zimmer schicken, aber sie bestand darauf, zuhören zu dürfen. Die Priester haben demnach das Gerücht ausgestreut, daß ich Cimbi-Rita, dem ich geschworen, verraten habe; ich sei ein Loup-Garou, ein Werwolf, der den Rindern im Schlafe das Blut aussauge. Darauf haben einige der Djions mir »die Seele geraubt«, indem sie aus Ton ein Bildchen von mir formten und im Tempel aufhingen. Das ist ja an und für sich ein ganz harmloses Verfahren, aber es hat eine sehr unangenehme Seite: nun bin ich ein Mensch »ohne Seele«, und den darf jeder umbringen. Ja, er tut sogar ein gutes Werk damit.

Trotzdem lege ich der Geschichte keine übertriebene Bedeutung bei und denke nicht daran, die Befürchtungen der Weiber zu teilen. Solange meine Bluthunde vor meiner Türe und meine Brownings neben meinem Bette liegen, solange Adelaide mein Essen bereitet, fürchte ich die schwarzen Kerle gewiß nicht.

»Seit Menschengedenken hat es kein Nigger gewagt, sich an einem Weißen zu vergreifen!« tröstete ich Adelaide.

Aber sie antwortete: »Sie betrachten dich nicht mehr als Weißen! Sie nehmen dich als einen der Ihren, seit du Cimbi-Rita« geschworen hast.«

2. Oktober.

Die arme Frau tut mir so leid. Wie mein Schatten folgt sie mir, nicht eine Sekunde läßt sie mich aus dem Auge. Sie schlummert kaum mehr in der Nacht, sitzt an meinem Bett auf dem Sessel und bewacht meinen Schlaf.

Sie weint nicht mehr, still, schweigsam geht sie neben mir, es ist, als ob sie mit irgendeinem großen Entschluß ringe.

– – Wie wäre es, wenn ich nun doch mein Geschäft hier aufgeben würde! Nach Deutschland mag ich nicht gehen, nicht weil ich fürchtete, wieder mit den dummen Gesetzen in Konflikt zu kommen, – ich kümmere mich ja längst nicht mehr um andere Weiber, seit ich Adelaide und den Jungen habe. Aber ich kann doch unmöglich eine Schwarze als meine Frau hinüberbringen.

Ich könnte mich nach St. Thomas zurückziehen. Adelaide würde sich gewiß dort wohl fühlen. Ich würde mir eine schöne Villa bauen und irgendein neues Geschäft anfangen – eine Arbeit muß ich haben. Wenn ich nur meinen Kram hier zu halbwegs günstigen Bedingungen losschlagen konnte.

Ich schreibe in meinem Arbeitszimmer, das wie eine Festung aussieht. Adelaide ist nämlich ausgegangen; sie hat mir nicht gesagt, wohin, aber ich bin überzeugt, daß sie mit den Vaudouxleuten parlamentieren will. Die drei Hunde liegen im Zimmer vor der verschlossenen Türe, meine Revolver vor mir auf dem Schreibtisch. Es ist geradezu lächerlich – – als ob ein Nigger es wagen würde, bei hellem Tage mir auch nur ein Härchen zu krümmen! Aber ich mußte mich den Wünschen Adelaides fügen. Sie ist allein fort, der Junge liegt neben mir auf dem Diwan und schläft. Hoffentlich bringt sie gute Nachricht zurück.

30. Oktober.

Ich glaube, Adelaide ist verrückt geworden. Sie schrie und hieb gegen die Türe; ich konnte nicht rasch genug hinlaufen, um zu öffnen. Sie stürzte sofort zu ihrem Jungen, faßte ihn und erdrückte ihn beinahe mit ihren Liebkosungen. Der kleine Kerl fing jämmerlich an zu heulen. Aber sie ließ ihn nicht los, küßte ihn, umarmte ihn, ich fürchtete, sie möchte ihn ersticken mit ihren Küssen.

Ihr Wesen ist ganz erschreckend. Sie sagte kein Wort, aber augenscheinlich hat sie Erfolg gehabt. Sie kostet nicht mehr von meinen Speisen, ihre Angst um mich scheint verschwunden. Und das bedeutet ganz sicher, daß jede Gefahr gehoben ist. Aber sie folgt mir nach wie vor wie ein Hündchen. Beim Nachtmahle saß sie schweigend neben mir, ohne einen Bissen zu berühren; aber nicht eine Sekunde ließ sie die Augen von mir.

Irgend etwas Schreckliches scheint in ihr vorzugehen, aber sie spricht nicht, kein kleines Wort vermag ich aus ihr herauszubringen. Ich will sie nicht quälen, ich sehe ja, wie das arme Weib sich in Liebe zu mir verzehrt.

Ich werde alle Schritte tun, um so bald wie möglich von hier fortzukommen. Ich habe schon mit dem Hamburg-Amerika-Agenten gesprochen. Er ist im Prinzip nicht abgeneigt, aber er will kaum den vierten Teil von dem geben, was die Sache wert ist, und auch das nur auf Abzahlungen. Und doch werde ich darauf eingehen, ich habe ja längst mein Schäfchen im Trocknen und kann schließlich auch einmal ein Geschäft mit Verlust machen. Herrgott, wird sich Adelaide freuen, wenn ich ihr das sagen werde. Ich will sie dann auch heiraten, des Jungen wegen; sie hat es wirklich um mich verdient. Erst wenn alles fix und fertig ist, werde ich ihr die Mitteilung machen: »So, Kind, nun kannst du packen – –« Sie wird ja rasend werden vor Freude!

11. November.

Meine Verhandlungen nehmen einen guten Verlauf; nun ist auch das Telegramm der deutschen Bank eingetroffen, daß sie meinem künftigen Nachfolger die nötige Barsumme vorstrecken wird. Damit ist die Hauptschwierigkeit gelöst, über die Einzelheiten kommen wir rasch weg, da ich ja das Entgegenkommen selbst bin. Der Kerl merkt das, und nennt mich stets recht ostentativ »seinen Freund und Wohltäter«; na, ich nehme's ihm nicht übel, daß er über ein so fabelhaftes Geschäft seine Freude nicht verheimlichen kann.

Ich muß mir ordentlich Mühe geben, mein Geheimnis vor Adelaide zu verbergen. Ihr Zustand wird immer bedenklicher. Nun, diese Woche wird sie es schon noch aushalten, und dann ist ihre Freude um so größer. Sie war noch ein paarmal bei ihren Vaudouxleuten, jedesmal kehrte sie in einem entsetzlichen Zustande zurück. Ich verstehe nichts davon, es scheint doch jede Gefahr vorüber zu sein. Alle Türen bleiben nachts wie früher offen, und selbst das Kochen überläßt sie den Mädchen. Was hat sie also?

Sie spricht kaum ein Wort mehr. Aber ihre Liebe zu mir und dem Jungen wird mit jedem Tage größer, wächst schier ins Ungemessene. Diese Liebe hat etwas Unheimliches, das mir fast den Atem benimmt. Wenn ich den Jungen auf das Knie nehme und mit ihm spiele, schreit sie auf, stürzt aus dem Zimmer, wirft sich auf ihr Bett und weint und schluchzt zum Herzbrechen.

Gewiß ist sie krank, und steckt mich an mit ihrer seltsamen Krankheit. Ich werde den Augenblick segnen, in dem wir dieses Unglücksnest verlassen können.

15. November.

Heute morgen war sie ganz aus dem Häuschen. Sie wollte eine kleine Besorgung machen und ihr Kind mitnehmen. Zu diesem Zwecke nahm sie einen Abschied von mir, der nichts Natürliches mehr hatte. Ihre Augen sind längst von dem vielen Weinen rot und entzündet, aber heute morgen stürzten ganze Wasserfälle heraus.

Sie konnte sich nicht losreißen aus meinen Armen, immer wieder hielt sie mir den Jungen zum küssen hin. – – Ich war ganz erschüttert von dieser Szene. Gott sei Dank kam bald darauf der Hapagagent, um mir die Verträge zur Unterschrift zu bringen. Nun stehen die Namen drauf, und der Scheck auf die Bank ist in meiner Hand. Dies Haus gehört nicht mehr mir, ich bat den Käufer, mich noch einige Tage hier wohnen zu lassen. »Ein halbes Jahr, wenn Sie wollen!« sagte er. Aber ich verspreche ihm, daß ich kaum eine Woche mehr bleiben werde. Am Samstag geht der Dampfer nach St. Thomas, da muß alles gepackt sein.

Jetzt werde ich Blumen auf den Tisch stellen: wenn Adelaide zurückkommt, soll sie die Freudenbotschaft hören!

Abends 5 Uhr.

Das ist furchtbar. Adelaide kam nicht, kam nicht. Sie kam nicht. Ich lief in die Stadt, niemand hatte sie gesehen. Ich ging wieder nach Hause, sie war nicht zurück. Im Garten suchte ich nach dem Hutzelweibchen; es war nicht da. Ich lief hinaus zu ihrer Hütte – da fand ich sie – –an den Pfeiler gebunden. »Endlich kommen Sie, endlich! Eilen Sie, ehe es zu spät ist!« Ich schnitt sie los, es kostete Mühe, aus der verstörten Frau vernünftiges herauszubringen. »Sie ist zum Honfoû, die Mamaloi,« stotterte die Alte. »Zum Honfoû mit ihrem Kinde. Man hat mich gebunden, daß ich Ihnen nicht Bescheid sagen könne.« Ich lief wieder nach Hause, meine Pistolen zu holen. Ich schreibe das, während man mein Pferd sattelt. – Herrgott, was mag – – –

16. November.

Ich ritt durch den Wald.

Ich glaube nicht, daß ich an etwas dachte. Nur daran: du mußt noch zur Zeit ankommen, du mußt noch zur Zeit ankommen.

Die Sonne war schon herunter, als ich über die Lichtung ritt. Zwei Kerle fielen mir in die Zügel, ich hieb ihnen die Peitsche durchs Gesicht. Ich sprang ab, warf die Zügel über den Erdbeerbaum. Dann drang ich in den Honfoû, stieß rechts und links die Menschen zurück.

Ich weiß, daß ich schrie. Da stand im roten Scheine die Mamaloi auf dem Korbe, die Schlange wand sich über die blaue Binde. Und hoch ausgestreckt hielt sie am Halse mein Kind. Mein Kind und ihr Kind. Und würgte es, würgte es, würgte es.

Ich weiß, daß ich schrie. Ich riß die Brownings aus der Tasche und schoß. Zwei Schüsse, ins Gesicht einen, den andern in die Brust. Sie stürzte herab vom Korbe. Ich sprang hin und hob das Kind auf; ich sah gleich, daß es tot war. Und war noch so warm, so glühend warm.

Nach allen Seiten schoß ich hinein in die schwarzen Leiber. Das drängte und stob auseinander, das heulte, bellte und schrie. Ich riß die Fackeln von den Balken und warf sie in die Strohände. Wie Zunder flammte es auf.

Ich stieg zu Pferde und ritt nach Hause, brachte mein totes Kind heim. Gerettet habe ich mein Kind: nicht vor dem Tode, aber doch vor den Zähnen der schwarzen Teufel.

– Auf meinem Schreibtische fand ich diesen Brief – ich weiß nicht, wie er dahin kam.

»Herrn F. X.«

Du hast Cimbi-Kita verraten und sie wollten Dich töten. Doch wollen sie es nicht tun, wenn ich mein Kind opfere. Ich liebe es so, aber ich liebe Dich noch mehr. Darum will ich tun, was Cimbi-Kita verlangt. Ich weiß, daß Du mich wegdagen wirst, wenn Du hörst, was ich getan habe. Darum werde ich Gift nehmen und Du wirst mich nicht mehr sehen. Aber Du wirst wissen, wie sehr ich Dich liebe. Denn nun bist Du ja ganz gerettet.

Ich liebe Dich sehr.

Adelaide.«

Nun liegt mein Leben in Stücken da. – Was soll ich tun! Nichts weiß ich mehr. Ich werde diese Blätter in ein Kuvert geben und absenden. Das ist noch eine Arbeit.

Und dann!

– – Ich beantwortete den Brief sofort. Mein Schreiben trug die Unteradresse des Hapagagenten und den Vermerk: »Ev. bitte nachsenden.« Ich erhielt zurück mit dem andern Vermerk: »Adressat tot.«

Alraune und der Chauffeur

Dies waren die fünf Männer, die Alraune ten Brinken liebten: Karl Mahnen, Hans Geroldingen, Wolf Gontram, Jakob ten Brinken und Raspe, der Chauffeur.

Von ihnen allen spricht des Geheimrats brauner Lederband, und von ihnen allen muß man erzählen in dieser Geschichte der Alraune.

Raspe, Matthieu-Maria Raspe, kam mit dem Opelwagen, den ihr die Fürstin Wolkonski zum siebzehnten Geburtstage schenkte. Er hatte bei den Husaren gedient und mußte nun auch dem alten Kutscher mit den Pferden helfen. Er war verheiratet und hatte zwei kleine Buben; Lisbeth, seine Frau, übernahm die Wäscherei im Hause ten Brinken. Sie wohnten in dem kleinen Hause, das neben der Bibliothek lag, dicht an dem eisernen Eingangstore zum Hofe.

Matthieu war blond und war groß und stark. Er verstand seine Arbeit, mit dem Kopf wie mit der Hand, und seinen Muskeln gehorchten die Pferde, wie es die Maschine tat. Früh am Morgen sattelte er die irische Stute seiner Herrin, stand im Hofe und wartete.

Langsam kam das Fräulein die Steintreppe hinab vom Herrenhause. Kam als Junge, in gelben Ledergamaschen und grauem Reitanzug; die kleine Schirmmütze über den kurzen Locken. Sie stieg nicht in den Steigbügel, ließ ihn seine Hände hinhalten, trat hinein und blieb so eine kurze Sekunde, ehe sie sich hinaufschwang in den Herrensattel. Dann schlug sie das Tier mit der scharfen Peitsche, daß es aufsprang und hinausjagte durch das offene Tor. Matthieu-Maria hatte alle Not, den schweren Fuchs zu besteigen und ihr nachzukommen auf seinem Wallach.

Die braune Lisbeth schloß das Tor hinter ihnen. Sie preßte die Lippen aufeinander und sah ihnen nach – ihrem Mann, den sie liebte, und dem Fräulein ten Brinken, das sie haßte.

Irgendwo auf den Wiesen machte das Fräulein halt. Wandte sich, ließ ihn herankommen.

»Wohin reiten wir heute, Matthieu-Maria?« fragte sie. Und er sagte:
»Wohin das Fräulein befehlen.«

Dann riß sie die Stute herum, galoppierte weiter. »Hopp, Nellie!« rief sie.

Raspe haßte diese Morgenritte nicht weniger, wie es seine Frau tat. Es war, als ob das Fräulein allein ritt, als ob er nur Luft, nur ein Stück Staffage in der Landschaft sei, oder auch, als ob er gar nicht existierte für seine Herrin. Dann aber, wenn sie sich um ihn bekümmerte für kurze Augenblicke, dann empfand er das noch unangenehmer. Denn es war gewiß, daß sie wieder etwas Absonderliches von ihm verlangte.

Sie hielt am Rhein, wartete ruhig, bis er ihr zur Seite war. Er ritt langsam genug; wußte, daß sie irgendeine neue Laune hatte, hoffte auch wohl, daß sie daran vergessen möge diesmal. Aber sie vergaß nie eine Laune.

»Matthieu-Maria,« sagte sie, »wollen wir hinüberschwimmen?«

Er machte Einwände, aber er wußte von vornherein, daß sie nichts nutzen würden. Die Böschung drüben sei zu steil, sagte er, man würde nicht hinaufkommen. Auch sei gerade hier die Strömung so reißend und –

Er ärgerte sich. Alles war so zwecklos, was seine Herrin machte. Warum denn durch den Rhein reiten! Naß wurde man und fror, konnte froh sein, wenn man mit einem Schnupfen davonkam. Riskierte dabei zu ersaufen – um nichts und wieder nichts. Und er nahm sich fest vor, zurückzubleiben – mochte sie doch ihre Narrheiten allein treiben, was ging es ihn an! Er hatte Frau und Kind

–

So weit kam er – dann ritt er doch in die Fluten. Trieb weit hinunter mit dem schweren Mecklenburger, hatte alle Mühe irgendwo zwischen den Klippen ans Ufer zu gelangen. Schüttelte sich und fluchte, ritt im scharfen Trabe den Strom hinauf, seiner Herrin zu. Die sah ihn kaum an, mit einem raschen spöttischen Blick.

»Naß geworben, Matthieu-Maria?«

Er schwieg, verletzt und verärgert. Warum nannte sie ihn beim Vornamen, warum sagte sie »du« zu ihm? Er war Raspe, war Chauffeur und kein Pferdeknecht. Sein Hirn fand ein Dutzend gute Antworten, aber seine Lippen sprachen sie nicht.

Oder sie ritten zum Sand, wo die Husaren übten. Das war ihm noch fataler, manche der Offiziere und Unteroffiziere kannten ihn, von der Zeit her, als er im Regimente diente. Und der schnauzbärtige Wachtmeister der zweiten Schwadron rief ihm höhnisch herüber: »Na, Raspe, wieder einmal ein bißchen mittun?«

»Hol' der Teufel das verrückte Weibsstück!« brummte Raspe, aber er galoppierte doch hinterher, wenn das Fräulein die Attacke zur Seite mitritt.

Dann kam Graf Geroldingen, der Rittmeister, auf seinem englischen Schecken, plauderte mit dem Fräulein. Raspe blieb zurück, aber sie sprach so laut, daß er's hören mußte: »Nun Graf, wie gefällt Ihnen mein Knappe?«

Der Rittmeister lächelte: »Prächtig! Paßt zu dem jungen Prinzen.«

Raspe hätte ihn ohrfeigen mögen und das Fräulein dazu – und den Wachtmeister und die ganze Schwadron, die ihn angrinste. Er schämte sich, ward rot wie ein Schuljunge.

Aber schlimmer war es, wenn er nachmittags mit ihr fahren mußte im Auto. Er saß auf seinem Sitz am Steuer und schielte nach der Türe, seufzte erleichtert, wenn irgend jemand mit ihr hinaustrat;

unterdrückte einen Fluch, wenn sie allein kam. Oft stellte er sein Weib an, um herauszubringen, ob sie allein fahren würde; dann nahm er schnell ein paar Teile aus der Maschine, legte sich platt auf den Rücken, schmierte und fegte, tat, als ob er etwas reparieren müßte«

»Wir können heute nicht fahren, Fräulein,« sagte er. Und er lachte vergnügt, wenn sie hinaus war aus der Garage.

Dann wieder ging es ihm nicht so gut. Sie blieb ruhig da, wartete. Sie sagte nichts, aber es war ihm, als verstände sie gut seinen Schwindel. So setzte er, langsam genug, seine Schrauben zusammen.

»Fertig?« fragte sie. Und er nickte.

»Siehst du,« sagte sie, »es geht besser, wenn ich dabei bin, Matthieu-Maria.«

Wenn er zurückkam von diesen Fahrten, wenn sein Opelwagen wieder unter Dach stand und er sich niedersetzte an den Tisch, den seine Frau ihm gedeckt, zitterte er manchmal. Er war bleich und seine Augen blickten starr. Lisbeth fragte ihn nicht; sie wußte, was es war.

»Das verdammte Weibsbild!« murmelte er. – Sie holte ihm die blonden, blauäugigen Buben, weiß in frischen Nachtkitteln, setzte ihm einen auf jedes Knie. Da wurde ihm froh und leicht mit den lachenden Kindern.

Und wenn die Knaben im Bett lagen, wenn er draußen auf der Steinbank saß und seine Zigarre rauchte, wenn er durchs Dorf schlenderte, oder durch den alten Garten der Brinken, dann überlegte er mit seiner Frau.

»Es kann kein gutes Ende nehmen,« sagte er. »Sie hetzt und hetzt – kein Tempo ist ihr schnell genug. Vierzehn Protokolle in drei Wochen

—«

»Du brauchst sie nicht zu zahlen,« sagte Frau Lisbeth.

»Nein,« sagte er, »aber ich bin verschrien überall. Die Gendarmen nehmen schon ihr Notizbuch heraus, wenn sie nur den weißen Wagen sehen und die !« Er lachte. »Na, bei der Nummer irren sie sich ausnahmsweise nicht! – Wir verdienen wenigstens unsere Protokolle.«

Er schwieg, zog einen Schraubenschlüssel aus der Tasche und spielte damit. Seine Frau schob ihren Arm unter den seinen, nahm ihm die Mütze ab und strich ihm das wirre Haar zurück.

»Weißt du eigentlich, was sie will?« fragte sie. Gab sich Mühe dabei, ihre Stimme harmlos und gleichgültig klingen zu lassen.

Raspe schüttelte den Kopf. »Nein, Frau, das weiß ich nicht. Sie ist verrückt – das ist es. Und sie hat eine verdammte Art, daß man alles tun muß, was sie will, ob man sich auch noch so dagegen wehrt und genau weiß, daß es Unfug ist. Heute —«

»Was hat sie heute gemacht?« fragte Frau Lisbeth.

Und er sagte: »Oh – nicht mehr wie sonst. Sie kann kein Auto vor sich fahren sehen – sie muß es überholen und wenn es dreißig Pferdekkräfte mehr hat wie unseres. Ketschen nennt sie das ›Ketsch es!‹ sagt sie zu mir, und wenn ich zögere, legt sie leicht die Hand mir auf den Arm. Da leg ich los, als ob der Teufel selbst die Maschine steure.«

Er seufzte, klopfte sich die Zigarrenasche von der Hose. »Immer sitzt sie neben mir,« fuhr er fort, »und schon, daß sie nur dasitzt, macht mich unruhig und nervös. Ich denke nur, was sie mir diesmal für einen Blödsinn befehlen wird. Hindernisse nehmen – das ist ihre größte Freude – Planken, Sandhaufen und solche Dinge. Verdammt, ich bin nicht feige – aber es muß doch irgendeinen Zweck haben,

wenn man jeden Tag sein Leben riskiert. – ›Fahr nur,‹ sagte sie neulich, ›mir passiert nichts!‹ Sie ist seelenruhig, wenn sie im Hundertkilometertempo über einen Chausseegraben springt – schon möglich, daß ihr nichts passieren kann! – Aber ich schlag mich zuschanden – morgen oder übermorgen!«

Frau Lisbeth preßte seine Hand. »Du mußt es versuchen, ihr einfach nicht zu gehorchen. Sag: nein, wenn sie etwas Dummes will! Du darfst dein Leben nicht so aufs Spiel setzen, das bist du uns schuldig – mir und den Kindern.«

Er sah sie an, still und ruhig. »Ja, Frau, das weiß ich. Euch – und auch mir selbst am Ende. – Aber schau, das ist es ja gerade: ich kann dem Fräulein nicht nein sagen. Niemand kann es. Wie ihr der junge Herr Gontram wie ein Hündchen nachläuft, wie all die andern froh sind, ihre närrischen Launen zu erfüllen! Und keiner von allen Leuten im Hause mag das Fräulein leiden – dabei tut doch ein jeder, was sie will und wenn es noch so dumm ist und abgeschmackt.«

»Falsch!« sagte Frau Lisbeth. »Froitsheim, der Kutscher, tut das gar nicht.«

Er pfiff, »Froitsheim! Da hast du recht. Der dreht sich um und geht weg, wenn er sie nur sieht. Aber er ist bald neunzig Jahre alt und hat schon lange kein Blut mehr.«'

Sie sah ihn groß an. »Dann kommt es – vom Blut, Matthieu, daß du ihren Willen tun mußt!«

Er wich ihr aus, suchte mit den Augen auf dem Boden. Dann aber nahm er ihre Hand, blickte sie voll an. »Ja, siehst du, Lisbeth, ich weiß es nicht. Ich hab schon oft darüber nachgedacht, was es eigentlich ist. Ich könnte sie erwürgen, ich ärgere mich über sie, wenn ich sie sehe, und wenn sie nicht da ist, laufe ich herum voller Angst, sie möchte mich rufen lassen.« – Er spie auf den Boden, »verflucht noch mal!« rief er. »Ich wollte, ich wäre diese Stelle los! Wollte, ich hätte sie nie angenommen!«

Sie überlegten, drehten es hin und her, wogen jedes Für ab und jedes Wider. Und sie kamen zu dem Schlusse, daß er kündigen solle, vorher aber sollte er sich nach einer andern Stelle umsehen, sollte gleich morgen deshalb in die Stadt gehen.

In dieser Nacht schlief Frau Lisbeth ruhig, zum ersten Male seit Monaten; Matthieu-Maria aber schlief gar nicht.

Er bat um Urlaub am nächsten Morgen und er ging in die Stadt zum Vermittlungsbureau. Er hatte großes Glück, der Agent nahm ihn gleich mit zum Kommerzienrat Soenneken, der einen Chauffeur suchte, stellte ihn vor. Raspe wurde engagiert, er bekam ein besseres Gehalt wie bisher und dazu weniger Arbeit, auch mit Pferden hatte er nichts zu tun.

Als sie aus dem Hause traten, gratulierte ihm der Vermittler. Raspe sagte: »Danke« – aber er hatte ein Gefühl, als ob gar nichts da sei, für das er sich zu bedanken habe und als ob er diese neue Stelle nie antreten würde.

Doch freute es ihn, wie er seiner Frau Augen glücklich leuchten sah, als er ihr erzählte. »In vierzehn Tagen also!« sagte er. »Wenn nur diese Zeit erst vorüber wäre!«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein,« sagte sie fest, »nicht erst in vierzehn Tagen – morgen schon! Sie müssen es erlauben, du mußt mit dem Geheimrat sprechen.«

»Das nützt gar nichts,« antwortete er. »Der wird mich an das Fräulein weisen – und –«

Frau Lisbeth griff seine Hand: »Laß nur!« schloß sie. »Ich werde selbst mit dem Fräulein reden.«

Sie ließ ihn stehn, ging über den Herrenhof, ließ sich melden. Und während sie wartete, überlegte sie genau, was sie alles sagen wollte, um ihre Bitte durchzusetzen, gleich morgen gehen zu dürfen.

Aber sie brauchte gar nichts zu sagen. Das Fräulein hörte nur, daß er gehen wolle, ohne Kündigung; nickte kurz und sagte, daß es gut sei.

Frau Lisbeth flog zurück zu ihrem Manne, umhalste, küßte ihn. Nur eine Nacht noch – dann sei der böse Traum vorbei. Und man müsse gleich packen – und er solle dem Kommerzienrat telefonieren, daß er morgen schon bei ihm seine Stellung antreten könne. Sie zog den alten Koffer unter dem Bette hervor; ihr heller Eifer steckte ihn an.

Er schleppte seine eisenbeschlagenen Kisten heran, staubte sie aus, half ihr beim Packen. Reichte ihr alles an, lief zwischendurch ins Dorf, bestellte einen Karren, der ihre Siebensachen fortschaffen sollte. Und er lachte und war zufrieden – zum ersten Male in diesem Hause ten Brinken.

Dann, als er die Kochtöpfe vom Herde nahm, eindrehte in Zeitungspapier, kam Aloys, der Diener. Er meldete: »Das Fräulein will ausfahren.«

Raspe starrte ihn an, sprach kein Wort. »Fahr nicht!« rief seine Frau.

Und er sagte: »Bestellen Sie dem Fräulein, daß ich heute nicht mehr –«

Er endete nicht; Alraune ten Brinken stand in der Türe.

Sie sagte: »Matthieu-Maria, ich hab dich zu morgen entlassen. Heute will ich mit dir fahren.«

Dann ging sie und hinter ihr ging Raspe.

»Fahr nicht – fahr nicht!« schrie Frau Lisbeth. Er hörte es wohl, aber er wußte nicht, wer es rief, noch woher es kam.

Frau Lisbeth ließ sich schwer auf die Bank fallen. Sie hörte die Schritte der beiden, über den Hof hin, der Garage zu. Sie hörte, wie das Eisentor sich öffnete, leise in knirschenden Angeln, hörte das

Auto, das hinausfuhr auf die Dorfgasse. Und sie hörte weiter, noch einen kurzen Schrei der Huppe.

Das war der Abschiedsgruß, den ihr Mann ihr zurief, jedesmal, wenn er hinausfuhr durch das Dorf.

Sie saß da; beide Hände im Schoß. Wartete.

Wartete, bis sie ihn brachten, vier Bauern trugen ihn, auf einer Matratze. Legten ihn mitten ins Zimmer, zwischen die Kisten und Kasten. Zogen ihn aus, halfen ihn waschen, wie es der Arzt befahl. Einen langen weißen Körper, voll von Blut, Staub und Schmutz.

Frau Lisbeth kniete bei ihm, wortlos, ohne Tränen. Der alte Kutscher kam, nahm die schreienden Knaben hinüber. Dann gingen die Bauern und endlich auch der Arzt. Sie hatte ihn nicht gefragt, mit Worten nicht und nicht mit Blicken. Sie wußte die Antwort, die er geben würde.

Einmal, mitten in der Nacht, erwachte Raspe, schlug die Augen auf. Er erkannte sie, bat sie um Wasser. Und sie gab ihm zu trinken.

»Es ist aus,« sagte er leise.

Sie fragte: »Wie kam es!«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Das Fräulein sagte: ›Fahr zu, Matthieu-Maria.‹ Ich wollte nicht. Da legte sie ihre Hand auf meine und ich fühlte sie durch den Handschuh. Dann fuhr ich. Sonst weiß ich nichts mehr.«

Er sprach so leise, daß sie ihr Ohr dicht an seinen Mund legen mußte. Und wie er schwieg, flüsterte sie: »Warrum tatest du es!«

Wieder bewegte er die Lippen, »Verzeih mir, Lisbeth! Ich – ich mußte es tun. Das Fräulein –«

Sie sah ihn an, schrak heiß auf über den Glanz in seinen Augen. Und sie rief – o so plötzlich war der Gedanke, daß ihre Zunge ihn sprach, fast ehe ihr Hirn ihn gedacht –: »Du – du liebst sie!«

Da hob er, nur um Daumenbreite, den Kopf. Und er murmelte, mit geschlossenen Augen: »Ja – ja! Ich – fuhr – mit ihr.«

Das war das Letzte, was er sprach» Er sank zurück in seine tiefe Ohnmacht, blieb liegen so bis zum frühen Morgen. Schlummerte dann langsam hinüber.

Frau Lisbeth stand auf.

Sie lief zur Tür, dem alten Froitsheim in die Arme. »Mein Mann ist tot,« sagte sie. Und der Kutscher schlug ein großes Kreuz, wollte an ihr vorbei in die Stube. Aber sie hielt ihn zurück. »Wo ist das Fräulein!« fragte sie schnell, »Lebt sie! Ist sie verletzt!«

Tiefer gruben sich die tiefen Furchen in das alte Gesicht, »Lebt sie! – Ob sie lebt! Da steht sie ja! Verletzt? Nicht eine Schramme – nur ein bißchen schmutzig war sie!« Und er wies mit zitternder Gichthand hinunter in den Hof.

Da stand das schlanke Fräulein in ihrem Knabenanzug. Hob den Fuß, setzte ihn einem Husaren in die Hände, schwang sich in den Sattel –

»Sie hat dem Rittmeister telefoniert,« sagte der Kutscher, »daß sie keinen Reitknecht habe zu heute morgen. Da hat der Graf seinen Burschen herausgeschickt.«

Frau Lisbeth lief über den Hof: »Er ist tot!« rief sie. »Mein Mann ist tot.«

Alraune ten Brinken wandte sich im Sattel, winkte mit der Reitgerte. »Tot,« sagte sie langsam. »Tot – es ist wirklich schade.« Sie schlug leicht ihr Pferd, führte es im Schritt dem Tore zu.

»Fräulein,« schrie Frau Lisbeth. »Fräulein, Fräulein –«

Doch die Hufe schlugen die alten Steine, kleine Funken sprühten herum. Und wieder, wie so oft, sah sie das Fräulein wie einen braungelockten Knaben durch die Dorfgasse traben, frech und keck, wie ein hochmütiger Prinz. Aber ein blauer Königshusar folgte hinter ihr, und nicht mehr ihr Mann – Matthieu-Maria Raspe –

»Fräulein!« schrie ihre wilde Angst. »Fräulein – Fräulein –«

– Frau Lisbeth lief zum Geheimrat, strömte über von aller Verzweiflung und allem Haß. Der Geheimrat liest sie ruhig reden, sagte, daß er ihren Schmerz verstehe und ihr all das nicht übelnehmen wolle. Auch sei er bereit, trotz der Kündigung, ihr noch auf ein Vierteljahr den Lohn ihres Mannes zu zahlen. Aber sie solle vernünftig sein, solle doch einsehen, daß er allein die Schuld trage an dem bedauerlichen Unglück –

Sie lief zur Polizei; da waren sie nicht so höflich. Sie hätten es kommen sehen, sagten sie, und jeder Mensch wisse, daß der Raspe der wildeste Fahrer gewesen sei am ganzen Rhein. Es sei eine gerechte Strafe, und sie hätte die Pflicht gehabt, ihn beizeiten zu warnen. Ihr Mann allein trage die Schuld, sagten sie, und sie solle sich schämen, dem jungen Fräulein die Sache in die Schuhe zu schieben! Habe die etwa am Steuer gesessen? Gestern? Oder überhaupt?

Und sie lief in die Stadt zu einem Anwalt. Und zu einem zweiten und dritten. Aber es waren ehrliche Leute, und sie sagten ihr, daß sie den Prozeß nicht führen könnten und wenn sie noch soviel Vorschuß zahle. O gewiß, das sei ja alles möglich und denkbar. Warum denn nicht! Aber habe sie Beweise! Nein, gar keine – also! Sie solle nur ruhig nach Hause gehen – da sei gar nichts zu machen, wenn das auch alles so wäre und wenn man es selbst beweisen könnte – – so trage ja doch ihr Mann die Schuld. Denn er sei eben ein Mann

gewesen und ein gelernter und tüchtiger Chauffeur, aber das Fräulein sei ein unerfahrenes, kaum erwachsenes Ding –

Sie kam nach Hause. Sie begrub ihren Mann, hinter der Kirche auf dem kleinen Friedhof. Sie packte ihre Sachen und lud sie selbst auf den Karren. Sie nahm das Geld, das ihr der Geheimrat gab, nahm ihre Buben und ging.

In ihre Wohnung zog ein neuer Chauffeur, ein paar Tage darauf. Der war dick und klein und er trank auch. Das Fräulein ten Brinken mochte ihn nicht und fuhr selten allein mit ihm aus. Nie bekam er Protokolle und die Leute sagten, daß er ein tüchtiger Mensch sei und viel besser als der wilde Raspe.

Schlangenanbeter und Schlangenbeschwörer



Es gibt keine Religion auf Erden, in der die Schlange nicht eine Rolle spielte. In der jüdischen Religion – und mit ihr sowohl in der christlichen wie der mohammedanischen – ist sie ein Bild des bösen Prinzip es, des Teufels. Sie reicht der Eva mit süßen Worten im Paradiese den gefährlichen Apfel, und nach Tausenden von Jahren erfüllte der Nazarener das Wort: er wird ihr den Kopf zertreten, aber sie wird ihn in die Ferse stechen. In der christlichen Kunst ist dann die Schlange ein sehr beliebtes Objekt geworden; allein die Bilder des ersten Sündenfalles zählen nach vielen Tausenden. Im Buddhismus gilt die Kobra als heilig und wird immer wieder mit Buddha abgebildet; meist ist die Szene gewählt, wo der Erleuchtete mit untergeschlagenen Beinen dasitzt, während die große Brillenschlange, um ihn vor der Sonne oder auch vor dem Regen – die Legende wird verschieden erzählt – mit ausgebreitetem Schirme zu schützen, sich hinter ihm hoch aufrichtet. Hat doch der Hindu von alters her die Nagas verehrt, die Schlangengötter, die zuerst Buddha nachstellten, dann aber von ihm bekehrt zu sehr eifrigen Anhängern werden. Eine Menge von afrikanischen Negervölkern erweist ebenso der Schlange göttliche Verehrung, dasselbe finden wir bei vielen Kanaken, Papuas, Melanesiern und Polynesiern. Der Vaudouxkult der christlichen Haitineger verehrt die Schlange, , als Johannes den Täufer; ihr – oder ihm – werden die Opfer des »ungehörnten Bockes«, d. h. die Kindesopfer, gebracht. Sehr stark ist die brahmanische Religion mit dem Schlangenkult durchsetzt, wie denn auch Indien das Stammland aller Schlangenbeschwörer und Schlangengaukler ist.

Man hat kaum den Fuß in Bombay an Land gesetzt, so begrüßt einen schon der Gaukler. Er setzt sich geduldig mit seinen Säcken und Körbchen in den Straßenstaub vor das Hotel und wartet still in der Sonne, daß man herauskommen möge. Seine Tricks sind fast immer dieselben und gleichen auf ein Haar allen denen, die unsere Taschenspieler auf den Jahrmärkten dem erstaunten Publikum zeigen. Auch reden die Hindugaukler genau so viel und so schnell wie unsere Kirmeskünstler; nur besteht ihr Gerede in der Hauptsache aus dem Aufzählen der Zahlen von eins bis zehn – das freilich

können sie in einem ganzen Dutzend Sprachen. Ab und zu sieht man dann ein paar bessere Kunststückchen, wie den uralten Witz Mosis: das verwandeln eines Stabes in eine Schlange und umgekehrt. Oder der Gaukler läßt einen Taler aus seiner Hand in eine Kröte sich verwandeln oder macht den alten Zauber der ägyptischen Priester nach, die Moses damit zu übertrumpfen suchten, daß sie das große Heer der Wanzen, Flöhe und Läuse herbeiberiefen. Diesen Trick wird ein europäischer Salonzauberer schwerlich nachmachen können, er müßte sich denn entschließen, auch so vielem Ungeziefer als Herberge zu dienen wie indische und ägyptische Gaukler. Inzwischen tanzen Aeffchen und Ratten, oder es wahrsagt irgendein weißer Papagei. Eine Hauptnummer ist stets der hübsche Trick mit dem Mangobaum. Der Gaukler scharrt mit den Händen ein wenig Erde zusammen, steckt einen Mangokern hinein und begießt das Ganze tüchtig mit Wasser. Dann wird das Tuch darüber gedeckt – wie nett wäre doch alle Zauberei ohne dieses leidige Tuch! – der Gaukler zählt in siebzehn Sprachen siebzehnmal bis siebzehn und arbeitet mit seinen Händen eifrig unter dem Tuche. Endlich zieht er es weg – und in dem Häufchen Schmutz steht ein hübscher kleiner Mangobaum. Ein anderer Gaukler verschluckt rote, grüne und weiße Pulver, behält sie eine Zeitlang bei sich und spuckt sie dann – ganz trocken – wieder aus. Sehr beliebt ist auch das Augenherausnehmen, das Armverbrennen, das Dolche-in-den-Bauch-stoßen, das Hochheben schwerer Steingewichte mittels einer Schnur, die an der durchlochten Zunge befestigt ist – ein reizender Anblick! – und das wilde Herumrollen zwischen haarscharfen Dolchen und Degen; kurz alle diese Tricks, die auch die sogenannten »schlafenden Fakire« auf unseren Variétés zu zeigen pflegen. Es folgt gewöhnlich das »verschwundene Mädchen«, das in einen kleinen Korb steigt, den der Zauberer zudeckt. Er nimmt nun einen Degen und stößt nach Herzenslust von allen Seiten durch den Korb – natürlich klettert am Ende das Mädchen höchst vergnügt und sehr lebendig wieder heraus.

Nur sehr selten hat man Gelegenheit, den berühmten Trick des Abhiradana zu sehen. Der Zauberer wirft ein Seil in die Luft und läßt

dann einen Knaben daran hinaufklettern: wo das scheinbar freihängende Tau oben aufhört, da verschwindet auch der Knabe. Dann steckt der Gaukler ein langes Messer quer in den Mund, macht ein furchtbar böses Gesicht, faßt das Seil und klettert auch hinauf. Er verschwindet oben, wo auch sein Knabe verschwand; das Seil baumelt eine Zeitlang allein frei in der Luft. Plötzlich hört man oben in der Luft das jämmerliche Geschrei des Knaben und dazwischen das Wutgeschnaube des alten Gauklers – aber man sieht nichts. Dann fällt ein blutendes Bein herunter, ihm folgt ein Arm, darauf der verzernte und verstümmelte Kopf des Knaben. Noch ein Bein fällt herunter und noch ein Arm; endlich plumpst der Leib herab. Sehr zufrieden mit seiner Tat klettert dann der bärtige Zauberer am Seile zur Erde hinab. Zuerst reinigt er sorgfältig das blutige Messer, dann sammelt er die verschiedenen Menschenteile zusammen und steckt alles durcheinander in einen großen Korb. Er nimmt nun einen mächtigen Steinmörser und zerstampft den Inhalt des Korbes zu einem dicken Brei. Endlich stülpt er den Deckel auf und präsentiert den Korb freudestrahlend dem Publikum. Einer öffnet – – und vergnügt hüpfte der Knabe heraus. – Dieser blendende Trick geht dem Europäer meist ein wenig auf die Nerven, ist aber so recht nach dem Geschmacke der Hindus, die sich trefflich dabei belustigen.

Aber die Hauptsache bei allen Gaukelkünsten bleiben stets die Schlangentänze und Schlangenkämpfe. Jeder Gaukler führt in einem kleinen Körbchen einen Mungo mit sich und in einem andern eine Menge Schlangen. Der kleine Mungo wird herausgenommen, dazu eine zwei bis drei Meter lange Natter. Sofort greift der behende Vierfüßler das zehnmal größere Tier an und hat es in wenigen Minuten totgebissen. Interessanter freilich ist sein Kampf mit der sehr giftigen Brillenschlange; da nimmt sich der kleine Kerl mächtig in acht und zeigt seine wundervolle Geschicklichkeit in bestem Lichte. Auch in diesem Kampfe bleibt er fast immer der Sieger.

Um ihre Kobras tanzen zu lassen, benutzen die Beschwörer eine kleine Trommel, eine Querpfeife oder auch eine Trommelpfeife. Sie öffnen nur ein wenig den Schlangenkorb und beginnen die Musik. In

wenigen Sekunden kriechen die Brillenschlangen hervor, heben sich hoch und beginnen zu tanzen. Meistens hat man diesen Tanzschlangen die Giftzähne ausgebrochen, aber häufig verzichten die Beschwörer auch darauf, im festen Vertrauen, daß sie jeden Biß doch leicht mit ihren Zaubermitteln heilen können. Leider irren sie sich da stets gründlich, und mehr wie einer von ihnen muß seinen Glauben mit dem Tode bezahlen.

Die Gaukler und Schlangenbeschwörer gehören alle der niedersten Kaste an und sind schwarz oder tiefbraun. Die Schlangenbeschwörer in Hinterindien und auf den malayischen Inseln werden »Kling« genannt, d. h. Bastarde, sie sind alle indischer Herkunft; in Ceylon stellt die unreine Kaste der Rodiyas die Gaukler und Schlangenbeschwörer.

Es ist seltsam genug, daß der Hindu ruhig einem Kampfe zwischen dem Mungo und einer Schlange zusieht und sich mächtig freut, wenn der geschmeidige kleine »Jaggernath« der viel größeren Schlange oder gar der giftigen Kobra das Genick durchgebissen hat. Und doch würde er nie wagen, derselben Schlange ein Leid anzutun, wenn er ihr im Busche begegnet, ganz besonders nicht der Kobra, die Buddhisten und Brahmanen gleich heilig ist. Durch ganz Süd- und Mittelindien wie in Ceylon wird die Schlange verehrt; es ist etwas durchaus nicht Ungewöhnliches, daß man einen Madrassi, Tamilen oder Singhalesen findet, der vor einem Schlangenloch – manche Arten halten sich mit besonderer Vorliebe in Ameisenhöhlen auf – steht und die Tiere anbetet. Wie in unseren Märchen stellt er dann ein Töpfchen mit Milch auf, auch ein wenig Wasser und eingeweichten Reis – obwohl der göttlichen Schlange wahrscheinlich eine Maus oder ein Frosch sehr viel sympathischer sein würde. Das sind meist so kleine Privatgottesdienste einzelner, aber auch ganz öffentlich findet an manchen Plätzen die Verehrung der Schlange statt.

Die Schlange ist ursprünglich – und das mag als feststehend bei allen Religionen gelten – das Prinzip des Bösen. Die Ophiten lehren,

daß Jaldaboath, der Sohn der Sophia, der große Gott des Stoffes, die Schlange – Samiel – erzeugt habe. So ist die Schlange zugleich das Symbol des Bösen und auch das der Weisheit. Das ist ganz biblisch: die Schlange trägt die Sünde in die Welt und gilt zugleich als die Trägerin des Verstandes. (»Seid klug wie die Schlangen!«) Nun sind manche Völker mit der Zeit vom Gotte des Guten zu dem des Bösen übergegangen, und zwar zum Teil unbewußt, in atavistischem Rückfalle, wie die Haitineger, denen die Schlange Johannes der Täufer ist, zum Teil aber durchaus durchdacht und wohlüberlegt, wie die gnostischen Sekten der Katharer, der Ophiten, der Paulicianer und mancher andern. Auch der Brahmaismus hat diese Wandlung durchgemacht, und zwar zweimal. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Perso-Arier und die Hindu-Arier – – d. h. die heute noch herrschende Kaste in Indien: die Brahmanen – – anfangs ein Volk mit einer Sprache und einer Kultuslehre waren. Sie trennten sich – und mit dieser Trennung fand eine völlige Umkehrung der Religion statt: die, die Indien eroberten, sahen in Asura den Gott des Guten, in Dewa den des Bösen, die andern, die nach Persien zogen, blieben bei der ursprünglichen Meinung, die Dewa als Gott und Asura als Teufel ansah. Das war lange vor den Veden und vor dem Zendavesta, und es ist eine Hypothese, die sich mit absoluter Sicherheit natürlich nie beweisen läßt. Aber die Geschichte des Brahmaismus zeigt ein sehr in die Augen springendes Analogon zu diesem Vorgange. Als der Buddhismus sein Haupt erhob und durch ganz Indien ungeheure Fortschritte machte, da wandte sich der Kult der Brahmanen von neuem ab vom »Schöpfer«, von Brahma, und warf sich dem Zerstörer – Schiwa – ganz in die Arme. Und Schiwas Macht war die größere, er ward der Sieger in dem gewaltigen Kampfe und rottete den Buddhismus gründlich aus.

Mit dem Siege Schiwas und seiner Gattin, der grausen Durga, drang der ganze Kult der hunderttausend kleinern Götter und aller der heiligen Tiere mehr und mehr durch, nicht zuletzt der der heiligen Nagas, der Schlangengötter. In Benares, der Stadt des Wahnsinns, in der alles heilig ist, was sich nicht wehren kann, Menschen, Kühe, Affen, Bäume, Steine, Knochen, Wasser und was immer noch, spielt

auch die Schlange ihre Rolle. Beim Chanki-Ghat wächst ein großer heiliger Pippalbaum, ringsherum stehen eine Menge Schlangenbilder. Vor ihnen sitzen stets Scharen von Frommen und Büßern, dazu manche Yogin, buntbemale Söhne Schiwas mit wilden Augen und verfilzten Haaren. Und sie zermartern den elenden Leib – – zu Ehren der heiligen Schlangengötter und zum großen Ruhme Schiwas, des Zerstörers.

Der gekreuzigte Tannhäuser

(Ein Traum in der Sonne)

Langsam zog er den Pierrotflaus an. Schwarze, weit ausgeschnittene Lackschuhe und hohe, schwarzseidene Strümpfe, über die die weiße Hose herunterfiel. Ein großer Kragen über die Schultern und lange, weite Ärmel. Und alles in matter, weißer Seide mit schwarzen Pompons. Nun die glatte, weiße Hülle fest übers Haar. Dann Puder, sehr viel Puder. Und endlich der spitze Hut.

Er trat aus dem Haus. Die Capreser Gassenjungen, die doch so manches gewöhnt sind von den Fremden, liefen ihm nach und schrien und johlten:

»Pazzo! Pazzo!«

Er kümmerte sich nicht darum. Er ging langsam wie im Traum durch die Straßen, ohne sich nur umzusehen. Die Bengels ließen ihn laufen, kehrten um, als er in die Orangengärten einbog. Er ging dort hinter die Certosa, das alte Kloster, das heute als Kaserne dient. Dorthin kamen die Fremden nie; kaum, daß sich einmal ein deutscher Maler dahin verlief. Und doch war es die schönste Stelle auf dem schönen Capri. Aber es war so schwer, hierher zu finden, und dann versperrte auch der Halunke von Pächter, der alte Nicola Vuoto, alle Türen und Türchen in den verfallenen Mauern und schrie laut und schimpfte und warf mit Steinen, wenn man doch über seinen Grund ging.

Doch heute schrie er nicht, noch warf er mit Steinen. Er war so verwundert über die weiße Gestalt dort in der Sonne, daß er schnell ein paar Schritte in die Pergola eilte. Da stand er denn und staunte. Endlich fiel ihm ein, daß es doch wohl ein »Signore« sein mußte, er brummte verächtlich: »Pazzo! Pazzo!« und sah ihm lange nach mit giftigen Blicken.

Der gepuderte Pierrot ging weiter. Er sprang über ein paar Mauern, kletterte einige Abhänge herunter, andere hinauf, fast wie eine Katze, mit elastischen und doch trägen Bewegungen. Durch das kleine Myrtenwäldchen und dann längs den Kakteen an den Felsen vorbei.

Einmal blieb er stehen. Dicht vor sich sah er zwei große, meterlange Nattern. Doch schienen diese sonst so scheuen Tiere seine Gegenwart gar nicht zu bemerken, so sehr waren sie miteinander beschäftigt. Das Weibchen floh oben über die Büsche und Steine hin; das Männchen jagte nach. Plötzlich stellte das Weibchen sich auf, kerzengerade, bog den Kopf zurück und züngelte nach seinem Verfolger.

Doch der ringelte sich um sie, bog sich, schlang sich in die Höhe, daß ihr Leib zitterte und sich noch enger, noch fester um ihn wand.

Und die stahlblauen Leiber glänzten und leuchteten in der Sonne. Wie schön das war, wie schön! Der Pierrot starrte und schaute. Sah er Krönlein auf den Köpfen der Schlangen?

Kleine, goldene Krönlein – –

Er ging noch langsamer, als vorher.

Endlich war er nahe bei dem Mareletto, dem verfallenen Sarazenturme, der dort am Abhang klebt. Ueber ihm hingen die alten Mauern der Certosa; links sprang der Monte Tuoro, rechts der Monte Solaro weit hinaus in das blaue italische Meer.

Er blickte hinunter. Da lag die » « mit ihren Fischerhütten, davor die Sireneninsel, weiß umbrandet in den blauen Wogen.

An der anderen Seite aber reckten sich die Faraglioni stolz empor, mächtige schwere Blöcke, mitten aus dem Meere gewachsen.

Hier war die Stelle, wo er ein Rendezvous hatte. Sein letztes Rendezvous mit der Sonne.

Er setzte sich vor den Abhang und ließ die Beine herunterbaumeln. Einen Augenblick starrte er hinunter. – Dann nahm er die dickbäuchige Korbflasche aus der Tasche. Und der dunkle Ischiawein blutete in das Glas.

Der Pierrot trank. Der Sonne trank er zu, wie er jüngst dem Meere zugetrunken hatte, dort unten in der .

Er leerte das Glas auf einen Zug; dann füllte er es von neuem.

Und wieder trank er der Sonne zu.

Nun warf er Glas und Flasche weit hinaus in die Klippen.

Dann stand er auf, ging ein wenig zurück an die Wand, wo der steile Fels Schatten bot. Dort streckte er sich lang hin, schob den Hut unter den Kopf. Er dehnte sich und pfiff leise:

»Mimi Pinson est une blonde, Une blonde que l'on connaît –«

Eine kleine rote Spinne kroch ihm über den Flaus. Ganz über die weiße Seide und nun auf die Pompons. Wie komisch die kleine rote Spinne da herumkletterte!

Er trillerte:

»Klei–ne, rote Spin–ne – Klei–ne, rote Spin–ne –«

Jetzt streckte er die Arme weit aus nach beiden Seiten und schaute hinauf. Und das Blau da oben lachte und sang, als ob es ihn loslösen wollte von allem. Wenn er den Kopf ein wenig hob, konnte er das Meer sehen, blau mit kleinen, weißen Wölken auf den Kämmen der Wellen – gerade wie eben. Blau, strahlendes, leuchtendes Blau – er

sog es ein mit den Augen, ergriff es mit den Händen, ließ es eindringen in alle seine Poren.

Er lauschte auch der Musik der blauen Farben. Sein Auge schloß sich, aber er sah doch ganz deutlich. Er fühlte, wie ein weicher, schmeichelnder Hauch sich auf seine Glieder legte, wie eine leichte, wohltuende Mattigkeit ihn kosend umfing, in losen, weiß-blauen Nebeln.

Nun war es ihm, als ob sein Haupt auf einem weichen Frauenbusen ruhe, er merkte genau das Atemholen, ein leises Heben und Senken.

Doch hütete er sich wohl, sich zu rühren oder die Augen aufzumachen. Er lag so still, so unbeweglich, als ob er schlummerte. Nun sog er einen Duft ein, wie von Pfirsichblüten, er fühlte, wie ein schmales, bleiches Gesichtchen sich seinen Füßen näherte. Das war Lili. Sie kniete dort unten und preßte ihre blassen Kinderwangen an seine Lackschuhe. Aber Erminia saß dicht an seiner Seite, sie hatte noch immer die roten Kirschen im blonden Haar. Auf der spanischen Laute griff sie wieder die schwermütigen, schleppenden Akkorde: La Paloma. Liesel aber legte dem Pierrot ihre Hand auf das Herz, diese feine engelländisch schmale Hand.

Auch Klara war da, den schwarzen Lockenkopf über und über bedeckt mit roten Kressen; ihre Blicke glühten, als ob sie ihn versengen wollte. Sie sprach ganz langsam ihr schönstes Lied:

»Und weil du meinem bessern Wesen mich Entfremdet hast in jener schwülen Stunde, Weil ich dich liebe – darum haß ich dich. Ja, haß ich dich aus meines Herzens Grunde.

Ich schüttle wild das eiserne Geflecht, Das ich mir selber habe schmieden müssen: In deinen Armen haß ich dich erst recht Und töten möcht ich dich mit meinen Küssen!

Laut schägt dein Herz – und dürstend blickt dein Aug'; Du hebst den Becher – wohl: so laß uns trinken! verglühn sollst du noch in

meinem Hauch Und sterbend mit mir in die Flammen sinken!«

Aber der Pierrot lächelte. –

Mary Wayne trat zu ihm, die er auch Hella nannte. Ein leises Knistern ging durch ihr rotes Haar und ihre Lippen zuckten schmerzlich. Sie schien niemanden sonst zu sehen, außer den weißen Pierrot.

»Wie leicht du doch aufgibst!« sprach sie.

Noch so viele waren da, so viele. Lore und Stenie und die schwarze Dolly. Und die liebe kleine Anna und die Napolitanerin und die goldene Kätie. Und – noch eine andere.

Die stand abseits von den übrigen, ganz allein und rührte sich nicht. Die Sonne spielte auf ihrem todblassen Antlitz, Wie eine Priesterin sah sie aus, Magnolien trug sie im schwarzen Haar und in den beiden Händen. – Das war die, auf deren Busen eben noch sein Haupt geruht hatte. Nun aber stand sie abseits und sein Kopf lag wieder hart auf dem Stein.

»Wir sind dein Tag und dein Leben!« schmeichelten die anderen.

»Dein Tod bin ich und dein Traum!« sprach sie.

»Myrten wind ich dir um die Füße,« sagte Constantina, und Klara ließ Mohnblätter über ihn flattern. Aber von allen strömte ein seltsamer Duft aus, wie von vielen bunten Hyazinthen, ein wollüstiger, begehrllicher Duft von weißen Frauenleibern.

Die kleine blonde Anna küßte seine Augen und Dolly streichelte ihm die gepuderten Wangen. Aber Liesel versuchte mit den feinen Fingern den herben, bitteren Zug um seinen Mund zu glätten. In leichtem Tanzschritt wiegte sich Stenie in den Hüften und die Spanierin sang immer wieder das seltsame Lied von der weißen Taube.

Auch die andere kam hinzu, die bleiche Priesterin, die die Magnolien im Haar trug.

»Dein Traum bin ich und dein Tod!« sprach sie.

– Da wichen die übrigen zurück. Und langsam, ohne ein Wort, legte sie in jede seiner offenen Hände eine große rote Rose. Dann beugte sie sich herab, kniete, küßte ihn mitten auf den Mund.

Jetzt sah er nichts mehr.

Aber die roten Rosen sengten und brannten in seinen Händen und hefteten ihn fest auf den Stein.

Rote Wundmäler, glühende rote Wundmäler –

Sein Haupt bettete sich wieder auf ihre Brust – er fühlte wohl das Atemholen, ein leises Heben und Senken.

»Ich bin dein Tod und dein Traum!« sprach sie. – –

Die Spinne



Als der Student der Medizin Richard Bracquemont sich entschloß, das Zimmer Nr. 7 des kleinen Hotel Stevens, Rue Alfred Stevens 6, zu beziehen, hatten sich in diesem Raume an drei aufeinanderfolgenden Freitagen drei Personen am Fensterkreuze erhängt.

Der erste war ein Schweizer Handlungsreisender. Man fand seine Leiche erst Samstag abend; der Arzt stellte fest, daß der Tod zwischen fünf und sechs Uhr Freitag nachmittags eingetreten sein müsse. Die Leiche hing an einem starken Haken, der in das Fensterkreuz eingeschlagen war und zum Aufhängen von Kleidungsstücken diente. Das Fenster war geschlossen, der Tote hatte als Strick die Gardinenschnur benutzt. Da das Fenster sehr niedrig war, lagen die Beine fast bis zu den Knien auf dem Boden; der Selbstmörder mußte also eine starke Energie in der Ausführung seiner Absicht betätigt haben. Es wurde weiter festgestellt, daß er verheiratet und Vater von vier Kindern war, sich in durchaus gesicherter und auskömmlicher Lebensstellung befand und von heiterem, fast stets vergnügtem Charakter war. Irgend etwas Schriftliches, das auf den Selbstmord Bezug hatte, fand man nicht vor, ebensowenig ein Testament; auch hatte er keinem seiner Bekannten gegenüber jemals eine dahingehende Aeüßerung getan.

Nicht viel anders lag der zweite Fall. Der Artist Karl Krause, als Fahrradverwandlungskünstler in dem ganz nahe gelegenen Cirque Médrano engagiert, bezog das Zimmer Nr. 7 zwei Tage später. Als er am nächsten Freitag nicht zur Vorstellung erschien, schickte der Direktor den Theaterdiener in das Hotel; dieser fand den Künstler in dem nicht verschlossenen Zimmer am Fensterkreuz erhängt vor, und zwar unter den durchaus gleichen Umständen. Dieser Selbstmord schien nicht weniger rätselhaft; der beliebte Artist bezog recht hohe Gagen und pflegte, ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann, sein Leben in vollen Zügen zu genießen. Auch hier nichts Schriftliches, keinerlei verfängliche Aeüßerungen. Die einzige Hinterbliebene war eine alte Mutter, der ihr Sohn pünktlich an jedem Ersten 200 Mark für ihren Lebensunterhalt zu schicken pflegte.

Für Frau Dubonnet, die Besitzerin des billigen kleinen Hotels, dessen Kundschaft sich fast nur aus den Mitgliedern der nahegelegenen Montmartrevarietés zusammenzusetzen pflegte, war dieser zweite seltsame Todesfall in demselben Zimmer von sehr unangenehmen Folgen. Schon waren einige ihrer Gäste ausgezogen, andere regelmäßige Klienten nicht wiedergekommen. Sie wandte sich an den ihr persönlich befreundeten Kommissar des IX. Bezirkes, der ihr zusagte, alles für sie zu tun, was in seinen Kräften liege. So betrieb er denn nicht nur die Nachforschungen nach irgendwelchen Gründen für die Selbstmorde der beiden Hotelgäste mit besonderem Eifer, er stellte ihr auch einen Beamten zur Verfügung, der das geheimnisvolle Zimmer bezog.

Es war dies der Schutzmann Charles-Maria Chaumié, der sich freiwillig hierzu erboten hatte. Ein alter »Marsouin«, Marineinfanterist mit elfjähriger Dienstzeit, hatte dieser Sergeant in Tonkin und Annam so manche Nacht einsam auf Posten gelegen, so manchen unangemeldeten Besuch katzenschleichender gelber Flußpiraten mit einem erfrischenden Schuß aus der Lebelbüchse begrüßt, daß er wohl geeignet erschien, den »Gespenstern«, von denen sich die Rue Alfred Stevens erzählte, zu begegnen. Er bezog also bereits am Sonntag abend das Zimmer und legte sich befriedigt schlafen, nachdem er den Speisen und Getränken der würdigen Frau Dubonnet reichlich zugesprochen hatte.

Jeden Morgen und Abend machte Chaumié dem Polizeirevier einen kurzen Besuch, um Bericht zu erstatten. Diese beschränkten sich in den ersten Tagen darauf, daß er erklärte, auch nicht das allergeringste bemerkt zu haben. Dagegen sagte er am Mittwoch abend, er glaube eine Spur gefunden zu haben. Gedrängt, mehr zu sagen, bat er, einstweilen schweigen zu dürfen; er habe keine Ahnung, ob das, was er glaube entdeckt zu haben, wirklich mit dem Tode der beiden Leute in irgendeinem Zusammenhang stehe. Und er fürchte sehr, sich zu blamieren und dann ausgelacht zu werden. Am Donnerstag war sein Austreten ein wenig unsicherer, auch ernster; doch hatte er wieder nichts zu berichten. Am Freitag morgen war er

ziemlich aufgeregt; er meinte, halb lachend, halb ernst, daß dieses Fenster jedenfalls eine seltsame Anziehungskraft habe. Jedoch blieb er dabei, daß das mit dem Selbstmorde in gar keiner Beziehung stehe und daß man ihn nur auslachen würde, wenn er mehr sage. An dem Abend dieses Tages kam er nicht mehr ins Polizeirevier: man fand ihn an dem Haken des Fensterkreuzes aufgehängt.

Auch hier waren die Indizien bis auf die kleinste Einzelheit dieselben wie in den anderen Fällen: die Beine baumelten auf den Fußboden, als Strick war die Gardinenschnur benutzt. Das Fenster war zu, die Türe nicht verschlossen; der Tod war in der sechsten Nachmittagsstunde eingetreten. Der Mund des Toten war weit offen und die Zunge hing heraus.

Dieser dritte Tod im Zimmer Nr. 7 hatte zur Folge, daß noch am selben Tage sämtliche Gäste aus dem Hotel Stevens auszogen, mit Ausnahme eines deutschen Gymnasialprofessors auf Nr. 16, der aber die Gelegenheit benutzte, den Mietpreis um ein Drittel zu kürzen. Es war ein geringer Trost für Frau Dubonnet, als am anderen Tage Mary Garden, der Star der Opéra-Comique, in ihrem Renault vorfuhr und ihr die rote Gardinenschnur um zweihundert Franken abhandelte. Einmal weil das Glück brachte und dann – weil es in die Zeitungen kam.

Wenn diese Geschicke im Sommer passiert wäre, so im Juli oder August, so würde grau Dubonnet wohl das Dreifache für ihre Schnur erzielt haben; die Blätter hätten dann gewiß wochenlang ihre Spalten mit diesem Stoff gefüllt. So aber, mitten in der Saison, Wahlen, Marokko, Persien, Bankkrach in New-York, nicht weniger wie drei politische Affären – wirklich man wußte kaum, wo man den Platz hernehmen sollte. Die Folge war, daß die Affäre der Rue Alfred Stevens eigentlich weniger besprochen wurde, als sie es wohl verdiente, und weiter, daß die Berichte, knapp und kurz, meist sachlich den Polizeibericht wiedergaben und sich von Uebertreibungen ziemlich frei hielten.

Diese Berichte waren das einzige, was der Student der Medizin Richard Bracquemont von der Angelegenheit wußte. Eine weitere kleine Tatsache kannte er nicht; sie schien so unwesentlich, daß weder der Kommissar noch irgendein anderer der Augenzeugen sie den Reportern gegenüber erwähnt hatten. Erst später, nach dem Abenteuer des Mediziners, erinnerte man sich wieder daran. Als nämlich die Polizisten die Leiche des Sergeanten Charles-Maria Chaumié von dem Fensterkreuze abnahmen, kroch aus dem offenen Munde des Toten eine große schwarze Spinne heraus. Der Hausknecht knipste sie mit dem Finger fort, dabei rief er: »Pfui Teufel, wieder so ein Biest!« – Im Verlaufe der weiteren Untersuchung – der, die auf Bracquemont Bezug hatte – sagte er dann aus, daß er, als man die Leiche des Schweizer Handlungsreisenden abgenommen habe, auf seiner Schulter eine ganz ähnliche Spinne habe laufen sehen. – – Aber hiervon wußte Richard Bracquemont nichts.

Er bezog das Zimmer erst zwei Wochen nach dem letzten Selbstmorde, an einem Sonntage. Was er dort erlebte, hat er täglich gewissenhaft in einem Tagebuche vermerkt.

Das Tagebuch des Richard Bracquemoit, Studenten der Medizin.

Montag, den 28. Februar.

Ich bin gestern abend hier eingezogen. Ich habe meine zwei Körbe ausgepackt und mich ein wenig eingerichtet, dann bin ich zu Bett gegangen. Ich habe ausgezeichnet geschlafen; es schlug gerade neun Uhr, als mich ein Klopfen an der Türe weckte. Es war die Wirtin, die mir selbst das Frühstück brachte, sie ist wohl sehr besorgt um mich, das merkt man aus den Eiern, dem Schinken und dem ausgezeichneten Kaffee, den sie mir brachte. Ich habe mich gewaschen und angezogen, dann zugeschaut, wie der Hausknecht das Zimmer machte. Dabei habe ich meine Pfeife geraucht.

So, nun bin ich also hier. Ich weiß recht gut, daß die Sache gefährlich ist, aber ich weiß auch, daß ich gemacht bin, wenn es mir gelingt, ihr auf den Grund zu kommen. Und wenn Paris einst eine Messe wert war, – so billig gewinnt man es heute nicht mehr – so kann ich wohl mein bißchen Leben dafür aufs Spiel setzen. Hier ist eine Chance – nun gut, ich will sie versuchen.

Uebrigens waren andere auch so schlau, das herauszufinden. Nicht weniger wie siebenundzwanzig Leute haben sich bemüht, teils auf der Polizei, teils direkt bei der Wirtin, das Zimmer zu bekommen; es waren drei Damen darunter. Es war also genug Konkurrenz da; wahrscheinlich alles ebenso arme Teufel wie ich selbst.

Aber ich habe »die Stelle bekommen«. Warum? Ah, ich war wahrscheinlich der einzige, der der weisen Polizei mit einer – »Idee« aufwarten konnte. Eine nette Idee! Natürlich war es ein Bluff.

Diese Rapporte sind auch für die Polizei bestimmt. Und da macht es mir Spaß, den Herren gleich im Anfang zu sagen, daß ich ihnen hübsch was vorgemacht habe. Wenn der Kommissar vernünftig ist, wird er sagen: »Hm, gerade deshalb scheint der Bracquemont geeignet!« – Uebrigens ist es mit ganz gleichgültig, was er später sagt: jetzt sitze ich ja hier. Und mir scheint es ein gutes Omen, daß ich meine Tätigkeit damit begonnen habe, die Herren so gründlich zu bluffen.

Ich war auch zuerst bei Frau Dubonnet, die schickte mich zum Polizeirevier. Eine ganze Woche lang habe ich jeden Tag da herumgelungert, immer wurde mein Anerbieten »in Erwägung gezogen« und immer hieß es, ich solle morgen wiederkommen. Die meisten meiner Konkurrenten hatten die Flinte längst ins Korn geworfen, hatten auch wohl etwas Besseres zu tun, als in der muffigen Wachtstube stundenlang zu warten; der Kommissar war schon ganz ärgerlich über meine Hartnäckigkeit. Endlich sagte er mir kategorisch, daß mein Wiederkommen keinen Zweck habe. Er sei mir wie auch den anderen dankbar für meinen guten Willen, aber man

habe absolut keine Verwendung für »dilettantische Laienkräfte«. Wenn ich nicht irgendeinen ausgearbeiteten Operationsplan habe –

Da sagte ich ihm, ich hätte einen solchen Operationsplan. Ich hatte natürlich gar nichts und hätte ihm kein Wörtchen erzählen können. Aber ich sagte ihm, daß ich ihm meinen Plan, der gut sei, aber recht gefährlich, und wohl auch denselben Schluß finden könne wie die Tätigkeit des Schutzmannes, nur dann mitteilen wolle, wenn er sich ehrenwörtlich bereit erkläre, ihn selbst auszuführen. Dafür bedankte er sich, er meinte, daß er durchaus keine Zeit für so etwas habe. Aber ich sah, daß ich Oberwasser bekam, als er mich fragte, ob ich ihm nicht wenigstens eine Andeutung geben wolle – –

Und das tat ich. Ich erzählte ihm einen blühenden Unsinn, von dem ich selbst eine Sekunde vorher noch gar keine Ahnung hatte; ich weiß gar nicht, woher mir plötzlich dieser seltsame Gedanke kam. Ich sagte ihm, daß unter allen Stunden der Woche es eine gäbe, die einen geheimnisvollen seltsamen Einfluß habe. Das sei die Stunde, in der Christus aus seinem Grabe verschwunden sei, um niederzufahren zur Hölle: die sechste Abendstunde des letzten Tages der jüdischen Woche. Und er möge sich erinnern, daß es diese Stunde gewesen sei, Freitag zwischen fünf und sechs Uhr, in der alle drei Selbstmorde begangen worden seien. Mehr könne ich ihm jetzt nicht sagen, verweise ihn aber auf die Offenbarung St. Johannis.

Der Kommissar machte ein Gesicht, als ob er davon etwas verstehe, bedankte sich und bestellte mich für den Abend wieder. Ich trat pünktlich in sein Bureau; vor ihm auf dem Tische sah ich das Neue Testament liegen. Ich hatte in der Zwischenzeit dieselben Studien gemacht wie er; ich hatte die Offenbarung durchgelesen und – nicht eine Silbe davon verstanden. Vielleicht war der Kommissar intelligenter wie ich, jedenfalls sagte er mir sehr verbindlich, daß er trotz meiner nur sehr vagen Andeutungen glaube, meinen Gedankengang zu verstehen. Und daß er bereit sei, auf meine Wünsche einzugehen und sie in jeder Weise zu fördern.

Ich muß anerkennen, daß er mir in der Tat sehr behilflich gewesen ist. Er hat das Arrangement mit der Wirtin getroffen, demzufolge ich während der Dauer meines Aufenthaltes im Hotel alles frei habe. Er hat mir einen ausgezeichneten Revolver gegeben und eine Polizeipfeife; die diensttuenden Schutzleute haben Befehl, möglichst oft durch die kleine Rue Alfred Stevens zu geben und auf ein kleinstes Zeichen von mir hinaufzukommen. Die Hauptsache ist aber, daß er mir in dem Zimmer ein Tischtelefon hat anbringen lassen, durch das ich mit dem Polizeirevier in direkter Verbindung stehe. Da dieses kaum vier Minuten entfernt ist, kann ich also jederzeit schnellste Hilfe haben. Bei alledem verstehe ich nicht recht, vor was ich Angst haben sollte.

Dienstag, 1. März.

Vorgefallen ist nichts, weder gestern noch heute. Frau Dubonnet hat eine neue Gardinenschnur gebracht aus einem anderen Zimmer – sie hat ja genug leer stehen. Sie benutzt überhaupt jede Gelegenheit, um zu mir zu kommen; jedesmal bringt sie etwas mit. Ich habe mir noch einmal in allen Einzelheiten die Vorkommnisse erzählen lassen, aber nichts Neues erfahren. Bezüglich der Todesursachen hat sie ihre eigene Meinung. Was den Artisten angehe, so glaube sie, daß es sich um eine unglückliche Liebschaft handele; als er im letzten Jahre bei ihr gewesen, sei häufig eine junge Dame zu ihm gekommen, die sich aber diesmal nicht habe blicken lassen. Was dem Schweizer Herrn seinen Entschluß eingegeben habe, wisse sie freilich nicht – man könne ja aber auch nicht alles wissen. Aber der Sergeant habe ganz gewiß den Selbstmord nur begangen, um sie zu ärgern.

Ich muß sagen, daß diese Erklärungen der Frau Dubonnet etwas dürftig sind. Aber ich habe sie ruhig schwatzen lassen; immerhin unterbricht sie meine Langeweile.

Donnerstag, 2. März.

Noch immer gar nichts. Der Kommissar klingelt ein paarmal am Tage an, ich sage ihm dann, daß es mir ausgezeichnet gehe; offenbar befriedigt ihn diese Auskunft nicht ganz. Ich habe meine medizinischen Bücher herausgenommen und studiere; so hat meine freiwillige Haft doch einen Zweck auf alle Fälle.

Freitag, 4. März, 2 Uhr nachmittags.

Ich habe ausgezeichnet zu Mittag gespeist; dazu hat mir die Wirtin eine halbe Flasche Champagner gebracht; es war eine richtige Henkermahlzeit. Sie betrachtet mich als schon dreiviertel tot. Ehe sie ging, hat sie mich weinend gebeten mitzukommen; sie fürchtete wohl, daß ich mich auch noch aufhängen würde, »um sie zu ärgern«.

Ich habe mir eingehend die neue Gardinenschnur betrachtet. Daran also soll ich mich gleich aufhängen! Hm, ich verspüre wenig Lust dazu. Dabei ist die Schnur rauh und hart und zieht sich sehr schlecht in der Schlinge, man muß schon einen recht guten Willen haben, um das Beispiel der anderen nachzuahmen. Jetzt sitze ich an meinem Tisch, links steht das Telephon, rechts liegt der Revolver. Furcht habe ich gar nicht, aber neugierig bin ich.

6 Uhr abends.

Nichts ist passiert, beinahe hätte ich geschrieben – leider! Die verhängnisvolle Stunde kam und ging – und sie war wie alle anderen. Freilich kann ich nicht leugnen, daß ich manchmal einen gewissen Drangs verspürte, zum Fenster zu gehen – o ja, aber aus anderen Gründen! Der Kommissar klingelte zwischen 5 und 6 wenigstens zehnmal an, er war ebenso ungeduldig wie ich selbst. Aber Frau Dubonnet ist vergnügt: eine Woche hat jemand auf Nr. 7 gewohnt, ohne sich aufzuhängen. Fabelhaft!

Montag, 7. März.

Ich bin nun überzeugt, daß ich nichts entdecken werde und neige der Ansicht zu, daß es sich bei den Selbstmorden meiner Vorgänger nur um einen seltsamen Zufall gehandelt hat. Ich habe den Kommissar gebeten, nochmals in allen drei Fällen eingehende Nachforschungen veranlassen zu wollen, ich bin Überzeugt, daß man schließlich doch die Gründe finden wird. – Was mich anbetrifft, so werde ich so lange wie möglich hier bleiben. Paris werde ich freilich hier nicht erobern, aber ich lebe umsonst hier und mäste mich ordentlich an. Dazu studiere ich tüchtig, ich merke ordentlich, wie ich in Schuß komme. Und endlich habe ich noch einen Grund, der mich hier hält.

Mittwoch, 9. März.

Also ich bin einen Schritt weiter gekommen. Clarimonde –

Ach so, ich habe von Clarimonde noch nichts erzählt. Also sie ist – mein »dritter Grund«, hier zu bleiben, und sie ist es auch, wegen der ich in jener »verhängnisvollen« Stunde gerne zum Fenster gegangen wäre – aber gewiß nicht, um mich aufzuhängen. Clarimonde – warum nenne ich sie nur so? Ich habe keine Ahnung, wie sie heißt, aber es ist mir, als müsse ich sie Clarimonde nennen. Und ich mochte wetten, daß sie sich wirklich so nennt, wenn ich sie einmal nach ihrem Namen frage.

Ich habe Clarimonde gleich in den ersten Tagen bemerkt. Sie wohnt auf der anderen Seite der sehr schmalen Straße und ihr Fenster liegt dem meinen gerade gegenüber. Da sitzt sie hinter den Vorhängen. Uebrigens muß ich feststellen, daß sie mich früher beobachtete, wie ich sie, und sichtlich ein Interesse für mich bewies. Kein Wunder, die ganze Straße weiß ja, daß ich hier wohne und weshalb, dafür hat Frau Dubonnet schon gesorgt«

Ich bin wirklich keine sehr verliebte Natur und meine Beziehungen zur Frau sind immer sehr kärglich gewesen. Wenn man aus Verdun nach Paris kommt, um Medizin zu studieren, und dabei kaum so viel

Geld hat, um sich alle drei Tage einmal satt zu essen, dann hat man an etwas anderes zu denken, als an die Liebe. Ich habe also nicht viel Erfahrungen und vielleicht habe ich diese Sache ziemlich dumm angefangen. Immerhin, mir gefällt sie, so wie sie ist.

Im Anfang ist mir gar nicht der Gedanke gekommen, mein Gegenüber in irgendwelche Beziehungen zu mir zu bringen. Ich habe mir nur gedacht, da ich nun doch einmal hier sei, um zu beobachten, und sonst mit dem besten Willen nichts zu erforschen habe, so könne ich geradesogut mein Gegenüber beobachten. Den ganzen Tag lang kann man ja doch nicht über den Büchern sitzen. So habe also festgestellt, daß Clarimonde die kleine Etage augenscheinlich allein bewohnt. Sie hat drei Fenster, aber sie sitzt nur an dem Fenster, das dem meinen gegenüber liegt; sie sitzt da und spinnt, an einem kleinen altmodischen Rocken. Ich habe so einen Spinnrocken einmal bei meiner Großmutter gesehen; aber die hatte ihn auch nie gebraucht, ihn nur geerbt von irgendeiner Urtante: ich wußte gar nicht, daß man heute noch damit arbeitet. Uebrigens ist der Spinnrocken von Clarimonde ein ganz kleines, feines Ding, weiß und scheinbar aus Elfenbein; es müssen ungeheuer zarte Fäden sein, die sie macht. Sie sitzt den ganzen Tag hinter den Vorhängen und arbeitet unaufhörlich, erst wenn es dunkel wird, hört sie auf. Freilich wird es sehr früh dunkel in diesen Nebeltagen in der engen Straße, um fünf Uhr schon haben wir die schönste Dämmerung. Licht habe ich nie gesehen in ihrem Zimmer.

Wie sie aussieht – Ja, das weiß ich nicht recht. Sie trägt die schwarzen Haare in Wellenlocken und ist ziemlich bleich. Die Nase ist schmal und klein und die Flügel bewegen sich. Auch ihre Lippen sind bleich, und es scheint mir, als ob die kleinen Zähne zugespitzt wären wie bei Raubtieren. Die Lider schatten tief, aber wenn sie sie aufschlägt, leuchten ihre großen, dunklen Augen. Doch fühle ich das alles viel mehr, als ich es wirklich weiß. Es ist schwer, etwas genau zu erkennen hinter den Vorhängen.

Noch etwas: sie trägt stets ein schwarzes geschlossenes Kleid; große lila Tupfen sind darauf. Und immer hat sie lange schwarze Handschuhe an, wohl um die Hände nicht bei der Arbeit zu verderben. Es sieht seltsam aus, wie die schmalen schwarzen Finger, schnell, scheinbar durcheinander, die Fäden nehmen und ziehen – wirklich, beinahe wie ein Gekrabbele von Insektenbeinen.

Unsere Beziehungen zueinander! Nun, eigentlich sind sie recht oberflächlich, und doch kommt es mir vor, als wenn sie viel tiefer wären. Es fing wohl so an, daß sie zu meinem Fenster hinübersah – und ich zu dem ihren. Sie beobachtete mich – und ich sie. Und dann muß ich ihr wohl ganz gut gefallen haben, denn eines Tages, als ich sie wieder so anschaute, lächelte sie, ich natürlich auch. Das ging so ein paar Tage lang, immer öfter und öfter lächelten wir uns zu. Dann habe ich mir fast stündlich vorgenommen, sie zu grüßen; ich weiß nicht recht, was mich immer wieder davon abhielt.

Endlich habe ich es doch getan, heute nachmittag. Und Clarimonde hat wieder begrüßt. Nur ganz leise freilich, aber ich habe es wohl gesehen, wie sie genickt hat.

Donnerstag, 10, März.

Gestern bin ich lange aufgesessen über den Büchern. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich viel studiert habe: ich habe Luftschlösser gebaut und von Clarimonde geträumt. Ich habe unruhig geschlafen, bis tief in den Morgen hinein.

Als ich ans Fenster trat, saß Clarimonde da. Ich grüßte und sie nickte wieder. Sie lächelte und sah mich lange an.

Ich wollte arbeiten, aber ich fand die Ruhe nicht. Ich setzte mich ans Fenster und starrte sie an. Da sah ich, wie auch sie die Hände in den Schoß legte. Ich zog an der Schnur die weiße Gardine zurück und – im selben Augenblicke fast – tat sie das gleiche. Wir lächelten beide und sahen uns an.

Ich glaube, wir haben wohl eine Stunde so gesessen.

Dann spann sie wieder.

Samstag, 12. März.

Diese Tage gehen so hin. Ich esse und trinke, ich setze mich an den Arbeitstisch. Ich brenne dann meine Pfeife an und beuge mich über ein Buch. Aber ich lese keine Silbe. Ich versuche immer wieder, aber ich weiß zuvor, daß es gar nichts fruchten wird. Dann gehe ich ans Fenster. Ich grüße, Clarimonde dankt. Wir lächeln und starren uns an, stundenlang. –

Gestern nachmittag um die sechste Stunde war ich ein wenig unruhig. Die Dämmerung brach sehr früh herein und ich fühlte eine gewisse Angst. Ich saß an meinem Schreibtisch und wartete. Ich fühlte einen fast unbezwingbaren Drang zum Fenster – nicht um mich aufzuhängen freilich, sondern um Clarimonde anzusehen. Ich sprang auf und stellte mich hinter die Gardine. Nie, scheint es mir, habe ich sie so deutlich gesehen, trotzdem es schon recht dunkel war. Sie spann, aber ihre Augen schauten zu mir herüber. Ich fühlte ein seltsames Wohlbehagen und eine ganz leise Angst.

Das Telephon klingelte. Ich war wütend auf den albernen Kommissar, der mich mit seinen dummen Fragen aus meinen Träumen riß.

Heute morgen besuchte er mich, zusammen mit Frau Dubonnet. Sie ist zufrieden genug mit meiner Tätigkeit, es genügt ihr vollständig, daß ich nun schon zwei Wochen lang lebe im Zimmer Nr. 7. Der Kommissar aber will außerdem noch Resultate. Ich habe geheimnisvolle Andeutungen gemacht, daß ich einer höchst seltsamen Sache auf der Spur sei; der Esel hat mir alles geglaubt. Auf jeden Fall kann ich noch wochenlang hier bleiben – und das ist mein einziger Wunsch. Nicht wegen Frau Dubonnets Küche und Keller – Herrgott, wie rasch wird einem das gleichgültig, wenn man immer satt ist! – nur wegen ihres Fensters, das sie haßt und

fürchtet, und das ich so liebe, dieses Fenster, das mir Clarimonde zeigt.

Wenn ich die Lampe angesteckt habe, sehe ich sie nicht mehr. Ich habe mir die Augen ausgeguckt, um zu sehen, ob sie ausgeht, aber ich habe sie nie einen Schritt auf die Straße setzen sehen. Ich habe einen großen bequemen Lehnstuhl und einen grünen Schirm über der Lampe, dessen Schein mich warm einhüllt. Der Kommissar hat mir ein großes Paket Tabak gebracht, ich habe nie so guten geraucht – – und trotzdem kann ich nicht arbeiten. Ich lese zwei, drei Seiten und wenn ich zu Ende bin, weiß ich, daß ich nicht ein Wort verstanden habe. Nur das Auge nimmt die Buchstaben auf, mein Hirn lehnt aber jeden Begriff ab. Komisch! Als ob es ein Schild trage: Eingang verboten. Als ob es keinen anderen Gedanken mehr zulasse als den einen: Clarimonde –

Endlich schiebe ich die Bücher weg, lehne mich tief zurück in meinen Sessel und träume.

Sonntag, 13. März.

Heute morgen habe ich ein kleines Schauspiel gesehen. Ich ging im Korridor auf und ab, während der Hausknecht mein Zimmer in Ordnung brachte. Vor dem kleinen Hoffenster hängt ein Spinnweb, eine dicke Kreuzspinne sitzt darin. Frau Dubonnet läßt sie nicht wegfangen: Spinnen bringen Glück, und sie hatte gerade genug Unglück in ihrem Hause. Da sah ich, wie eine andere, viel kleinere Spinne vorsichtig um das Netz herumliief, ein Männchen. Behutsam ging es ein wenig auf dem schwanken Faden der Mitte zu, aber sowie das Weibchen sich nur rührte, zog es sich schleunigst zurück. Lief an ein anderes Ende und versuchte von neuem sich zu nähern. Endlich schien das starke Weibchen in der Mitte seinen Werbungen Gehör zu schenken, es rührte sich nicht mehr. Das Männchen zupfte erst leise, dann stärker an einem Faden, so daß das ganze Netz zitterte; aber seine Angebetete blieb ruhig. Da kam es schnell, aber unendlich vorsichtig näher heran. Das Weibchen empfing es still und

ließ sich ruhig, ganz hingebend, seine zärtliche Umarmung gefallen; unbeweglich hingen sie beide minutenlang mitten in dem großen Netz.

Dann sah ich, wie das Männchen langsam sich löste, ein Bein ums andere; es war, als wolle es sich still zurückziehen und die Gefährtin allein lassen in dem Liebestraum. Plötzlich ließ es ganz los und lief, so schnell es nur konnte, hinaus aus dem Netz. Aber in demselben Augenblicke kam ein wildes Leben in das Weibchen, rasch jagte es nach. Das schwache Männchen ließ sich an einem Faden herab, gleich machte die Geliebte das Kunststück nach. Beide fielen auf das Fensterbrett, mit dem Aufgebot all seiner Kräfte suchte das Männchen zu entkommen. Zu spät, schon faßte es mit starkem Griff die Gefährtin und trug es wieder hinauf in das Netz, gerade in die Mitte. Und dieser selbe Platz, der eben als Bett gedient hatte für wollüstige Begierde, sah nun ein ander Bild. Vergeblich zappelte der Liebhaber, streckte immer wieder die schwachen Beinchen aus, suchte sich zu entwinden aus dieser wilden Umarmung: die Geliebte gab ihn nicht mehr frei. In wenigen Minuten spann sie ihn ein, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann schlug sie die scharfen Zangen in seinen Leib und sog in vollen Zügen das junge Blut des Geliebten. Ich sah noch, wie sie endlich das jämmerliche, unkenntliche Klümpchen – Beinchen, Haut und Fäden – loslöste und verächtlich hinauswarf aus dem Netz.

So also ist die Liebe bei diesen Tieren – nun, ich bin froh, daß ich kein Spinnenjüngling bin.

Montag, 14. März.

Ich werfe keinen Blick mehr in meine Bücher. Nur am Fenster verbringe ich meine Tage. Und wenn es dunkel ist, bleibe ich auch sitzen. Sie ist nicht mehr da, aber ich schließe die Augen und sehe sie doch –

Hm, dies Tagebuch ist wirklich ganz anders geworden, als ich es mir vorstellte. Es erzählt von Frau Dubonnet und dem Kommissar, von Spinnen und von Clarimonde. Aber nicht eine Silbe über die Entdeckungen, die ich machen wollte. – Kann ich dafür!

Dienstag, 15. März.

Wir haben ein seltsames Spiel gefunden, Clarimonde und ich, wir spielen es den ganzen Tag lang. Ich grüße sie, sogleich grüßt sie zurück. Dann trommle ich mit der Hand gegen die Scheiben, sie sieht es kaum und schon beginnt sie auch zu trommeln. Ich winke ihr zu, sie winkt wieder; ich bewege die Lippen, als ob ich zu ihr spreche und sie tut dasselbe. Dann streiche ich von der Schläfe mein Haar zurück und schon ist auch ihre Hand an der Stirne. Ein richtiges Kinderspiel, und wir lachen beide darüber. Das heißt – eigentlich lacht sie nicht, es ist ein Lächeln, still, hingebend – genau so glaube ich selbst zu lächeln.

Uebrigens ist das alles nicht ganz so dumm, wie es den Anschein hat. Es ist nicht nur ein reines Nachmachen, ich glaube, das würden wir beide bald leid werden; es muß wohl eine gewisse Gedankenübertragung dabei eine Rolle spielen. Denn Clarimonde folgt meinen Bewegungen in dem kleinsten Bruchteil einer Sekunde, sie hat kaum Zeit, sie zu sehen und führt sie schon selbst aus; manchmal scheint es mir, als ob es gleichzeitig wäre. Das ist es, was mich reizt, immer etwas ganz Neues, Unvorgesehenes zu machen, es ist verblüffend, wie sie zugleich dasselbe tut. Manchmal versuche ich sie aufs Glatteis zu führen. Ich mache eine Menge von verschiedenen Bewegungen schnell hintereinander; dann dieselben noch einmal und wieder. Schließlich mache ich zum vierten Male dieselbe Reihe, aber wechsele die Folge der Bewegungen oder ich mache eine anders, oder lasse eine aus. So wie Kinder, die »Alle Vogel fliegen« spielen. Es ist ganz merkwürdig, daß Clarimonde auch nicht ein einziges Mal eine falsche Bewegung macht, obwohl ich so schnell wechsele, daß sie kaum Zeit hat, jede einzelne zu erkennen.

Damit verbringe ich meinen Tag. Aber ich habe keine Sekunde das Gefühl, daß ich unnütz die Zeit totschlage; es ist mir im Gegenteil so, als ob ich nie etwas Wichtigeres getrieben habe.

Mittwoch, 16. März.

Ist es nicht komisch, daß mir nie ernsthaft der Gedanke kommt, meine Beziehungen zu Clarimonde auf eine etwas vernünftiger Basis zu stellen, als diese stundenlangen Spielereien! Letzte Nacht dachte ich darüber nach. Ich kann doch einfach Hut und Mantel nehmen und hinunter gehen, zwei Treppen. Fünf Schritte über die Straße, dann wieder zwei Treppen. An der Türe ist ein kleines Schild, darauf steht »Clarimonde – –«. Clarimonde – was? Ich weiß nicht: was; aber Clarimonde steht da. Dann klopfe ich und dann – –

Soweit kann ich mir alles genau vorstellen, jede kleinste Bewegung, die ich mache, sehe ich vor mir. Aber ich kann mir durchaus kein Bild machen, was dann weiter kommen soll. Die Türe öffnet sich, das sehe ich noch. Aber ich bleibe davor stehen und blicke hinein in ein Dunkel, das nichts, aber auch gar nichts erkennen läßt. Sie kommt nicht – nichts kommt; es ist überhaupt gar nichts da. Nur dieses schwarze undurchdringliche Dunkel.

Mir ist manchmal, als ob es eine andere Clarimonde gar nicht gäbe, als die ich dort am Fenster sehe und die mit mir spielt. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie diese Frau aussehen würde im Hute oder einem andern Kleide, als ihrem schwarzen mit den großen lila Tupfen; nicht einmal ohne ihre Handschuhe kann ich sie mir denken. Wenn ich sie auf der Straße sehen sollte, oder gar in einem Restaurant, essend, trinkend, plaudernd – – ich muß ordentlich lachen, so unmöglich erscheint mir das Bild.

Manchmal frage ich mich, ob ich sie liebe. Ich kann das nicht recht beantworten, da ich ja noch nie geliebt habe. Ist aber das Gefühl, das ich zu Clarimonde habe, wirklich – Liebe, so ist sie jedenfalls

ganz, ganz anders, als ich sie bei meinen Kameraden gesehen oder aus Romanen kennen gelernt habe.

Es wird mir sehr schwer, meine Empfindungen festzustellen. Es wird mir überhaupt schwer, an etwas zu denken, das sich nicht auf Clarimonde bezieht, oder vielmehr – –auf unser Spiel. Denn es läßt sich nicht leugnen, es ist eigentlich dieses Spiel, das mich immer beschäftigt, nichts anderes. Und das ist es, was ich am wenigsten begreife.

Clarimonde – – ja, ich fühle mich zu ihr hingezogen. Aber da hinein mischt sich ein anderes Gefühl, so, als ob ich mich fürchte. Fürchte! Nein, das ist es auch nicht, es ist eher eine Scheu, eine leise Angst vor irgend etwas, das ich nicht weiß. Und gerade diese Angst ist es, die etwas seltsam Bezwingendes, merkwürdig Wollüstiges hat, die mich von ihr abhält und doch näher zu ihr hinzieht. Mir ist, als liefе ich in großem Kreise weit um sie herum, käme hier ein wenig näher, zöge mich wieder zurück, liefе weiter, ginge an einer anderen Stelle vor und dann schnell wieder zurück. Bis ich endlich – und das weiß ich ganz gewiß – doch einmal hin muß zu ihr.

Clarimonde sitzt am Fenster und spinnt. Fäden, lange, dünne, unendlich feine Fäden. Sie macht ein Gewebe daraus, ich weiß nicht, was es werden soll. Und ich kann nicht begreifen, wie sie dies Netz machen kann, ohne immer wieder die zarten Fäden zu verwirren und zu zerreißen. Es sind wunderliche Muster in ihrer feinen Arbeit, Fabeltiere und merkwürdige Fratzen.

Uebrigens – was schreibe ich da! Richtig ist, daß ich gar nicht sehen kann, was sie eigentlich spinnt; viel zu fein sind die Fäden. Und doch fühle ich, daß ihre Arbeit genau so ist, wie ich sie sehe – – wenn ich die Augen schließe. Genau so. Ein großes Netz und viele Geschöpfe darin, Fabeltiere und merkwürdige Fratzen –

Donnerstag, 17. März.

Ich bin in einer merkwürdigen Aufregung. Ich spreche mit keinem Menschen mehr; selbst Frau Dubonnet und dem Hausknecht sage ich kaum mehr guten Tag. Kaum lasse ich mir die Zeit, um zu essen; ich mag nur noch am Fenster sitzen, mit ihr zu spielen. Es ist ein aufregendes Spiel, wirklich, das ist es.

Und ich habe ein Gefühl, als müsse morgen etwas vorgefallen.

Freitag, 18, März.

Ja, ja es muß etwas passieren heute – Ich sage mir vor – ganz laut spreche ich zu mir, um meine Stimme zu hören– daß ich ja deshalb hier sei. Aber das schlimme ist: ich habe Angst. Und diese Angst, daß mir etwas Ähnliches zustoßen könne, wie meinen Vorgängern in diesem Raume, mischt sich seltsam in die andere Angst: die vor Clarimonde. Ich kann sie kaum auseinanderhalten.

Ich habe Furcht, schreien möchte ich.

6 Uhr abends.

Rasch ein paar Worte, in Hut und Mantel.

Als es fünf Uhr war, war ich zu Ende mit meiner Kraft. Oh, ich weiß es jetzt gewiß, daß es irgendeine Bewandtnis haben muß mit dieser sechsten Stunde des vorletzten Wochentages – jetzt lache ich nicht mehr über den Schwindel, den ich dem Kommissar vormachte. Ich saß auf meinem Sessel, mit Gewalt hielt ich mich da fest. Aber es zog mich, riß mich fast zum Fenster. Ich mußte spielen mit Clarimonde – und dann wieder diese gräßliche Angst vor dem Fenster. Ich sah sie da hängen, den Schweizer Kommis, groß, mit dickem Halse und grauem Stoppelbart. Und den schlanken Artisten und den untersetzten kräftigen Sergeanten. Alle drei sah ich, einen nach dem anderen und dann zusammen alle drei, an demselben Haken, mit offenen Mündern und weit herausgestreckten Zungen. Und dann sah ich mich selbst, mitten unter ihnen.

O diese Angst! Ich fühlte wohl, daß ich sie ebenso sehr vor dem Fensterkreuz hatte und dem gräßlichen Haken da oben, wie vor Clarimonde. Sie mag mir verzeihen, aber es ist so: in meiner schmachvollen Furcht mischte ich sie immer hinein in das Bild der drei, die da hingen, die Beine tief schleifend auf dem Boden.

Das ist wahr, ich fühlte keinen Augenblick in mir einen Wunsch, eine Sehnsucht, mich zu erhängen; ich hatte auch keine Furcht davor, daß ich das tun möchte. Nein – ich hatte nur Angst vor dem Fenster selbst – und vor Clarimonde – vor etwas Schrecklichem, Ungewissen, das jetzt kommen mußte. Ich hatte den leidenschaftlichen, unbezwingbaren Wunsch, aufzustehen und doch ans Fenster zu gehen. Und ich mußte es tun –

Da schellte das Telephon. Ich nahm die Muschel und ehe ich noch ein Wort hören konnte, schrie ich selbst hinein: »Kommen! Sofort kommen!«

Es war, als ob der Schrei meiner gellenden Stimme im Augenblicke alle Schatten in die letzten Ritzen des Fußbodens jagte. Ich war ruhig im Augenblick. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirne und trank ein Glas Wasser; dann überlegte ich, was ich dem Kommissar sagen sollte, wenn er komme. Endlich ging ich ans Fenster, grüßte und lächelte.

Und Clarimonde grüßte und lächelte.

Fünf Minuten später war der Kommissar da. Ich erzählte ihm, daß ich endlich der Geschichte auf den Grund komme; heute möge er, mich noch mit Fragen verschonen, aber ich würde ihm gewiß in kurzem merkwürdige Enthüllungen geben können. Das komische dabei war, daß, als ich ihm das vorlog, ich durchaus überzeugt war, daß ich die Wahrheit sage. Und daß ich es jetzt noch fast so fühle – – entgegen meinem besseren Wissen.

Er bemerkte wohl meinen etwas sonderbaren Gemütszustand, besonders als ich mich wegen meines ängstlichen Schreis ins

Telephon zu entschuldigen und ihn möglichst natürlich zu erklären versuchte – – und doch nicht recht einen Grund dafür fand. Er meinte sehr liebenswürdig, ich solle durchaus keine Rücksicht auf ihn nehmen; er stände mir immer zur Verfügung, das sei seine Pflicht. Lieber komme er ein dutzend Mal vergebens, als daß er einmal auf sich warten lasse, wenn es nötig wäre. Dann lud er mich ein, heute abend mit ihm auszugehen, das würde mich zerstreuen; es sei nicht gut, wenn ich immer so ganz allein sei. Ich habe angenommen – obwohl es mir schwer fiel; ich mag mich nicht gerne trennen von diesem Zimmer.

Samstag, 19. März.

Wir waren in der Gaieté Rochechouart, in der Cigale und in der Lune Rousse. Der Kommissar hat recht gehabt: es war gut für mich, daß ich einmal hier heraus kam, andere Luft atmete. Anfangs hatte ich ein recht unangenehmes Gefühl, so als ob ich etwas Unrechtes tue, als ob ich ein Deserteur sei, der der Fahne den Rücken gekehrt habe. Dann aber legte sich das; wir tranken viel, lachten und schwatzten.

Als ich heute morgen ans Fenster trat, glaubte ich in Clarimondens Blick einen Vorwurf zu lesen. Vielleicht aber bilde ich mir das nur ein: woher soll sie denn überhaupt wissen, daß ich gestern nacht aus war! Uebrigens dauerte das nur einen Augenblick, dann lächelte sie wieder.

Den ganzen Tag haben wir gespielt.

Sonntag, 20. März.

Ich kann heute nur wieder schreiben: den ganzen Tag haben wir gespielt.

Montag, 21. März.

Den ganzen Tag haben wir gespielt.

Dienstag, 22. März.

Ja, und das haben wir auch heute getan. Nichts, gar nichts anderes. – Zuweilen frage ich mich – wozu eigentlich, warum? Oder: was will ich eigentlich, wohin soll das führen! Aber ich gebe mir nie eine Antwort darauf. Denn es ist gewiß, daß ich nichts anderes wünsche, als gerade das. Und das, was auch immer kommen mag, ist es – – wonach ich mich sehne.

Wir haben miteinander gesprochen in diesen Tagen, freilich kein lautes Wort. Manchmal haben wir die Lippen bewegt, öfter nur uns angesehen. Aber wir haben uns sehr gut verstanden.

Ich hatte recht gehabt: Clarimonde machte mir Vorwürfe, weil ich weglief am letzten Freitage. Dann habe ich sie um Verzeihung gebeten und gesagt, daß ich es einsähe, daß es dumm von mir gewesen sei und häßlich. Sie hat mir verziehen und ich habe ihr versprochen, daß ich nie mehr weggehen wolle von diesem Fenster. Und wir haben uns geküßt, haben die Lippen lange an die Scheiben gedrückt.

Mittwoch, 23. März.

Ich weiß jetzt, daß ich sie liebe. Es muß so sein, ich bin durchdrungen von ihr bis in die letzte Fiber. Mag sein, daß die Liebe anderer Menschen anders ist. Aber gibt es einen Kopf, ein Ohr nur, eine Hand, die irgendeiner anderen von tausend Millionen gleich wäre! Alle sind verschieden, so mag auch keine Liebe der anderen gleich sein. Absonderlich ist meine Liebe, das weiß ich wohl. Aber ist sie darum weniger schön! Beinahe bin ich glücklich in dieser Liebe.

Wenn nur nicht die Angst wäre! Manchmal schläft sie ein, dann vergesse ich sie. Aber nur auf Minuten, dann wacht sie wieder und läßt mich nicht los. Sie kommt mir vor wie ein armseliges Mäuslein, das gegen eine große schöne Schlange kämpft, sich entwinden will ihrer starken Umarmungen. Warte nur, du dumme kleine Angst, bald wird diese große Liebe dich fressen.

Donnerstag, 24. März.

Ich habe eine Entdeckung gemacht: ich spiele nicht mit Clarimonde – sie spielt mit mir.

So kam es.

Gestern abend dachte ich – wie immer – an unser Spiel. Da habe ich mir fünf neue verzwickte Folgen aufgeschrieben, mit denen ich sie am Morgen überraschen wollte, jede Bewegung trug eine Nummer. Ich übte sie mir ein, um sie möglichst schnell machen zu können, vorwärts und dann rückwärts. Dann nur die geraden Ziffern und dann nur die ungeraden, und alle ersten und letzten Bewegungen der fünf Folgen. Es war sehr mühselig, aber es machte mir viel Freude, brachte es mich doch Clarimonde näher, auch wenn ich sie nicht sah. Stundenlang übte ich so, aber endlich ging es wie am Schnürchen.

Heute morgen nun trat ich ans Fenster. Wir grüßten uns, dann begann das Spiel. Hinüber, herüber, es war unglaublich, wie schnell sie mich verstand, wie sie im selben Augenblicke fast alles tat, was ich machte.

Da klopfte es; es war der Hausknecht, der mir die Stiefel brachte. Ich nahm sie an; wie ich zum Fenster zurückging, fiel mein Blick auf das Blatt, auf dem ich meine Folgen notiert hatte. Und da sah ich, daß ich soeben nicht eine einzige all dieser Bewegungen ausgeführt hatte.

Ich taumelte beinahe, ich faßte die Lehne des Sessels und ließ mich hineinfallen. Ich glaubte es nicht, las das Blatt wieder und wieder – – Aber es war so: ich hatte soeben am Fenster eine Reihe von Folgen gespielt – und nicht eine von meinen.

Und ich hatte wieder das Gefühl: eine Türe öffnet sich weit – ihre Türe. Ich stehe davor und starre hinein – – nichts, nichts – nur dieses leere Dunkel. Dann wußte ich: wenn ich jetzt hinausgehe, bin

ich gerettet; und ich empfand wohl, ich konnte jetzt gehen. Trotzdem ging ich nicht. Das war, weil ich das bestimmte Gefühl hatte: du hältst das Geheimnis. Fest in beiden Händen. – Paris – du wirst Paris erobern!

Einen Augenblick war Paris stärker als Clarimonde.

– – Ach, jetzt denke ich kaum mehr daran. Jetzt fühle ich nur meine Liebe und in ihr diese stille, wollüstige Angst.

Aber in dem Augenblicke gab es mir Kraft. Ich las mir noch einmal meine erste Folge durch und prägte mir jede Bewegung deutlich ein. Dann ging ich zurück ans Fenster.

Genau gab ich acht auf das, was ich tat: es war keine Bewegung darunter, die ich ausführen wollte.

Dann nahm ich mir vor, den Zeigefinger an der Nase zu reiben. Aber ich küßte die Scheibe. Ich wollte trommeln auf der Fensterbank, aber ich fuhr mit der Hand durch das Haar. Es war also gewiß, nicht Clarimonde machte das nach, was ich tat: ich tat vielmehr das, was sie mir vormachte. Und tat es so schnell, so blitzartig, daß es fast zur selben Sekunde geschah, daß ich mir auch jetzt noch manchmal einbildete, von mir aus wäre die Willensäußerung ausgegangen.

Ich also, der so stolz darauf war, ihre Gedanken zu beeinflussen, ich bin es, der so ganz und gar beeinflusst wird. Nur – dieser Einfluß ist so leicht, so weich, oh, es gibt nichts, das so wohltuend wäre.

Ich habe noch andere Versuche gemacht. Ich steckte beide Hände in die Taschen, nahm mir fest vor sie nicht zu rühren; starrte zu ihr hinüber. Ich sah, wie sie ihre Hand hob, wie sie lächelte und mir leicht drohte mit dem Zeigefinger. Ich bewegte mich nicht. Ich fühlte, wie meine Rechte sich heben wollte aus der Tasche, aber ich krallte die Finger tief in das Futter. Dann langsam, nach Minuten lösten sich doch die Finger – und die Hand kam heraus aus der Tasche und der Arm hob sich. Und ich drohte ihr mit dem Finger und

lächelte. Es war, als ob gar nicht ich selbst das tue, sondern irgendein Fremder, den ich beobachtete. Nein, nein – so war es nicht. Ich, ich tat es wohl – – und irgendein Fremder beobachtete mich. Eben der Fremde, der so stark war und die große Entdeckung machen wollte. Aber das war ich nicht –

Ich – was geht mich irgendeine Entdeckung an! Ich bin da, um zu tun, was sie will, Clarimonde, die ich liebe in köstlicher Angst.

Freitag, 25. März.

Ich habe den Telephondraht zerschnitten. Ich habe keine Lust mehr, immer gestört zu werden von dem albernem Kommissar, gerade dann, wenn die seltsame Stunde anbricht –

Herrgott – warum schreibe ich das nur! Kein Wort ist wahr davon. Es ist, als ob mir jemand die Feder führe.

Aber ich will – will – will hier das hinschreiben, was ist. Es kostet mich eine ungeheuere Ueberwindung. Aber ich will es tun. Nur einmal noch – das – – was ich will.

Ich habe den Telephondraht zerschnitten – – ah –

Weil ich mußte. – Da steht es, endlich! Weil ich mußte, mußte.

Wir standen am Fenster heute morgen und spielten. Unser Spiel ist anders geworden seit gestern. Sie macht irgendeine Bewegung und ich wehre mich, solange es geht. Bis ich endlich nachgeben muß, willenlos das zu tun, was sie will. Und ich kann gar nicht sagen, welch wundervolle Lust es ist, dieses Besiegtwerden, dieses Hingeben in ihren Willen.

Wir spielten. Und dann, plötzlich, stand sie auf, ging zurück in das Zimmer. So dunkel war es, daß ich sie nicht mehr sehen konnte; sie schien verschwunden im Dunkel. Aber gleich kam sie wieder, trug in beiden Händen ein Tischtelefon, ganz wie meines. Sie setzte es

lächelnd nieder auf das Fensterbrett, nahm ein Messer, schnitt die Schnur durch und trug es wieder zurück.

Wohl eine Viertelstunde lang habe ich mich gewehrt. Meine Angst war größer, wie je zuvor, aber um so köstlicher war dies Gefühl des langsamen Unterliegens. Und endlich brachte ich meinen Apparat, schnitt die Schnur durch und stellte ihn zurück auf den Tisch.

So ist es geschehen.

– Ich sitze an meinem Tisch; ich habe Tee getrunken, soeben hat der Hausknecht das Geschirr hinausgetragen. Ich habe ihn nach der Zeit gefragt, meine Uhr geht nicht recht. Fünf Uhr fünfzehn ist es, fünf Uhr fünfzehn –

Ich weiß, wenn ich jetzt aufsehe, wird Clarimonde irgend etwas tun. Sie wird irgend etwas tun, das ich auch tun muß.

Ich sehe doch auf. Sie steht da und lächelt. Nun – wenn ich doch den Blick wegwenden könnte! – nun geht sie zur Gardine. Sie nimmt die Schnur ab – rot ist sie, genau so wie die meines Fensters. Sie macht eine Schlinge. Sie hängt die Schnur oben an den Haken des Fensterkreuzes.

Sie setzt sich und lächelt.

– Nein, das kann man nicht mehr Angst nennen, was ich empfinde. Es ist eine entsetzliche, beklemmende Furcht, die ich doch nicht eintauschen möchte um nichts in der Welt. Es ist ein Zwang so unerhörter Art, und doch so seltsam wollüstig in seiner unentrinnbaren Grausamkeit.

Ich könnte gleich hinlaufen und das tun, was sie will. Aber ich warte, kämpfe, wehre mich. Ich fühle, wie es immer stärker wird mit jeder Minute –

So, ich sitze wieder hier. Ich bin rasch hingelaufen und habe getan, was sie wollte: die Schnur genommen, die Schlinge gemacht und an den Haken gehängt –

Und jetzt will ich nicht mehr aufsehen, ich will nur hierhin auf das Papier starren. Denn ich weiß, was sie tun wird, wenn ich jetzt wieder sie ansehe – – jetzt in der sechsten Stunde des vorletzten Wochentages. Sehe ich sie, so muß ich tun, was sie will, ich muß dann – –

Ich will sie nicht ansehen – –

Da lache ich – laut. Nein, ich lache nicht, irgend etwas lacht in mir. Ich weiß weshalb: über dieses »Ich will nicht – –«

Ich will nicht und weiß doch ganz sicher, daß ich muß. Ich muß sie ansehen, muß, muß es tun – – – und dann – – das übrige«

Ich warte nur, um diese Qualen noch länger auszudehnen, ja das ist es. Diese atemlosen Leiden, die höchste Wollust sind. Ich schreibe, schnell, schnell, um noch länger hier zu sitzen, um diese Sekunden der Schmerzen auszudehnen, die meiner Liebe Lüste ins Unendliche steigern –

Noch mehr, noch länger – –

Wieder die Angst, wieder! Ich weiß, ich werde sie ansehen, werde ausstehen, werde mich erhängen: nicht davor fürchte ich mich. O nein – das ist schön, das ist köstlich.

Aber etwas, irgend etwas anderes ist noch da – was hernach kommt. Ich weiß nicht, was es sein wird – aber es kommt, es kommt ganz sicher, ganz sicher. Denn das Glück meiner Qualen ist so ungeheuer groß – oh, ich fühle, fühle, daß ihm ein Entsetzliches folgen muß.

Nur nicht denken –

Irgend etwas schreiben, irgend etwas, gleichgültig was. Nur schnell, nur nicht besinnen – –

Meinen Namen – Richard Bracquemont, Richard Bracquemont, Richard – – oh, ich kann nicht mehr weiter, – Richard Bracquemont – Richard Bracquemont – – jetzt – jetzt – ich muß sie ansehen – – Richard Bracquemont – ich muß – nein, noch mehr – – Richard – Richard Bracque – –

– Der Kommissar des IX. Reviers, der auf wiederholtes telefonisches Anläuten keine Antwort erhalten hatte, betrat nun sechs Uhr fünf Minuten das Hotel Stevens. Er fand im Zimmer Nr. 7 die Leiche des Studenten Richard Bracquemont am Fensterkreuze hängen, genau in derselben Lage wie seine drei Vorgänger.

Nur das Gesicht hatte einen anderen Ausdruck; es war in gräßlicher Angst verzerrt, die Augen, weit geöffnet, drangen heraus aus den Höhlen. Die Lippen waren auseinandergezogen, die starken Zähne fest übereinandergebissen.

Und zwischen ihnen klebte, zerbissen und zerquetscht, eine große schwarze Spinne, mit merkwürdigen violetten Tupfen.

– Auf dem Tische lag das Tagebuch des Mediziners. Der Kommissar las es und begab sich sofort in das gegenüberliegende Haus. Er stellte dort fest, daß die zweite Etage seit Monaten leer stand und unbewohnt war – –

Warum Arno Falk sich verlobte



Arno
Falk, Besitzer eines schönen Namens, einer knallvioletten Krawatte,
eines Kanarienvogels, einer Schnurrbartbinde, einer Schlagzither und

mancher anderen schönen Sachen – Arno Falk, Handlungsgehilfe bei Mickefett und Söhne (Holzgeschäft), vierundzwanzig Jahre alt, blond, blaue Augen, Nase, Mund, Kinn gewöhnlich, ohne besondere Kennzeichen.

Arno Falk, harmlos, ehrlich, rechtschaffen, treu, solide, häuslich, ein guter Mensch, aber sehr schüchtern – –

Arno Falk, unverheiratet, nicht Soldat gewesen, nicht vorbestraft, ohne Orden und Ehrenzeichen – –

Arno Falk war heute der Held, über den ganz Oberehnheim sprach.

Und das mit Recht: er hatte sich verlobt, verlobt mit Christine Potthart, der ältesten Tochter des Rechnungsrates Philipp Potthart.

Wie – Arno Falk hatte sich verlobt, er, der Allerschüchternste von Oberehnheims heiratsfähigen Jünglingen! Er, der es nicht wagte, ein Mädels zum Tanz aufzufordern; er, der zwanzigmal am Tage rot wurde und sich bei allem und jedem genierte! Kein Oberehnheimer konnte das fassen und doch stand die unwiderlegbare Tatsache fest: am Sonntag abend hatte Arno Falk der Jungfer Christine Potthart eine Liebeserklärung gemacht!

Am Montag hatte er um zwölf Uhr mit den Eltern gesprochen, und am Dienstag stand die Anzeige im Generalanzeiger für Oberehnheim und Umgegend.

An dieser Sachlage war nichts mehr zu rütteln – das stand fest! Aber – so sagte sich jung und alt in Oberehnheim – aber – wie ist es zugegangen!!

Jawohl, wie!

Oberehnheim hatte damals neuntausendsiebenhundertvierunddreißig Seelen, also gab es neuntausendsiebenhundertvierunddreißig verschiedene Ansichten – aber nein, das ist doch nicht richtig, denn

Säuglinge haben ja noch keine Ansichten, und die Oberehnheimer pflegen recht lange Säuglinge zu bleiben. Aber richtig ist doch, daß sehr viele verschiedene Ansichten über die Art und Weise, wie Arno Falk sich mit Christine Potthart verlobt habe, in Oberehnheim umliefen.

Man denke: Christine Potthart war dreißig Jahre alt, glücklich sechs Jahre älter als ihr verlobter Bräutigam. Sie stand geistig auf der höchsten Höhe Oberehnheims, und auch diejenigen Jünglinge dieses hübschen Städtchens, die ein wenig couragierter waren als Arno Falk, hatten einen gesegneten Respekt vor ihr. Häßlich – nein, das war sie nicht, aber hübsch war sie auch nicht. Sie trug einen Zwicker, d. h. nur Sonntags in der Kirche, und die Tanzherren sagten, daß sie nachsehe, ob auch alle da wären. Bei ihren Freundinnen war Christine sehr beliebt – wenn sie mit ihnen zusammen war; sonst weniger. Alle Oberehnheimer aber waren darin einig, daß Christine nie einen Mann bekommen würde. Denn: einmal müßte der Mensch ja verrückt sein, der dieser Katze einen Antrag machen wolle; dann aber, selbst wenn so ein Verrückter die Absicht hätte, so würde er im letzten Moment eine solche Angst bekommen, daß er sich wieder zurückziehen würde.

Und nun dieses Rätsel: der Milchjüngling Arno Falk und Christine Potthart empfahlen sich als Verlobte; das Lämmchen hatte den Löwenmut gehabt, sie zu fragen, und die wilde Hyäne hatte sanft wie ein Engel »ja« gesagt!

»Begreife das, wer kann!« sagte der Amtsrichter, nachdem ihm der Apotheker eine halbe Stunde lang seine Ansichten darüber entwickelt hatte. Er verstand die Sache gerade so wenig wie vorher.

»Hören Sie meine Hypothese,« rief der Doktor, und die übrigen Stammgäste hörten geduldig.

»Hm!« sagte der Gutsbesitzer Klingenberg, »das wäre ganz schön, aber – —« und dann kamen die Einwendungen.

Drei Wochen lang sprach man über die Verlobung, dann ereignete es sich, daß beim Kaufmann Roloff eingebrochen wurde; natürlich drehte sich nun darum die Unterhaltung. Und wer weiß, vielleicht, wenn das nicht passiert wäre, so hätten die Oberehnheimer am Ende doch noch herausbekommen, wie das mit der Verlobung passiert wäre. Aber der Einbruch geschah, und nun konnte natürlich kein ordentlicher Oberehnheimer über etwas anderes mehr sprechen.

Ich weiß nicht einmal, ob es die Oberehnheimer überhaupt interessieren wird, wenn ich ihnen jetzt noch die Geschichte erzähle. »Es ist schon so lange her,« – nämlich schon zwei Jahre – werden sie sagen. So sind sie.

Aber das ist mir gleichgültig. Ich erzähle die Geschichte, nicht um den Oberehnheimern Spaß zu machen, sondern mir selbst und einigen anderen Leuten. So bin ich. Vorher aber muß ich sagen, woher ich denn die Geschichte weiß.

Das ging so zu. Ich war damals Referendarius in Oberehnheim bei dem biedereren Amtsrichter. Und was das Herz der Oberehnheimer bewegte, bewegte auch mich – gewissermaßen. Ich wollte also gerade so wie alle anderen gern wissen, wie es zugegangen war bei dieser seltsamen Verlobung. Und ich dachte mir: die beiden werdens wohl am besten wissen, die Christine und der Arno. – Die Christine fragen – – das war mir zu riskant; ich machte mich daher an den Falk. Ich schloß mit ihm Freundschaft, innige Freundschaft, die drei Wochen lang währte, bis zu dem Abende, an dem er mir das große Geheimnis erzählte. Dann erkaltete unsere Freundschaft – – ich bin ein sehr roher Mensch! Schade! Auch daß ich das hier erzähle, ist roh. – Den guten Arno so zu kompromittieren! Ich finde es selbst schimpflich von mir, aber was soll ich tun? Das ist ja nun einmal unser Verhängnis, diese ewige Indiskretion.

Erst sich im Geheimnis wiegen.
Dann verplaudern früh und spat.

Dichter ist umsonst verschwiegen!
Dichten ist schon ein Verrat!

heißt es im Saki Nameh. Also, lieber Falk, bitte verzeihen Sie mir, ich sehe ja selbst meine Schändlichkeit ein. Verzeihen Sie vor allen Dingen, daß ich nicht einmal Ihren und Ihrer Frau Gemahlin Namen geändert habe, aber es ging wirklich nicht: für Sie beide gibt es keine charakteristischeren Namen als »Arno Falk« und »Christine Potthart«. Und um wenigstens in etwas meine Schlechtigkeit wieder gut zu machen, will ich Ihnen einen guten Rat geben: verkehren Sie niemals mit einem Dichter, ich tus auch nicht.

So, nun will ich anfangen.

Es kostete mir wirklich viel Geduld, Arno Falk sein Geheimnis zu entlocken. Wie große Mühe ich mir auch gab, wie schlau ich immer meine Fallen legte – Arno Falk wich mir aus. Nicht, daß er etwa gemerkt hätte, wo ich hinaus wollte, beileibe nicht! Aber er redete überhaupt so wenig, er genierte sich selbst vor mir so andauernd, daß ich ihn nicht einen Schritt vorwärts bringen konnte. Diesem Menschen war nur beizukommen, wenn er einen kleinen Schwips hatte – aber er hatte nie einen. Er betrank sich nur einmal im Jahre, an Kaisers Geburtstag – ausgerechnet an einem Tage, an welchem ich schändlicher Oppositionsmensch mich nicht zu betrinken pflege. Was tut aber der Jäger nicht alles, der ein Wild beschleichen will!

Also ich betrank mich an dem hohen Festtage mit Gott für König und Vaterland zusammen mit Arno Falk. Wir saßen nebeneinander und ich prostete ihn an, daß es eine Freude war.

»Prost, Arno!«

»Prost, Herr Doktor!«

»Arno, wir müssen Schmollis trinken, was? Lassen Sie mich Ihnen noch mal einschenken.«

Instinktiv und halb unbewußt fühlte sich Arno, der Handlungsgehilfe, doch etwas geschmeichelt, daß ein so hochgelahrter und erstklassiger Mensch wie ich, ein königlich preußischer Referendarius und Doktor beider Rechte, ich, der Skatgenosse vom Amtsrichter und vom Bürgermeister, der höchsten Spitzen der Stadt, ich, der beste Courmacher und trunkfesteste Zecher von Oberehnheim – trotz dem Oberförster – daß ich, dieses Nonplusultra von Glanz, seine Freundschaft suchte! Und nun bot ihm dieses Weltwunder gar Schmollis an.

Arno kroch auf den Leim. Wir tranken Brüderschaft, und ich bestellte Schampus; bei dem Kronenwirt hatte ich unbegrenzten Kredit. Arno trank und Arno wurde allmählich betrunken. Ich auch, aber meine Betrunkenheit hatte den großen Vorzug vor der seinigen, daß sie innerlich und äußerlich sich gesittet benahm – aus Gewohnheit.

– »Arno,« sagte ich, »jetzt wollen wir auf das Wohl deiner Braut trinken. Christine, deine angebetete Herzensdame, lebe hoch!«

»Ja,« sagte Arno und trank.

»Hör mal, Arno, weißt du, daß ich mich auch mit dem Gedanken getragen habe, Christine Potthart eine Erklärung zu machen!«

»Nein, davon weiß ich gar nichts.«

Nun log ich darauf los. Ich sprach von dem großen Eindruck, den Christine auf mich gemacht, von meinen Liebesschmerzen, von einsamen Spaziergängen in dunkler Nacht, von – Gott weiß, wovon.

»Nur, weißt du, Arno, der Mut hat mir gefehlt. Und auch jetzt kann ich es immer noch nicht begreifen, wie du die Courage dazu gehabt hast. Mögen die Oberehnheimer nun sagen, was sie wollen, du bist doch wirklich ein ganz hervorragender Mensch.«

»Meinen Sie – meinst du!«

»Aber sicher doch! Kein Mensch hätte dir das zugetraut, die ganze Stadt zerbricht sich den Kopf darüber. Und offen gestanden, selbst ich bin einfach platt.«

»Hm – ja – es war auch sehr eigentümlich.«

»Wollen wir noch eine Flasche trinken, was! – Es ist ja nur einmal Kaisers Geburtstag im Jahr! – Pst, Kellner! – Uebrigens so nebenbei – wie ist es denn eigentlich gekommen!«

»Du bist ein lie–lieber Mensch, du! Ich will es dir erzählen, aber du mußt mir versprechen, es niemandem weiterzusagen.«

»Ich – weitersagen! – Es ist eigentlich eine Beleidigung, daß du das sagst! Es ist doch einfach selbstverständlich, daß ich dein Geheimnis bewahren werde!«

»Bitte – verzeihen Sie, – du, ich wollte Sie nicht beleidigen!«

»Gut, Arno, und ich schwöre dir, daß ich nie meine Lippen auftun werde, um darüber zu sprechen! Ich schwöre dir bei – nun wobei soll ich es dir schwören!«

»Das ist ja gleich.«

»Also ich schwöre es dir bei den Gebeinen meiner Urgroßmutter. – Ist dir das heilig genug!«

»Ja,« sagte Arno. Er räusperte sich, trank, rückte mit dem Stuhl dicht an mich heran und flüsterte:

»Ich bin eigentlich gar nicht dran schuld!«

Das hatte ich mir gedacht, aber ich tat doch sehr erstaunt und fragte weiter:

»Nein? wer ist denn dran schuld?«

Arno besann sich, dann erwiderte er:

»Das heißt – eigentlich – bin ich doch dran schuld.«

Diesmal war ich wirklich erstaunt. Ich sagte:

»Also eigentlich doch?«

»Ja – das heißt – nicht richtig.«

»Ah! – Richtig bist du nicht dran schuld, aber eigentlich doch!«

»Ja,« sagte Arno. »Ich war nicht dran schuld, weil ich gar nicht dran gedacht hatte, und ich war doch dran schuld, weil ich so viel getrunken hatte.«

»Was, Arno, du warst betrunken?«

»Ach nein, ich bin ja doch nie betrunken, bloß bei festlichen Gelegenheiten.«

»Also du hattest dir Mut getrunken!«

»Mut? Ach nein, ich hatte gar keinen Mut – im Gegenteil!«

»Also Angst! – Du hast ihr deine Erklärung aus Angst gemacht!«

»Nein, Angst war es auch nicht – – es war – – Not.«

»Not?? – Aber Arno, du bist doch nicht in Not? Du hast ein sehr reichliches Auskommen, hast Vermögen, keine Schulden, eine gute Stellung –«

»Keine äußere Not – es war innere Not!«

Dieser Mensch wurde immer mystischer; eine innere Notwendigkeit hatte ihn dazu getrieben? Was mochte das sein? Ich stand vor einem psychologischen Rätsel.

»Verzeih, lieber Arno, aber ich versteh das wirklich nicht. Könntest du es mir nicht ein wenig näher erklären!«

»Ich will dir alles erzählen. Es kam so.«

– Ja es kam so:

Christine machte Holzbrandarbeiten – ich hätte die Geschmacklosigkeiten kennen lernen mögen, die Christine nicht kultivierte und war in die Holzschneiderei von Mickefett und Söhne gegangen, um ein Brettchen zu holen. Arno Falk hatte ihr versprochen, das Brettchen sorgsam nach ihren Angaben schneiden zu lassen und am andern Tage, dem bewußten Sonntage selbst hinzubringen. Aber er sollte nur ja am Nachmittage kommen, wenn Papa und Mama und die Geschwister aus waren, denn das Brett, auf das der Haussegen gebrannt werden sollte, war als Weihnachtsgeschenk für Mama gedacht, und niemand durfte um das große Geheimnis wissen.

»Kommen Sie um drei Uhr, oder etwas früher,« hatte Christine gesagt, »und dann gehen Sie auf der Straße auf und ab, bis meine Familie ausgegangen ist. Wenn sie um die nächste Ecke ist, schellen Sie rasch an; so ist es am sichersten.«

Und der gutmütige Arno hatte natürlich ja gesagt.

Am andern Tage war er um halb drei in der Jakobstraße. Er wartete, wartete, aber kein Mensch kam aus dem Hause heraus. Da ging er in ein Restaurant auf der anderen Seite, setzte sich ans Fenster, um die Haustür gegenüber beobachten zu können und trank eine Tasse Kaffee. Niemand kam, und da ihm die Zeit lang wurde, trank er noch eine Tasse. Wie er nun so allein dasaß, begann er nachzudenken, und da fiel ihm auf einmal ein, in welcher schrecklicher Situation er sich in kurzer Zeit befinden würde. Christine hatte ihm ja gestern gesagt – Herrgott! das hatte er die ganze Zeit vergessen –, daß er nachdenken möge, welchen schönen Spruch sie auf den Haussegen brennen solle; sie wolle mit ihm darüber beraten. Was

sollte er nur sagen? Er nahm sein Notizbuch heraus und besann sich auf alle möglichen schönen Sprüche.

»Glück und Glas,
wie leicht bricht das!«

Ach, das war ja Unsinn! das war doch kein Haussegen.

»Grüß Gott! tritt ein,
Bring Glück herein!«

Das war schon besser, aber es paßte auch nicht, denn Christine wollte etwas Besonderes haben, nicht einen Spruch, den man in jedem anderen Hause auch fand. Arno sann und sann, aber es wollte ihm nichts einfallen. Er bestellte ein Glas Bier und trank es schnell aus. Dann noch eins – vielleicht würde das sein Nachdenken befördern. – Von Zeit zu Zeit schaute er aus dem Fenster, ob sich die Türe da drüben noch immer nicht öffnen wolle.

Es schlug drei Uhr, halb vier, – vier. – Falk saß und sann und schrieb zuweilen einen Spruch ins Notizbuch, Er wurde immer aufgeregter, alle diese Sprüche waren nichts Besonderes; er genierte sich schon im voraus. Er versuchte seine Unruhe mit einigen weiteren Gläsern zu bekämpfen, aber es war vergebens.

Endlich gegen halb fünf ging drüben die Haustüre. Der Rechnungsrat Philipp Potthart trat heraus, dann seine Gemahlin, Frau Friederike Potthart geborene Dackerl, und hinterher fünf kleine Potthärter beiderlei Geschlechts. Der Rechnungsrat bot seiner Frau galant den Arm, und die Familie setzte sich in Bewegung.

»Kellner, zahlen!« rief Arno.

»Zwei Tassen Kaffee, fünfzig Pfennige, acht Glas Bier, eine Mark zwanzig, zusammen eine Mark siebzig Pfennig.«

Arno lächelte verstört, zahlte, nahm sein Brettchen unter den Arm und ging hinaus. Er ging einmal die Straße hinauf, um frische Luft und damit neuen Mut einzuatmen, dann auf die andere Seite, und hin zu Christinens Haus. Er schellte und das Mädchen öffnete ihm. Arno gab sein Paket ab und zugleich die aus seinem Notizbuch gerissenen Seiten, auf die er die Sprüche geschrieben hatte.

»Geben Sie das Fräulein Christine mit einer Empfehlung von Herrn Falk.«

Aber sein schöner Plan ging fehl, das Geschick hatte es anders bestimmt. Christine erschien oben an der Treppe:

»Bitte, Herr Falk, kommen Sie doch herauf, Sie trinken eine Tasse Tee mit mir, und wir überlegen dabei den Spruch.«

Arno versuchte so etwas von »Absprache« zu stammeln, aber aller Mut hatte ihn verlassen, er kroch die Treppe hinauf, wie ein Schuljunge, der Prügel bekommen sollte, zum Lehrer.

– – – »Noch ein Täßchen, Herr Falk – Ach was, trinken Sie doch noch eins! So, und nun sagen Sie mir, was für Sprüche Sie ausgewählt haben!«

Falk las seine Verschen vor, die aber nur wenig Beifall fanden. Er hätte sich gern empfohlen, aber er wußte nicht, wie er es anstellen sollte. – Und nun erfüllte sich sein Schicksal.

Die Not kam. Die innere Not.

Ein paar Glas Wasser beim Mittagessen. Zwei Tassen Kaffee. Acht Glas Bier. Und jetzt vier – nein, schon fünf Tassen Tee. – – Arno Falk war auch nur ein Mensch.

Aber Arno Falk genierte sich. Er suchte nach Gründen, um fortgehen zu können: er fand nichts. – Und wenn er schließlich doch etwas vorzubringen versuchte, so lachte ihn Christine aus.

»Herr Falk, Sie haben was vor! Bleiben Sie doch, sagen Sie mir wenigstens erst einen hübschen Spruch!«

Ja, wenn er einen hübschen Spruch gewußt hätte! Seine Phantasie blühte, er sagte alles auf, was er von poetischen Brocken jemals aufgeschnappt hatte. Ja, er machte selbst ein paar schöne Verschen, aber was er auch sagte, nichts war Christine recht. Das war zu lang und das zu kurz, das war zu bekannt und jenes war nicht »innig« genug.

Ach, du arme Seele!

– –Die Anekdote erzählt, daß der Marschall Macdonald, der sonst sein großes Licht war, in einer ähnlichen Lage plötzlich zum großen Strategen wurde. Der erste Napoleon pflegte ganze Nächte lang mit seinen Ministern und Feldherren zu beraten und duldet nicht, daß die Sitzung auch nur für eine Minute unterbrochen wurde. Macdonald mußte hinaus, sein Bauch wäre ihm geplatzt. Aber er konnte sicher sein, daß ihn der strenge Kaiser, der sowieso nicht gut auf ihn zu sprechen war, sofort aus dem Heere gejagt hätte. Da machte ihn die Not zum Genie. – In weniger als fünf Minuten entwickelte er einen Feldzugsplan gegen Oesterreich von solch unerbittlicher Logik, von einer so umfassenden Ausnutzung aller möglichen Kombinationen, daß Napoleon starr war. Die Sitzung wurde aufgehoben und der Marschall konnte hinaus.

»Ich habe mich in dieser Kanaille getäuscht!« sagte der Kaiser, und der Plan wurde ausgeführt.

Wie Oesterreich seine schmachlichsten Niederlagen einigen Flaschen Wein verdankte, die ein ziemlich unfähiger französischer General, ohne die Folgen zu bedenken, zuviel getrunken hatte, so verdankte Arno Falk seine Verlobung einigen Gläsern Wasser und Bier und einigen Tassen Tee und Kaffee.

Sein Denken und Fühlen, seine Phantasie, sein Verstand, alles, was bei ihm sonst gar nicht vorhanden zu sein schien, erwachte und

arbeitete nur nach einer Richtung hin: »Wie komm ich hinaus!«

Und da geschah das Unmögliche: Arno Falk machte Christine Potthart eine Liebeserklärung.

Ohne jeden Uebergang, einfach – so. Er stellte die Teetasse hin und warf noch einen letzten sehnsüchtigen Blick auf die Tür.

Christine frug ihn: »Aber warum wollen Sie denn durchaus gehen, Herr Falk! – Sie sitzen keinen Augenblick ruhig auf Ihrem Stuhle –«

Da antwortete Falk:

»Weil – weil ich Sie liebe, Fräulein Christine!«

»Waaas?« sagte Christine. Das kam ihr so plötzlich, so unerwartet, daß sie gar keine Antwort fand. An der Ehrlichkeit dieser Erklärung konnte sie keinen Zweifel haben, aus Falks Augen leuchtete eine solche Verzweiflung, eine solche Stille von Unbeholfenheit, solch ein sehnlich dringender Wunsch, daß sie ordentlich Mitleid bekam.

Und dann – Arno Falk war wirklich eine gute Partie – sie überlegte das im Augenblick.

»Aber, Herr Falk,« – begann sie.

»Geben Sie mir Hoffnung!« rief er und sprang auf.

»Sprechen Sie – –«

»Ich spreche morgen mit Ihren Eltern,« rief er. »Adieu, Fräulein Christine.« Er sprang zur Tür hinaus, raste die Treppe hinunter, dann die Straße. Bis zu der großen Linde vor dem Schulhaus.

Gott sei Dank war es längst dunkel!

Arno Falk war ein Mann von Grundsätzen. Am folgenden Tage sprach er mit dem Rechnungsrat Philipp Potthart und mit Frau Friederike

Potthart geborene Dackerl, am Dienstag stand die Verlobung im Generalanzeiger, zum Frühjahr wurde die Hochzeit festgesetzt.

Als ich am Tage nach Kaisers Geburtstag zum Amtsgericht ging, war es schon ein wenig spät, aber – der Herr Amtsrichter war sicher auch noch nicht da. Ich kam am Schulhaus vorbei, als gerade die Schule ausging. Die Oberehnheimer Rangen johlten und schrien, prügeln sich und warfen mit Schneebällen. Unter der Linde war eine mächtig lange Schleifbahn, wohl zwanzig Bengels schlitterten da mit lautem Triumphgeheul auf – – dem eigentlichen Grunde zu Arno Falks Verlobung!

Die Knopfsammlung

Mimi Knäller hatte eine kolossale Karriere gemacht. Vor einem Jahre noch war sie Kellnerin in einem ziemlich mittelmäßigen Café gewesen, und da es mit den Trinkgeldern haperte, mußte sie schon sonst sehen, ein paar Groschen zu verdienen. Und dazu hatten ihre Studenten und Schauspieler selbst so verdammt wenig! – Dann kam das große Glück. Ein Leutnant hatte ihr im Lokale selbst eine Eifersuchtsszene gemacht, und dabei – mit dem Revolver auf sie geschossen. Als ihm im selben Augenblick zum Bewußtsein kam, was er getan, hatte er sich die zweite Kugel durch den Kopf gejagt. Und diese wenigstens hatte brav getroffen, während Mimi nur eine kleine Wunde am Arm hatte. Mimi hatte den richtigen Instinkt, sie warf sich heulend über die Leiche ihres Leutnants, den sie auf einmal wahnsinnig liebte. Auch als die Leiche zum Bahnhof gebracht wurde – sie sollte irgendwohin überführt werden – war die Mimi dabei, in einem reizenden schwarzen Trauerkleidchen stand sie da und schluchzte. Sie hatte entschieden Talent: ein Tröster ließ nicht lange auf sich warten, der hübsche Baron Hohenthal, der zweite Chargierte von den Franken, nahm sie gleich vom Bahnhof mit auf eine kleine Hochzeitsreise ins Unreine. Der Baron kehrte bald zurück, aber die Mimi kam erst nach drei Jahren wieder nach München.

Und da hieß sie nicht mehr Mimi Knäller, sondern Mia le Fracas. Sie kam auch nicht allein, sie hatte eine Tante und ein französisches Kammermädchen und eine große Tasche voll Geld. Sie war in Baden-Baden gewesen und in Interlaken und in Nizza; von da hatte eine rasch gewonnene Freundin aus der Tip-Top-Demimonde sie mit nach Paris genommen, Mia wurde lanciert und erfaßte bald mit fabelhaftem Verständnis die Anforderungen und Pflichten ihres Berufes. Die kleine Münchnerin war mal wieder was anderes nach den ewigen Engländerinnen und Amerikanerinnen – schon nach drei Monaten hatte sie im Bois einen neuen Hut kreiert, dem aus jedem Landaulet ein paar neidische Augen nachsahen. Aber sie wollte

zurück nach der Isar und fand in einem Attaché der deutschen Botschaft, der nach München mußte, endlich den geeigneten Protektor.

Mia le Fracas hatte eine entzückende Villa auf der Reithstraße. Sie machte ein großes Haus; Offiziere, Künstler, Juristen, Schriftsteller gingen dort aus und ein, nur von den Studenten wollte sie nichts mehr wissen. Mia war entzückend, sie protegierte die jungen Maler, sie hatte literarische und musikalische Abende, sie setzte ihren Gästen den besten Perrin vor; dabei hatte sie immer Besuch von einigen reizenden Pariser oder New-Yorker Freundinnen. Ihr Porträt war das beste in der Sezession, ihr Auto das schnellste in ganz Bayern. Seit den Tagen der Lola Montez hatte man in München nie wieder so viel von einer Dame gesprochen. Jeder Gassenjunge konnte von ihren Fahrten erzählen, jede Schönheit der Kaufingerstraße kannte ihre Toilette auswendig. Alle Kellnerinnen erzählten Witzchen und Geschichten von Mia, und keinem Münchener war auch das letzte Winkelchen ihrer Villa oder ihres Herzens unbekannt.

Aber von etwas weiß kein einziger außer mir ganz allein; und da ich die Münchener nicht allzu eifersüchtig machen will, will ich es rasch erzählen.

Mia hat eine Knopfsammlung.

Ich kenne eine Aspasia in Florenz, die hat allen ihren Geliebten Locken abgeschnitten. Sie hatte braune, schwarze, blonde und auch schneeweiße Locken. Eine andere Schöne, die in Berlin wohnt, hat eine große Schachtel voll Münzen aller Länder, und auf alle ist ein Buchstabe geschnitten. Die schwarze Ellen Brunkhorst, die jetzt ein großes Tingeltangel in Amsterdam besitzt, hat einen mächtigen Schrank voll Taschentücher, grobe sackleinene und weiche batistene und seidene. Namenszüge stehen auf den meisten, manche haben auch Wappen und Kronen, schöne sieben- und neunzackige Kronen.

Die Mia aber sammelte weder Locken, noch Münzen, noch Taschentücher – sie hat eine Knopfsammlung!

Keiner ihrer Liebhaber weiß es, denn sie bittet nie um die Knöpfe, sie stiehlt sie heimlich, wenn –

Früher tat sie das selbst, jetzt muß es Suzon tun, ihr Kammermädchen.

Und von der hab ich das Geheimnis. Sie ist auf dem Montmartre geboren; ich habe sie als Kind schon gekannt, als sie vor unserem Kabarett ihre Veilchensträuße verkaufte. Und ich bin der einzige von allen Gästen in Mias Haus, dem sie das Geheimnis erzählte.

Das kam so:

Gestern wollte ich Tee bei Mia trinken, aber ich hatte mich etwas verspätet, und da war die ganze Gesellschaft schon zur Theresienwiese herausgefahren.

Ich war recht ärgerlich und schimpfte.

Da rief Suzon:

» «

» «

Sie lachte – »Ah – !«

Und sie zog mich in das Boudoir ihrer Herrin.

Sie öffnete einen Schrank, zog ein Schloß auf und nahm eine Kassette heraus:

» «

Sie schüttelte sich vor Lachen.

Ich öffnete. Da lagen eine Menge runder Pappstücke, alle mit Samt überzogen, rote, blaue, gelbe und grüne. Und auf jedem war ein Hosenknopf sorgsam aufgenäht.

Ich nahm einen Knopf heraus: » « stand darauf; das war gewiß ein Kellner gewesen. »W. f. A. u. M. D. O. V.« stand auf dem zweiten. Aha: Warenhaus für Armee und Marine, Deutscher Offiziersverein – also ein Leutnantchen. Dann ein Hornknopf, der sicher erst einmal am Unterzeuge gesessen hatte und den der Besitzer erst später bei Verlust eines Hosenknopfes zur Würde eines solchen erhoben hatte. Das muß ein Student gewesen sein! »Gabriel Schöllhorn« stand auf einem anderen. Der erste Schneider Münchens – – also ein Bankier!– Auf einem schmutzigen Messingknopf stand: »Fritz Blasberg, Schneidermeister, Terllborg in Br.« – Ein märkischer Rittergutsbesitzer und Graf – das war wenigstens so gut wie die Kronen der Ellen Brunkhorst. – » « hieß die Devise eines anderen. Der gehörte gewiß einmal einem echten Sohn Albions. –

Da war auch ein Knopf, den ich schon kannte–

» « lachte Suzon.

Brr – ich schämte mich für meinen armen Knopf, bei so vielen – ich will nicht indiskret sein, ich will nicht sagen, wie viele es waren, aber –

Liebe?

Meine liebe Lili,

erinnerst du dich, daß du mich einmal auslachtest, als ich dich bat, deine Füße küssen zu dürfen! Da sagtest du mir: »Geh, Hanns, du mußt auch immer was Besonderes haben!«

Nun hab ich wieder mal was Besonderes gehabt – und das will ich dir erzählen.

Im Sommer, weißt du, war ich in Wiesbaden. Dort lernte ich Palomita kennen; auch du kennst sie ja aus meinen Liedern.

Sie war das Kind deutscher Eltern aus Buenos Ayres, war nach Deutschland gekommen, ihre Verwandten zu besuchen. Ihr Vetter war Landrichter in Wiesbaden, dort traf ich sie. Achtzehn Jahre war sie und war schlank und blond – so blond, wie du bist, Lili.

Eines Tages trug ich Blumen zu der Frau Landrichter. Palomita war dort; sie trug ein helles, langschleppendes Morgenkleid, mit bunten Blumen gemustert. Frau Klara ließ Sekt bringen, und wir tranken und futterten Erdbeeren und rauchten Zigaretten. Frau Klara schwatzte und lachte, sie huschte herum, saß am Flügel, blickte durchs Fenster – o so geschäftig und lebhaft! Aber Palomita rührte sich nicht, sprach kaum ein Wort. Sie hatte die Füßchen auf die Chaiselongue heraufgezogen, da saß sie, stippte ein Cake in das spitze Glas und sah mich groß an mit den blauen Augen. Als Frau Klara hinausging auf einen Augenblick, ging ich zu Palomita, nahm ihre Hände und küßte sie. – Sie ließ mich ruhig gewähren.

Ich weiß nicht mehr, wann es uns zum Bewußtsein kam, daß wir zwei uns lieb hatten. – Jeden Nachmittag gegen vier Uhr ging ich zu ihr. Dann war der Landrichter weg, aufs Gericht, von da ging er stets

zum Abendschoppen. So waren wir ungestört bis gegen acht. – Erst tranken wir Tee zu dreien; dann ging Frau Klara aus, ließ uns allein.

Und immer dieselbe Phrase: »Entschuldigt mich – aber ich muß wirklich zur Schneiderin!« – »verzeiht, Kinder, heut muß ich die Probepilder vom Photographen holen«–ich weiß nicht, was sie alles holen mußte – ein leichtes Lächeln, dann war sie zur Türe hinaus.

Meist standen wir am Fenster und nickten ihr noch einmal zu.

»Seid artig, Kinder,« rief sie, »Mama kommt gleich wieder!«

Aber sie kam nie vor acht Uhr.

– Wir sprachen so wenig, Palomita und ich. Sie war so faul und langsam in jeder Bewegung, diese deutsche Südländerin, aber ihre Faulheit hatte etwas Göttliches, Souveränes. Oft kniete sie vor mir, stützte ihre Ellenbogen auf meine Knie, starrte mich an; dann streichelte ich ihre Wangen oder las ihr meine Lieder vor.

Oder sie saß am Klavier und spielte. Ein weiches, duftendes, zitterndes Spielen. – Dann kauerte ich an ihrer Seite.– Nahm auch wohl ihren Fuß, zog Schuh aus und Strumpf und bedeckte den süßen, weißen Fuß mit glühenden Küssen.

Sie fand das ganz natürlich, fand gar nichts »Besonderes« dabei, wie du, Lili!

– Wir beide liebten uns ja, Palomita und ich! Und ihre junge, entzückende, erste Liebe schläfernte mich ein, ließ mich alles da draußen vergessen, in diesem roten Paradies, dessen schwere türkische Vorhänge kaum einen kleinen Sonnenstrahl einließen.

Das war das Glück, das mich wieder lachend in seine Arme schloß. Ich schrieb dir nichts davon, Lili?! – Hab ich dir jemals geschrieben, wenn ich glücklich war? –

Aber meinem Spezi erzählte ich davon, weißt du, dem hübschen, kleinen Charles. Einem mußte ich's sagen! Ich nahm ihn auch einmal mit in die Schloßstraße. Da stießen wir vier an. Frau Klara, Charles und wir beide – auf unsere Liebe! Und Palomita legte ihren Arm um meinen Hals:

»O mein Hanns, wie ich dich lieb habe!«

– Nur zwei Monate – dann mußte sie zurück übers Wasser. Und so bewog sie ihre Kusine, daß sie nichts »mitzumachen« brauchte, keine Tennispartei, kein Wettrennen, weder Konzerte noch Theater. Sie blieb zu Hause, – allein –

Der Landrichter wunderte sich; meinte wohl schließlich, sie habe wohl eine unglückliche Liebe.

Aber sie hatte eine glückliche.

– So ging ich wieder einmal hinauf, am 18. Juni war es. Frau Klara war schon fort und Palomita lag, wie gewöhnlich, lang gestreckt auf dem Sofa. Wir sagten uns guten Tag, küßten uns. Plötzlich, wie meine Hand über ihre Schläfen fuhr, seufzte sie; sie schien einzuschlafen. Ich strich ihr noch ein paarmal über die Stirne – wirklich sie schlief. Seit mehr als zwei Jahren hatte ich nicht mehr hypnotisiert, seit München nicht. Du erinnerst dich, Lili, dort war es ja unser tägliches Spiel!

Palomita schlief. Leise löste ich ihre Haare, grub meinen Kopf ein in die weichen Locken meiner blonden Herrin –

Dann schellte es. Frau Klara kam zurück, sie blieb heute bei uns. Und nun hypnotisierte ich Palomita wieder und wieder; sie war ein prachtvolles Medium. Jeden Befehl führte sie sofort aus, deklamierte, sang, spielte – wir hätten so auf die Bühne gehen können. Frau Klara war begeistert –

Den folgenden Tag kam ich wieder; und als wir allein waren – ein leichter Druck der Hand – »Schlafe Liebchen!« und sie lehnte sich zurück, schlummerte. Es war mir ein unbekanntes, unbeschreiblich süßes Gefühl, sie so schlafend in meinen Armen zu wissen.

Atemlos, unbeweglich lag sie da. Ich küßte ihre Locken, ihre Augen, den Mund, die Hände. Und dann – o ich wußte kaum, was ich tat – riß ich ihr Kleid auf und bedeckte mit Küssen ihre weißen Brüste.

Und jeden Tag nun ließ ich sie einschlafen; wenn wir eben allein waren, jeden Tag.

Am 24. Juni glühte die Sonne am Himmel, o sie glühte. Und an dem Tage jagte und pulste mein Blut, wie es nie getan. Ich kam zu Palomita. Frau Klara ging, und sie schlief in meinen Armen. Da geschah es. Ich zog sie aus, Röcke und Hemd, alles nahm ich ihr weg. Sie rührte sich nicht. Und dann nahm ich ihre süße Unschuld –

Sie wehrte sich nicht, ihre Augen blieben geschlossen. Nur ein kleiner Schrei drang aus ihren Lippen. Ein Schrei, wie ihn das Reh ausstieß, das meine Kugel einst traf im Kottenforste.

Seitdem habe ich Palomita kaum mehr wachend gesehen; war ich bei ihr, schläfernte ich sie ein. Ein paar Tage später befahl ich ihr:

»Hörst du mich, Liebchen! Ich will, daß du heut nacht mich zu dir läßt. Du sollst trachten, den Hausschlüssel zu bekommen, ehe du auf dein Zimmer gehst. Hörst du? – Heute nacht um zwölf Uhr nimmst du den Schlüssel, bindest ihn an eine lange Schnur, die läßt du zum Fenster hinaushängen. Du wirst deine Türe nicht verschließen. Du wirst Licht brennen lassen, damit ich sehe, daß du mich erwartest. Hörst du, was ich dir befehle? – Du wirst – das – alles – tun!«

Palomita zitterte, ihr nackter Leib bebte in meinen Armen.

»Hast du mich gehört? – wirst du das tun?«

Ihr »Ja!« klang widerwillig gezwungen.

Aber ich achtete nicht darauf. – Um zwölf Uhr eilte ich die Schloßstraße hinauf. Ich sah nach oben – ihre Fenster waren erleuchtet. Ich kletterte über das Gitter, sprang durch den Vorgarten. Von ihrem Zimmer hinab hing der Schlüssel. Ich riß die Leine herunter, öffnete die Haustür, eilte die Treppen hinauf bis zum zweiten Stock. Ihre Türe war nicht verschlossen; sie saß halb angekleidet auf dem Bette.

Ihr Blick war seltsam, erschreckt und ungläubig. Sie schien zu glauben, daß sie träume mit offenen Augen.

Und wohl um den Traum festzuhalten, schloß sie die Augen. Rasch sprang ich auf sie zu, ein Wort, ein Hauch: sie schlief.

Ich aber hielt sie in meinen Armen, die ganze herrliche Nacht über.

Und die nächste Nacht und die übernächste – elf wunderbare, märchenschöne Nächte – – –

Am 10. August sollte sie abreisen. Sie sollte in Baden-Baden Onkel und Tante treffen, die auch zurückfuhren. Dann nach Genua und von dort in die Heimat mit der »Alster«. – Sie wollte nicht, daß ich mitfuhr nach Baden-Baden, wo sie noch zwei Tage bleiben sollte. So bat ich sie, flehte sie an, von dort noch einmal zurückzukommen, auf einen Tag nur, auf ein paar Stunden. Schließlich befahl ich es ihr in der Hypnose. Sie versprach es.

– Oh, ich fürchtete mich so vor ihrer Abreise. Dann war ich allein, mit mir selbst, mit meinen – entsetzlichen Gedanken!

Bis sieben Uhr morgens war ich bei ihr. Dann eilte ich nach Hause, badete, kleidete mich um. Um neun Uhr fuhr sie, ich brachte ihr Blumen zum Bahnhof.

»Auf Wiedersehn morgen abend!« rief sie.

Dann war sie fort. Ich verabschiedete mich von dem Landrichter und seiner Frau, schlenderte durch die Straßen.

Und nun gleich fing es an. Es kletterte mir die Brust hinauf, schnürte mir die Kehle zu. Es krampfte sich mit glühenden Fingern in meinem Hirn und ließ mir die Augen in den Höhlen brennen. Es quälte, marterte mich unglaublich.

»Mein Gott! mein Gott!«

Ich versuchte mich zu beruhigen. – »Pah – du – und Gewissen!«

Aber es ging nicht.

Ich mußte jemand haben, der mich vor mir selbst in Schutz nahm. Ich sprang in die nächste Droschke, fuhr zu Charles.

Der Spezi war zu Hause, Gott sei Dank! – Er lag noch im Bett; ich setzte mich auf die Kante.

»Nun, Junge,« rief er mich an, »du siehst ja gottsjämmerlich aus! Was ist denn los?«

»Werd dir's schon sagen, Spezi, laß mich nur! – Du weißt doch, daß ich sie liebe?«

»Wen denn?«

»Schafskopf! – Palomita!«

»Hm – ja, – es scheint so!«

»Und du weißt auch, daß sie mich liebt!«

»Hm – ja – schon möglich!«

Und nun erzählte ich ihm alles, alles, keinen kleinen Punkt verschwieg ich ihm. Sagte, wie ich sie hypnotisierte; wie ich sie im

Schlafe verführte; wie ich Nacht für Nacht bei ihr gewesen.

Als ich zu Ende war, stierte ich ihn an. Es war mir, als müßte mir von ihm mein Urteilsspruch kommen.

Er räusperte sich. Dann – langsam –: »Darauf steht – Zuchthaus!«

»Pah – Zuchthaus– das schert mich den Teufel! Aber eins hast du vergessen, Spezi, ich tat das alles, und ich – liebe sie! Und deshalb steht darauf – für mich – Wahnsinn!«

– Dann sprang ich auf, aus dem Zimmer, nach Hause! Und nun verlebte ich ein paar Stunden, o Lili, so fürchterlich, so entsetzlich –
– – – weißt du, Lili, ich lernte da kennen, wie dem Mörder zumute ist, wenn ihm zum Bewußtsein kommt, was er getan!

Um zwei Uhr kam Charles. Ich bemerkte ihn erst, als er mir die Hände auf die Schultern legte.

»Komm mit,« sagte er, »wir wollen ausfahren.«

Er schleppte mich förmlich hinaus. Den Nachmittag nahm er mich aufs Land, den Abend irgendwo ins Tingeltangel, dann in die Kneipe.

Kein Wort sprach er »davon«.

Er brachte mich nach Hause, blieb, bis ich zu Bett ging. Dann gab er mir ein starkes Schlafpulver. Ging erst, als ich schon eingeschlafen.

Als ich aufwachte, saß er auf meinem Bett.

»Endlich,« rief er, »ich warte schon eine geschlagene Stunde, ob du aufwachen willst! Höre,« fuhr er fort, »ich hab mir die Geschichte überlegt, für dich gibt's nur ein Mittel! Heute abend kommt sie zurück, sagst du! – Also gehe hin und sage ihr alles!«

Ich bebte zurück vor diesem Gedanken. Aber ich fühlte, daß er recht hatte.

»Willst du es tun?« fragte er.

Ich versprach es ihm.

– Um sechs Uhr war ich in der Schloßstraße; sie war schon zurück und empfing mich mit heißen, glühenden Küssen; kaum konnte ich mich losmachen aus ihren Umarmungen.

»Palomita, laß mich, ich muß dir was sagen!«

»So sprich!«

Aber es ging nicht. Ich lief wie verrückt im Zimmer herum, ich konnte es nicht sagen, konnte nicht. Meine Hände zitterten, wühlten in den Taschen herum. Auf dem Schreibtisch lag ein Brief, ich nahm ihn, riß ihn in viele Fetzen, steckte sie in die Tasche. Nahm Bleistifte, Federhalter – brach alles in kleine Stücke.

Palomita trat zu mir:

»Mein lieber Junge!«

Die Tränen stürzten mir aus den Augen, sie küßte sie von der Wange weg, einzeln, Träne für Träne. Als sie auch meinen Mund küssen wollte, stieß ich sie weg.

»Laß mich, du weißt nicht, wen du küßt! – Laß mich – ich will dir's sagen – – alles!«

Und ich erzählte ihr, was ich getan, mit zusammengebissenen Lippen, die Augen auf dem Boden.

Ich war fertig, aber ich wagte nicht, sie anzusehen.

Schließlich hob ich doch den Blick –

Und da sah ich auf ihren Lippen ein Lächeln, so seltsam, so wunderbar – – oh, ein Lächeln – so teuflisch – so kokottenhaft – – –

Keine Sekunde blieb ich im Zimmer. Sie rief mir nach: »Hanns! Liebster! Hanns!« aber ich achtete es kaum.

Zu Hause erwartete mich Charles.

»Nun?« fragte er.

»Ich tat alles, wie du gewollt, sagte ihr alles, alles! Als ich zu Ende war – – – lächelte sie!«

»Und –?«

»Sie lächelte, sag ich dir! – Und in diesem Lächeln sagte sie mir, daß sie alles gewußt, daß sie mich betrogen, so infam belogen und betrogen, wie nie ein Weib einen Mann betrogen hat!«

Ich ballte die Fäuste in den Taschen ... – Da zog ich einen Papierfetzen heraus; las darauf ihre Schrift. – Ich setzte mich hin und legte sorgfältig die Fetzen zusammen, Kuvert und Bogen.

Es war ein Brief Palomitas an Frau Klara, den sie von Baden-Baden gestern abend geschrieben.

»Du sollst mitlesen, Spezi.«

Wir lasen:

Liebes Klärchen,

ich muß Dir rasch eine freudige Mitteilung machen. Es ist endlich da! Als ich heute morgen Tante und Onkel eben begrüßt hatte und so rasch die Treppen hinauf lief, fühlte ich plötzlich einen heftigen Schmerz. Auf meinem Zimmer bemerkte ich, daß ich ganz voll Blut war. So sind die Befürchtungen der letzten acht Tage gottlob unnütz gewesen! – Hoffentlich wird heute morgen dein Mann nichts gemerkt haben; Hanns ging erst um sieben Uhr fort und dabei knarrte, die eine Treppenstufe noch so gräßlich!

Wenn ich jetzt weggehe, Klärchen, so behalte mich nicht in zu schlechtem Andenken. Du hast mir ja so treu geholfen, wenn du mich auch oft genug ausschimpftest, Klärchen! Sieh, ich war ja bodenlos leichtsinnig und habe mein Mädchentum und meine Jugend verschenkt für das kurze Glück weniger Wochen! Aber ich liebte ihn doch so grenzenlos, so unaussprechlich! – Sei nicht allzu böse, liebes Klärchen!

Bis morgen abend

Deine Palomita.

P. S. Wenn Du Hanns siehst, so küsse seine lieben Augen!

»Sie hat dich sehr geliebt!« sagte der Spezi.

Ich weiß nicht, was ich sagte.

Leb wohl, Lili!

Aus dem Tagebuche eines Orangenbaumes

Wenn ich, verehrter Herr Sanitätsrat, Ihrem Wunsche nachkomme und die Seiten des Heftes, das Sie mir gegeben haben, ausfülle, so wollen Sie mir glauben, daß ich das nach reiflicher Ueberlegung und mit einer wohldurchdachten Absicht tue. Denn im Grunde handelt es sich doch nur um einen Kampf zwischen uns beiden, Ihnen, dem leitenden Arzt dieser Privat-Irrenanstalt und mir, dem Patienten, der seit drei Tagen hier untergebracht ist. Die Anklage, wegen der ich hier gewaltsam untergebracht bin, – entschuldigen Sie einem Studenten der Rechte, daß er mit Vorliebe juristische Bilder wählt! – wirft mir vor, daß ich »an der fixen Idee leide, ein Orangenbaum zu sein«. Nun, Herr Sanitätsrat, versuchen Sie, den Beweis zu erbringen, daß das eine »Vorspiegelung falscher Tatsachen« sei, – gelingt es Ihnen, mich von dieser Ihrer Meinung zu überzeugen, so bin ich ja »geheilt«, nicht wahr? Wenn Sie mir beweisen, daß ich ein Mensch sei wie alle anderen, daß ich lediglich infolge einer Fülle nervenzerrüttender Aufregungen von einer krankhaften Monomanie befallen sei, wie viele Tausende von Kranken in allen Sanatorien der Welt, so haben Sie mit diesem Beweise zugleich mich den Lebenden wiedergegeben, die »Nervenkrankheit« ist dann im Nu von Ihnen weggeblasen.

Auf der anderen Seite habe ich als Angeschuldigter das Recht, den Wahrheitsbeweis anzutreten. Es ist der Zweck dieser Zeilen, Sie, sehr geehrter Herr Sanitätsrat, von der Unanfechtbarkeit meiner Behauptungen zu überzeugen.

Sie sehen, daß ich ganz nüchtern denke, jedes Wort ruhig abwäge. Ich bedaure herzlich die Auftritte, die ich vorgestern machte; es betrübt mich sehr, daß ich durch mein albernes Gebaren den Frieden Ihres Hauses störte. Sie wollen das den vorangegangenen Aufregungen zugute halten, Sie wollen bedenken, daß, wenn man Sie, verehrter Herr Sanitätsrat, oder irgendeinen anderen gesunden

Menschen plötzlich hinterlistig in ein Irrenhaus brächte, er auch nicht viel anders sich benehmen möchte. Unsere stundenlange Unterredung von gestern abend aber hat mich völlig beruhigt; ich sehe ein, daß meine Verwandten und Korpsbrüder lediglich mein Bestes wollten, als sie mich hierher brachten. Und nicht nur »wollten«; ich glaube, daß es wirklich so das Beste ist – Denn wenn es mir gelingt, einen Psychiater von europäischem Rufe, wie Sie, Herr Sanitätsrat, von der Richtigkeit meiner Aufstellungen zu überzeugen, so muß auch der größte Skeptiker sich vor dem sogenannten »Wunder« beugen.

Sie baten mich, in dies Heft einen möglichst ausführlichen Lebenslauf meiner Person zu schreiben, auch alle meine Gedanken über das, was Sie meine »fixe Idee« nennen. Ich verstehe sehr wohl, wenn Sie das auch nicht aussprachen, daß es sich für Sie, einen pflichttreuen Diener der Wissenschaft, darum handelt, aus dem »Munde des Kranken selbst ein möglichst getreues Krankheitsbild zu erhalten«. – Ich will bis aufs kleinste Ihren Wünschen nachkommen, in der bestimmten Voraussetzung, daß Sie, nachdem Sie Ihren Irrtum erkannt, auch mir bei meiner von Stunde zu Stunde realere Formen annehmenden Baumwerdung hilfreiche Hand leisten werden.

Sie werden, Herr Sanitätsrat, beim Durchsehen meiner Papiere, die sich ja zurzeit in Ihrem Gewahrsam befinden, bei meiner Meldung zu der juristischen Doktorprüfung ein eingehendes finden, das alle äußeren Einzelheiten enthält. Ich kann mich daher hier sehr kurz fassen; Sie werden aus dem Schriftstücke entnehmen, daß ich der Sohn eines rheinischen Industriellen bin, im achtzehnten Jahre mein Abiturientenexamen machte, mein Jahr als Einjähriger in einem Berliner Garderegiment abdiente, auf verschiedenen Universitäten als Student der Rechte meine Jugend genoß, dazwischen eine Reihe größerer und kleinerer Reisen machte und zuletzt in Bonn mich auf die Referendar- und Doktorprüfung vorbereitete.

Das alles hat für Sie, Herr Sanitätsrat, ebensowenig Interesse wie für mich. Die Geschichte, die uns interessiert, beginnt erst am 22. Februar vergangenen Jahres. An diesem Tage lernte ich bei einem Faschingsballe die – auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen, schreibe ich es nieder – Zauberin kennen, die mich in einen Orangenbaum verwandelte.

Es ist wohl nötig, einige Worte über die Dame zu sagen, der ich bei jenem Feste vorgestellt wurde. Frau Emy Steenhop war eine sehr auffallende Erscheinung, die alle Augen unwiderstehlich auf sich zog. Ich verzichte auf eine Beschreibung ihrer Reize; Sie möchten die Schilderung eines Verliebten vielleicht als starke Uebertreibung belächeln. Doch ist es Tatsache, daß unter meinen Freunden und Bekannten nicht einer war, den sie nicht im Augenblick fesselte, der nicht glücklich war für jeden Blick, für jedes Wort, das sie an ihn richtete.

Frau Emy Steenhop bewohnte damals seit etwa zwei Monaten eine geräumige Gartenvilla in der Koblenzerstraße, die sie äußerst geschmackvoll hatte einrichten lassen. Sie führte ein offenes Haus, in dem allabendlich die Offiziere der Königshusaren und die Mitglieder der angesehensten Korps sich versammelten. Es ist richtig, daß keine Damen bei ihr verkehrten, doch bin ich überzeugt, daß das nur aus dem Grunde geschah, weil Frau Steenhop, wie sie häufig lachend erklärte, Weibergeschwätz für den Tod nicht ausstehen mochte. Ebensowenig verkehrte die Dame jemals in irgendeiner Bonner Familie.

Es ist begreiflich, daß der Klatsch der Kleinstadt sich sehr bald mit der auffallenden Fremden beschäftigte, die täglich in ihrem schneeweißen 64-HP-Mercedes durch die Straßen steuerte. Bald gingen die abenteuerlichsten Gerüchte von Mund zu Mund über die nächtlichen Orgien in der Koblenzerstraße; das klerikale Hetzblättchen brachte gar einen absurden Artikel, der »Eine moderne Messalina« überschrieben war und in seinen Anfangsworten – » « – jedenfalls die »höhere Bildung« des Herrn

Redakteurs dokumentieren sollte. Ich kann versichern – und bin überzeugt, daß alle die Herren, die jemals die Ehre hatten, von Frau Emy Steenhop empfangen zu werden, das Gleiche tun werden – daß niemals in ihrem Hause auch nur das Allergeringste vorkam, das gegen die strengste gesellschaftliche Form verstieß. Ein Handkuß – das war das einzige, was die Dame ihren Verehrern – und zwar allen – gestattete; einzig der kleine Husarenoberst hatte das Vorrecht, seinen martialischen Schnurrbart auf den weißen Unterarm drücken zu dürfen. Frau Emy Steenhop hatte uns alle so am Fädchen, daß wir artig wie Pagen in fast ritterlich-romantischer Form unserer Herrin dienten.

Trotzdem geschah es, daß urplötzlich ihr Haus verödete. Ich war zu dem Geburtstage meiner Mutter am 16. Mai nach Hause gefahren; als ich zurückkehrte, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß durch einen Befehl des Obersten den Offizieren des Husarenregiments der weitere Besuch in dem Hause der schönen Frau verboten sei. Die Korps waren sofort dem Beispiel für ihre Angehörigen gefolgt. Ich fragte nach dem Grunde, meine Korpsbrüder teilten mir mit, daß für ihr Vorgehen lediglich der Regimentsbefehl maßgebend sei; es sei unmöglich, daß in einem vom Husarenregimente gemiedenen Hause Korpsstudenten verkehren könnten. In der Tat hatten in dieser Beziehung von jeher die beiden Korporationen aufeinander Rücksicht genommen, schon aus dem Grunde, weil alljährlich so viele Korpsangehörige bei den Husaren dienten oder dem Regiment als Reserveoffiziere angehörten.

Den Grund des Vorgehens des Obersten kenne man nicht, auch den Offizieren selber sei er unbekannt. Doch vermute man, daß es mit dem urplötzlichen Verschwinden des Leutnants Baron Bohlen zusammenhänge, für das man auch nicht die geringsten Gründe sich zusammenreimen könne.

Da mir Harry von Bohlen persönlich nahe stand, so ging ich noch denselben Abend in das Husarenkasino, um vielleicht Einzelheiten zu erfahren. Der Oberst empfing mich sehr liebenswürdig, lud mich zu

einem Glase Sekt ein, vermied es aber, auf die Angelegenheit zu sprechen zu kommen. Als ich ihm endlich ins Gesicht meine Frage stellte, lehnte er höflich, aber sehr kurz ab, sie zu beantworten. Ich machte einen letzten Versuch und sagte:

»Herr Oberst! Ihre Anordnungen und die der Korps sind gewiß für Ihre Offiziere und die Korpsstudenten bindend. Für mich sind sie es nicht. Ich kann heute noch aus meiner Verbindung austreten und bin dann Herr meiner Handlungen.«

»Tun Sie, was Ihnen beliebt!« antwortete der Oberst nachlässig.

»Ich bitte Sie, mich einen Augenblick geduldig anzuhören,« fuhr ich fort. »Jedem andern mag es vielleicht nicht so schwer fallen, das Haus in der Koblenzerstraße zu missen. Er wird manchmal mit leisem Bedauern an die schönen Abende sich erinnern und sie schließlich vergessen. Ich aber – –«

Er unterbrach mich.

»Junger Mann,« rief er, »Sie sind der vierte, der mir diese Rede hält! Zwei meiner Leutnants und einer Ihrer Korpsbrüder waren schon vorgestern bei mir. Ich habe den beiden Leutnants Urlaub erteilt, sie sind bereits abgereist; Ihrem Korpsbruder habe ich denselben Rat erteilt. Auch Ihnen kann ich nichts anderes sagen. – Sie müssen vergessen, hören Sie! – Ein Opfer ist genug!«

»So klären Sie mich wenigstens auf, Herr Oberst!« drängte ich. »Ich weiß ja nichts und kann nirgends etwas erfahren. Steht das Verschwinden Bohlens in einem Zusammenhang mit Ihrem Befehle!«

»Ja!« sagte der Oberst.

»Was ist aus ihm geworden!«

»Das weiß ich nicht,« antwortete er. »Und ich fürchte, ich werde es niemals wissen.«

Ich ergriff seine beiden Hände.

»Sagen Sie mir, was Sie wissen!« bat ich, und ich fühlte, daß in meiner Stimme ein Klang zitterte, der ihn zwingen mußte, zu antworten. »Um Gottes willen, sagen Sie mir, was ist aus Bohlen geworden, und weshalb erließen Sie den Befehl?«

Er machte sich los und sagte:

»Donnerwetter, mit Ihnen scheint's wirklich noch schlimmer zu stehen als mit den anderen!«

Er schenkte die beiden Kelche voll und schob mir mein Glas hin.

»Trinken Sie, trinken Sie!« rief er.

Ich goß den Champagner herunter und beugte mich vor.

»Sagen Sie mal,« fuhr er fort und sah mich scharf an, »waren Sie es nicht, der damals die Gedichte vorlas!«

»Ja,« stammelte ich, »aber – –«

Der Oberst strich sich seinen Schnauzbart.

»Damals beneidete ich Sie fast,« sagte er nachdenklich; »unsere Fee erlaubte Ihnen, ihr zweimal die Hand zu küssen. – Waren es Ihre eigenen Gedichte? Es kam sowas von allen möglichen Blumen drin vor.«

»Ja, ich habe die Gedichte selbst gemacht,« erwiderte ich.

»Es war ein schrecklicher Unsinn!« sagte er wie zu sich selbst.

»Entschuldigen Sie,« fuhr er lauter fort, »ich verstehe von Gedichten gar nichts, durchaus gar nichts. Möglich, daß sie auch sehr schön waren. Die Fee fand das ja.«

»Aber, Herr Oberst,« warf ich ein, »was sollen denn jetzt meine Gedichte? Sie wollten – –«

»Ich wollte Ihnen was anderes erzählen, gewiß,« unterbrach er mich. »Aber gerade wegen der Gedichte tue ich das. Man sagt, daß die Leute, die Gedichte machen, alle Träumer seien. – Ich glaube, der arme Kerl, der Bohlen, machte auch insgeheim Gedichte.«

»Was ist also mit Bohlen?« drängte ich.

Er überhörte den Einwurf.

»Und die Träumer,« spann er seinen Gedankengang weiter, »die Träumer, das sind augenscheinlich die, die sie am leichtesten fängt. – Ich will Sie warnen, Herr, so gut ich es vermag.«

Er richtete sich auf.

»Hören Sie also!« sagte er sehr ernst. »Heute vor sieben Tagen kam Leutnant Bohlen nicht zum Dienste. Ich schickte in seine Wohnung, er war verschwunden. Wir haben mit Hilfe der Polizei, der Staatsanwaltschaft alle Schritte getan, ohne jeden Erfolg. Und trotz der kurzen Zeit, die inzwischen verflossen ist, bin ich für meine Person von der Fruchtlosigkeit aller weiteren Bemühungen durchaus überzeugt. Irgendwelche äußeren Gründe sind nicht vorhanden. Bohlen war sehr vermögend, hatte keine Schulden, war sehr gesund und sehr glücklich in seinem Beruf als Reiteroffizier. Hinterlassen hat er nichts als ein kurzes Schreiben an mich – – dessen Inhalt ich Ihnen in seinen Einzelheiten nicht mitteilen kann.«

Mich faßte eine grenzenlose Enttäuschung, die mein Gesicht sofort verriet.

»Warten Sie!« sprach der Oberst weiter. »Ich hoffe, daß das, was ich Ihnen sage, genügen wird, Sie wenigstens zu retten. Ich glaube, daß Leutnant Bohlen tot ist, daß er sich in geistiger Umnachtung das Leben genommen hat.«

»Schreibt er das!« warf ich ein.

Der Oberst schüttelte den Kopf.

»Nein!« sagte er. »Kein Wort! Er schreibt nur: Ich verschwinde nun. Ich bin kein Mensch mehr. Ich bin ein Myrtenbaum.«

»Was!« rief ich.

»Ja,« sagte der Oberst, »ein Myrtenbaum! Er glaubt, daß er von der Zauberin – von Frau Emy Steenhop – in einen Myrtenbaum verwandelt worden sei.«

»Aber das sind ja dumme Träumereien!« rief ich.

Der Oberst richtete wieder seinen forschenden Blick auf mich.

»Träumereien!« wiederholte er. »Sie nennen es Träumereien. Man kann es auch Wahnsinn nennen. Aber das ist gewiß: unser armer Kamerad ist daran zugrunde gegangen. Er glaubte sich verzaubert. Waren wir denn nicht alle ein wenig von der schönen Frau verhext? Bin ich alter Esel nicht wie ein Schulbub um sie herumgeschwänzelt? Ich sage Ihnen, daß mich jeden Abend eine maßlose Sehnsucht überfällt, zu ihrer Villa zu gehen, um meinen grauen Schnauzbart auf ihre weiche Haut zu pressen. Und ich sehe es meinen Offizieren an, daß es ihnen nicht anders geht. Der Oberleutnant Graf Arco, den ich vorgestern auf Urlaub sandte, hat mir gestanden, daß er fünf Stunden lang im Mondschein vor ihrem Hause auf und ab gelaufen sei, und ich fürchte, er ist nicht der einzige gewesen. Ich kämpfe mit einem Galgenhumor meine geheimen Wünsche herunter, bleibe jede Nacht als Letzter im Kasino und gebe ein – gutes Beispiel. Ich versichere Sie, so viel Champagner wie in dieser Woche ist bei uns seit Jahren nicht getrunken worden – – aber geschmeckt hat er keinem. – – Trinken Sie, trinken Sie! Bacchus ist der Feind der Venus.«

Er goß wieder die Gläser voll und fuhr fort:

»Nun sehen Sie, junger Herr, wenn ein so prosaischer Kerl wie ich das Jucken nicht loswerden kann, wenn ein so blasierter Weiberheld wie Arco einsame Mondschein-Promenaden macht, mußte ich da nicht befürchten, daß der Fall Bohlen nicht der einzige bleiben würde? – Und ich danke dafür, mein Offizierkorps in einen Myrtenwald verwandelt zu sehen!«

»Ich danke Ihnen, Herr Oberst!« sagte ich. »Sie haben von Ihrem Standpunkte aus zweifellos richtig gehandelt.«

Er lächelte.

»Sehr liebenswürdig von Ihnen, das anzuerkennen!« spottete er. »Aber Sie würden mich mehr verbinden, wenn Sie meinen Rat befolgen würden. Ich war nun einmal der Aelteste, gewissermaßen der Führer bei dem Hexenkult in der Koblenzerstraße; nun ist es mir, als ob ich für alle, nicht nur für meine Offiziere, verantwortlich sei. Und ich habe das Gefühl – nichts als ein Gefühl, aber ich kann es nicht loswerden –, als ob noch mehr Unheil von jener schönen Frau ausgehen würde. Nennen Sie mich einen alten Toren, einen Narren, aber versprechen Sie mir, nie wieder jenes Haus zu betreten!«

Er sprach so ernst, so eindringlich, daß auch mich plötzlich eine seltsame Angst faßte.

»Ja, Herr Oberst!« sagte ich.

»Das beste ist, Sie verreisen auf ein paar Monate, wie es die anderen getan haben. Arco ist mit Ihrem Korpsbruder zusammen nach Paris gefahren, gehen Sie doch auch dahin! Das wird Sie zerstreuen; Sie werden die Zauberin vergessen.«

Ich erwiderte: »Ja, Herr Oberst!«

»Ihre Hand darauf!« rief er.

Ich streckte ihm die Rechte hin, die er kräftig schüttelte.

»Ich werde sogleich meine Sachen packen und den Mitternachtzug nehmen,« sagte ich fest.

»Recht so!« rief er und schrieb ein paar Worte auf seine Visitenkarte. »Hier der Name des Hotels, in dem Arco und Ihr Freund abgestiegen sind; grüßen Sie beide von mir, amüsieren Sie sich, lumpen Sie meinetwegen ein bißchen, aber kommen Sie mir wieder – ohne dieses – trübsinnige Lächeln!«

Er strich mit seinem Zeigefinger über meine Mundwinkel, als ob er sie glätten wolle.

Ich lief sofort nach Hause in der festen Absicht, in drei Stunden abzureisen. Meine Koffer standen noch gepackt da, ich nahm einige Sachen heraus und tat andere hinein. Dann setzte ich mich an den Schreibtisch und schrieb meinem Vater einen kurzen Brief, in dem ich ihm von meiner Reise Mitteilung machte und ihn bat, mir nach Paris Geld zu senden. Als ich nach einem Umschlag suchte, fiel mein Blick auf einen dünnen Stoß Briefe und Karten, die während meiner Abwesenheit angekommen waren. Ich dachte: »Die können liegen bleiben, bis ich von Paris zurück bin.« Dann streckte ich doch die Hand aus – – und zog sie wieder zurück. »Nein, ich will sie nicht lesen,« sagte ich. Ich nahm eine Münze aus der Tasche und dachte: »Ist der Kopf oben, liest du sie.« – Ich warf das Geldstück auf den Tisch, das Wappen fiel nach oben. – »Also gut,« sagte ich, »ich lese sie nicht.« In demselben Augenblick ärgerte ich mich über diese Dummheiten und griff nach den Briefen. Ein paar Rechnungen, Einladungen, Geschäftsempfehlungen – – dann ein violetter Umschlag, der in großen, steilen Buchstaben meinen Namen trug. Ich wußte sogleich: das war es, warum ich die Briefe nicht anschauen wollte. Ich wog den Brief prüfend in der Hand, aber ich fühlte wohl, daß ich ihn lesen mußte. Ich hatte nie die Schrift gesehen, und ich wußte doch, daß er von ihr war. Plötzlich sagte ich halblaut:

»Jetzt fängt es an.«

Ich dachte mir nichts dabei, ich hatte keine Ahnung, was denn jetzt anfangen sollte. Aber ich fürchtete mich.

Ich zerriß den Umschlag und las:

»Mein Freund! Vergessen Sie nicht, die Orangenblüten heute abend zu bringen.

Emy Steenhop.«

Der Brief war vor zehn Tagen geschrieben, an dem Tage, als ich nach Hause gefahren war. Ich hatte am Abend vorher ihr erzählt, daß ich in dem Treibhause eines Gärtners blühende Orangenbäume gesehen hätte, und sie hatte darauf den Wunsch ausgesprochen, Blüten zu haben. Gleich am anderen Morgen, vor meiner Abreise, war ich zu dem Gärtner gegangen und hatte ihn beauftragt, ihr mit einer Karte am Abend die Blüten zu senden.

Ich las die Zeilen ganz ruhig, dann steckte ich den Brief in die Tasche. Ich zerriß den Brief an meinen Vater.

Mit keinem Gedanken dachte ich mehr an das Versprechen, das ich dem Obersten gab.

Ich sah auf meine Uhr – halb zehn; das war die Zeit, zu der sie ihren Hofstaat zu empfangen pflegte. Ich ließ einen Wagen holen und zog mich um.

Ich fuhr zu dem Gärtner und ließ mir Blüten abschneiden. Und dann, endlich, war ich vor ihrer Villa.

Ich ließ mich melden, und das Mädchen führte mich in den kleinen Saal. Ich setzte mich auf den Diwan und streichelte das weiche Guanakofell, das darüber lag.

Dann kam sie herein, in einem langen, gelbseidenen Teekleide. Die schwarzen Haare fielen von dem glatten Scheitel über die Ohren,

drehten sich dort zu leichten Krönchen, so wie sie Lucas Cranachs Frauen tragen. Sie war ein wenig bleich, ein violetter Schimmer leuchtete aus ihren Augen.

»Das ist, weil sie Gelb trägt,« dachte ich.

»Ich war verreist,« sagte ich, »zu dem Geburtstag meiner Mutter. Ich bin erst heute abend vor einigen Stunden zurückgekommen.«

Sie stutzte einen Augenblick.

»Erst heute abend!« wiederholte sie. »So wissen Sie nicht – –« Sie unterbrach sich: »Aber natürlich wissen Sie!« lächelte sie. »In den paar Stunden hat man Ihnen längst alles erzählt!«

Ich schwieg und drehte meine Blüten.

»Natürlich hat man!« fuhr sie fort. »Und Sie haben doch den Weg hierher gefunden? Ich danke Ihnen.«

Sie streckte mir die Hand hin, die ich küßte.

Da sagte sie ganz leise: »Ich wußte ja, daß Sie kommen würden.«

Ich richtete mich auf.

»Gnädige Frau!« sagte ich. »Ich fand bei meiner Rückkehr Ihren Brief vor. Ich habe mich beeilt, Ihnen die Blüten zu bringen.«

Sie lächelte.

»Lügen Sie doch nicht!« rief sie. »Sie wissen, daß ich vor zehn Tagen schon den Brief schrieb. Und Sie sandten mir ja auch gleich die Blüten.«

Sie nahm die Zweige aus meiner Hand und führte sie zum Gesicht.

»Orangenblüten, – Orangenblüten,« sagte sie langsam, »wie herrlich sie duften!«

Sie sah mich fest an und fuhr fort:

»Sie brauchen keinen Vorwand, um hierher zu kommen. – Sie kamen, weil Sie mußten, nicht wahr!«

Ich verbeugte mich.

»Setzen Sie sich, mein Freund,« sagte Frau Emy Steenhop, »wir wollen Tee trinken!«

Dann klingelte sie.

Glauben Sie mir, Herr Sanitätsrat! Ich könnte jeden der vielen Abende, die ich mit der Dame verbrachte, Ihnen eingehend erzählen, Wort für Wort Ihnen jede unserer Unterhaltungen wiedergeben. Wie in Erz ist das alles in mein Gedächtnis eingemeißelt, ich würde nicht eine Handbewegung, nicht das leichte Spiel ihrer Augenbrauen vergessen. – Ich will Einzelheiten herausgreifen, die für das Bild, das Sie von mir wünschen, wesentlich erscheinen.

Einmal sagte Frau Emy Steenhop:

»Wissen Sie, was aus Harry Bohlen geworden ist?«

Ich erwiderte: »Ich weiß, was die Leute sagen.«

Sie fragte: »Glauben Sie, daß ich ihn in einen Myrtenbaum verwandelt habe?«

Ich ergriff ihre Hand, um sie zu küssen:

»Wenn Sie das wünschen, schöne Frau,« lachte ich, »will ich es gern glauben.«

Aber sie entzog mir die Hand. Sie sprach – und aus ihrer Stimme klang eine solche Gewißheit, daß ich zitterte:

»Ich glaube es!«

Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, daß ich ihr jeden Abend Orangenblüten bringen möchte. Als ich ihr eines Abends wieder die weißen Blüten überreichte, flüsterte sie:

»Astolf.«

Dann fuhr sie lauter fort:

»Ja, ich werde Sie Astolf nennen. Und wenn Sie wollen, mögen Sie Alcina zu mir sagen.«

– Ich weiß, verehrter Herr Sanitätsrat, wie wenig Muße unsere Zeit hat, sich mit alten Sagen und Geschichten zu beschäftigen. So werden Ihnen voraussichtlich diese beiden Namen gar nichts sagen, während sie mir das nahe Bevorstehen eines entsetzlichen und doch süßen Wunders im Augenblick offenbarten. Wenn Sie Ludovico Ariosto kennen würden, wenn Sie irgendeine Heldengeschichte des Cinquecento gelesen hätten, so würde Ihnen die schöne Fee Alcina wie mir eine alte Bekannte sein. Sie fing Astolf von Engelland in ihren Netzen, den gewaltigen Rüdiger, den Haimons-Sohn Reinold von Montalban, den Bajardritter und viele andere Helden und Paladine. Und sie pflegte ihre Geliebten, wenn sie ihrer überdrüssig war, in Bäume zu verwandeln –

Sie legte mir beide Hände auf die Schultern und sah mich an:

»Wenn ich Alcina wäre,« sagte sie, »möchtest du ihr Astolf sein?«

Ich sprach nichts, aber meine Augen antworteten ihr. Und dann sagte sie:

»Komm!«

Sie sind Psychiater, Herr Sanitätsrat, und ich weiß, daß Sie eine anerkannte Autorität sind. Ich habe Ihren Namen oft in allen möglichen Blättern gelesen, man sagt Ihnen nach, daß Sie durchaus neue Gedanken entwickelt hätten. Und weil ich nun glaube, daß nie ein Mensch allein sogenannte neue Gedanken hat, sondern daß diese zu gleicher Zeit in den verschiedensten Hirnen in die Erscheinung treten, so habe ich eine Hoffnung, daß Ihre neuen Gedanken in bezug auf die menschliche Psyche sich vielleicht mit den meinen decken könnten. Eben dies Gefühl läßt mich Ihnen gegenüber ein so unbegrenztes Vertrauen fassen.

Der Gedanke, nicht wahr, das ist das Primäre, ja das ist das einzige, das wirklich ist. Es ist ein knabenhafter Unfug, die Materie als etwas wirkliches aufzufassen. Das, was ich sehe, fasse und greife, kann ich schon vermöge der unvollkommensten Hilfsmittel als ganz etwas anderes erkennen, als ich es mit meinen paar Sinnen auffasse. Ein Wassertropfen scheint meinen erbärmlichen Menschaugen eine kleine, klare, durchsichtige Kugel; ein Mikroskop aber, wie es die Kinder als Spielzeug benutzen, lehrt mich, daß er ein Tummelplatz der wildesten Infusorienschlachten ist. Das ist eine höhere Einsicht – aber nicht die höchste; denn zweifellos wird man in hundert Jahren selbst über unsere glänzendsten wissenschaftlichen Hilfsmittel ebenso lächeln, wie wir es über die Instrumente Aeskulaps tun. Es ist also die Erkenntnis, die ich den wunderbarsten Hilfsmitteln verdanke, ebensowenig wirklich wie die meiner armseligen Sinne. Wie ich auch die Materie fassen mag, sie ist immer anders als ich sie begreife. Aber ich kann nicht nur das Wesen der Materie niemals völlig erkennen, sondern sie hat überhaupt kein Sein. Spritze ich den Wassertropfen gegen den heißen Ofen, so ist er im Augenblicke verdampft, werfe ich ein Stück Zucker in den Tee, schmilzt es. Zerschlage ich dann die Schale, aus der ich trinke, so habe ich Scherben, aber keine Tasse mehr. Wenn aber ein Sein im Handumdrehen in ein Nichtsein verwandelt werden kann, so verlohnt es sich nicht, es überhaupt als ein Sein anzusprechen. Das Nichtsein, der Tod, ist für alle Materie das eigentliche Wesen, das Leben ist nur eine Verneinung dieses Wesens für eine unendlich kleine Zeitspanne.

–Der Gedanke aber des Wassertropfens, des Stückchens Zucker bleibt unvergänglich, er kann nie zerbrechen, verdampfen, zerschmelzen. Ist dieser Gedanke also nicht mit viel größerem Rechte als Wirklichkeit anzusprechen als die flüchtige Materie?

Nun sind wir Menschen, Herr Sanitätsrat, ebenso sehr Materie wie alles um uns; jeder Chemiker kann uns mit Leichtigkeit nachweisen, aus wieviel Prozenten Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff usw. wir bestehen. Wenn aber in uns der Gedanke sich offenbart – welches Recht haben wir, anzunehmen, daß er sich in anderen Materien nicht offenbaren sollte!

Ich gebrauche stets das Wort » Gedanken«, Herr Sanitätsrat, nur aus dem Grunde, weil dieses Wort mir persönlich für den Begriff, den ich im Sinne habe, am besten liegt. Wie die verschiedenen Sprachen für einen Begriff die verschiedensten Worte haben, wie der Italiener das Ding, mit dem wir sprechen, » « nennt, während der Engländer » «, der Franzose » «, der Deutsche »Mund« sagt, so haben auch die verschiedenen Wissenschaften und Künste für denselben Begriff die verschiedensten Worte. Was ich »Gedanke« nenne, möchte der Theosoph mit »Gott« bezeichnen, der Mystiker mit »Seele«, der Arzt mit »Bewußtsein«; Sie, Herr Sanitätsrat, würden vielleicht das Wort »Psyche« wählen. Aber Sie werden mit mir darüber übereinstimmen, daß dieser Begriff, wie man ihn auch nennen möge, das Ursprüngliche und zugleich das einzig Wirkliche ist.

Wenn nun dieser losgelöste Begriff, der alle die Eigenschaften hat, die die Theologen dem sogenannten persönlichen Gott beilegen, der also unendlich, ewig, unbegrenzt ist, in unserm Hirn sich offenbart, warum sollte es ihm nicht freistehen, ebensogut in allen anderen Dingen in Erscheinung zu treten? Ich kann mir wenigstens angenehmere Wohnplätze denken als die Hirne so mancher Menschen.

Das alles ist durchaus nichts Neues; haben doch Milliarden von Menschen zu allen Seiten daran geglaubt – oder glauben heute noch

darán –, daß die Seele sich auch in Tieren zeigt. Die Lehre Buddhas zum Beispiel hat ja die Theorie der Seelenwanderung aufgenommen. Was hindert uns, einen Schritt weiter zu gehen und Quellen, Bäumen, Felsen Seelen beizulegen, wie man es – vielleicht nur aus poetisch-ästhetischen Gründen – in Hellas tat! Ja ich glaube, daß die Zeit gekommen ist, die den menschlichen verstand so weit entwickelt hat, daß er fähig ist, die Seelen von manchen organischen Wesen zu erkennen.

Ich sprach Ihnen schon von meinen Gedichten, die ich einmal der Dame vorgelesen habe, und die der Oberst so schrecklichen Unsinn nannte. Das mögen sie sein – ich habe kein Urteil darüber. Es ist auch weiter nichts als ein stammelnder Versuch, in menschlicher Sprache die Seelen einiger Blumen wiederzugeben.

Woher kommt es, daß jedem Künstler ein Eucalyptusbaum den Gedanken an nackte, sich sehrend ausbreitende Frauenarme erweckt! Daß der Asphodelos uns unwillkürlich an den Tod mahnt! Daß die Glycene uns das Bild eines blonden Pfarrerstöchterleins vorzaubert, daß die Orchidee uns an Hexensabbat und schwarze Messen erinnert?

Deshalb – weil der Gedanke daran in diesen Blumen und Bäumen lebt.

Glauben Sie, daß es Zufall ist, daß bei allen Völkern der Welt die Rose als das Symbol der Liebe, das Veilchen als das der Bescheidenheit gilt! Es gibt Hunderte von kleinen duftigen Blumen, die ebenso versteckt und verborgen blühen wie das Veilchen, Keine von ihnen allen übt auf uns eine ähnliche Wirkung aus. Brechen wir aber ein Veilchen, so denken wir instinktiv: Bescheidenheit. Dabei geht dieses seltsame Gefühl nicht einmal von dem für unsere Sinne Charakteristischsten der kleinen Blume aus, das heißt von ihrem Dufte. Nehmen Sie ein Flakon » «, dessen Geruch so täuschend ist, daß Sie im Dunkeln ihn von dem Dufte eines großen

Veilchenstraußes nicht zu unterscheiden vermögen, werden Sie niemals dieselbe Empfindung haben.

Ebenso hat das Gefühl, das uns in der Nähe eines blühenden Kastanienbaumes gegen unseren Willen erfaßt, der Gedanke der ewig siegenden Männlichkeit, auch nicht das geringste mit dem zu tun, was unsere Sinne zuerst fesselt: dem mächtigen Stamm, den breiten Blättern, den tausend leuchtenden Blütenherzen. Erst durch Ueberlegung kommen wir zu der Erkenntnis, daß es hier der kaum bemerkbare Duft ist, der uns den Gedanken, die Seele des Baumes offenbart.

Augenscheinlich kann der Begriff, den ich »Gedanken« nenne, alle Formen und Gestalten annehmen; die Tatsache allein, daß ich oder irgendein anderer das denken kann, ist schon ein vollgültiger Beweis dafür.

Denn da der Gedanke eben überhaupt keine Grenzen kennt, so ist die Materie für ihn nicht die geringste Schranke. Kein einsichtiger Mensch kann sich heute den Wahrheiten – die freilich relativ sind wie alle anderen – der monistischen Weltauffassung entziehen, und die lehrt uns, daß wir Menschen als Materie uns in nichts von jeder anderen Materie unterscheiden. Wenn ich das zugeben muß, und auf der anderen Seite des »Gedankens« Sein – – in seinem eigentlichen gewaltigen Sinne – mich in jedem Augenblicke zur Anerkennung zwingt, so kann ich nur zu dem einen Schluß kommen, den übrigens tausend Beispiele bestätigen, daß der »Gedanke« nicht nur den Menschen, sondern auch jede andere Materie beliebig zu durchdringen vermag, warum also nicht Stamm, Blätter und Blüten eines Orangenbaumes?

Für die Faust-Natur des Philosophen besteht die Glaubenslehre, die die Kulturvölker angenommen haben, nur in ihren Anfangsworten: »Im Anfang war das Wort.« Und sie stocken alle und werden nie über das geheimnisvolle »Logos« hinauskommen, bis es sich eines Tages in irgendeinem Kopfe in seiner ganzen Größe selbst offenbart.

Denn da das menschliche Hirn von aller Materie auf dem toten Sternchen, das wir Erde nennen, nun einmal das Vollkommenste ist, so wird für uns diese Offenbarung wohl dort zur Erscheinung werden.

Aber das ist das Falsche, daß alle die Menschen, die, wie die Mystiker, an eine solche Offenbarung des »Logos« glaubten und sich mit ihr beschäftigten, stets annahmen, daß sie plötzlich, wie ein Blitz, käme. Sie wird kommen, wie sie kam, langsam. Schrittchen für Schrittchen, wie sich die Sonne aus dem Nebelfleck, wie sich der Mensch aus der entwickelte. Sie ist unendlich und nie vollendet, darum wird sie auch nie vollkommen sein.

Es vergeht keine Stunde, keine Sekunde, in der der Gedanke sich nicht offenbart, größer, herrlicher als vorher. Immer, immer mehr erkennen wir diesen Begriff, der alles ist.

Und eine solche größere Erkenntnis ist es, von der ich glaube, daß sie in meinem Hirn sich gespiegelt hat. Oh, ich bilde mir nicht ein, der einzige zu sein; ich sagte Ihnen schon, Herr Sanitätsrat, daß ich glaube, daß nie ein Gedanke ein Hirn allein befruchtet. Aber in vielen wird der Samen des Geistes verdorren, in wenigen nur mag er Blüten treiben.

Eines Nachts hatte die Frau, die ich Alcina nannte, das Lager, auf dem wir ruhten, ganz mit Orangenzweigen bedeckt. Wenn sie mich umschlang, zitterten die feinen Nasenflügel, die sie eng an meinen Hals preßte.

»Mein Freund,« sagte sie, »du duftest wie die Blüten!«

Ich lachte und glaubte, daß sie scherze. – Aber ich habe mich später überzeugt, daß sie recht hatte.

Eines Tages kam die Dame, bei der ich wohnte, in mein Zimmer. Sie schnupperte in der Luft herum und sagte:

»Oh, wie gut das riecht! Haben Sie wieder Orangenzweige da!«

Aber ich hatte seit Tagen keine Blüten in meinem Zimmer gehabt.

Ich sagte mir: Beide können sich täuschen, die menschliche Nase ist ein so schlecht entwickeltes Organ.

Aber mein Jagdhund wird sich nicht täuschen lassen; seine Nase ist unfehlbar.

So machte ich einen Versuch. Ich ließ meinen Hund in Wohnung und Garten oft einen Orangenzweig apportieren; ich versteckte ihn dann sorgfältig, lehrte ihn, ihn zu bringen, wenn ich rief: »Such' die Blüten!« Stete brachte er den Zweig nach kurzer Zeit aus dem verstecktesten Platz zurück.

Ich wartete dann einige Tage, während der ich keine Blüten in meiner Wohnung hatte. Eines Morgens nahm ich das Tier mit in die Schwimmanstalt. Als ich aus dem Wasser stieg, rief ich:

»Ali! Apport! Such' die Blüten!«

Der Jagdhund hob den Kopf hoch, schnupperte ein paarmal in der Luft herum und kam dann ohne Bedenken auf mich zu. Ich ging in meine Badezelle und wies ihm die Kleider, die vielleicht irgendeinen Duft aufbewahrt haben konnten. Aber der Jagdhund beroch sie kaum, er beschnupperte mich immer wieder: es war mein Fleisch, an dem er den Duft roch.

Nun, Herr Sanitätsrat, wenn das dem Hunde mit seinem hochentwickelten Organ passierte, brauchen Sie sich nicht zu wundern, wenn Sie denselben Irrtum hegten, als Sie bei mir Zweige vermuteten. Ich hörte, wie Sie, nachdem Sie mich gestern abend verließen, dem Diener auf dem Gange sagten, er möge, wenn ich im Garten spazieren ginge, sorgfältig mein Zimmer durchsuchen und die Orangenzweige entfernen. Ich nehme Ihnen das nicht übel; Sie glaubten, ich habe solche Blüten bei mir versteckt, und hielten es für

Ihre Pflicht, alles das fernzuhalten, was mich an »meine fixe Idee« erinnere. Herr Sanitätsrat, Sie hätten Ihrem Diener die Mühe sparen können: er kann stundenlang täglich suchen und wird nicht eine kleine Blüte finden. Aber wenn Sie wieder mich besuchen, so werden Sie wieder den Duft riechen, der von meinem Fleische ausgeht.

Einmal träumte mir, ich ginge durch einen weiten Garten zur Mittagszeit. An dem runden Springbrunnen vorbei, durch eine Pergola mit zerbrochenen Marmorsäulen. Und über lange, glatte Rasenflächen. Ich sah einen Baum, der funkelte über und über von blutroten Glutorangen. Da wußte ich, daß ich dieser Baum war.

Der leichte Wind spielte in meinen Blättern, und in unendlicher Lust dehnte ich mich und streckte meine vollen Aeste. Ueber den weißen Kiesweg kam eine hohe Frau gegangen, in weitem gelben Gewande. Aus tief violetten Augen streichelten mich ihre Blicke.

Da rauschte ich aus den dichten Zweigen:

»Brich dir von meinen Früchten, Alcina!«

Sie verstand diese Sprache und hob den weißen Arm. Brach einen Zweig ab mit fünf, sechs goldenen Früchten.

Das war ein leiser, süßer Schmerz; ich erwachte davon.

Ich sah sie neben mir kauern, auf dem weichen gelbweißen Felle. So seltsam starrten ihre Augen mich an.

»Was tust du?« fragte ich.

»Still!« flüsterte sie. »Ich lausche deinen Träumen.«

An einem Nachmittag waren wir über den Rhein gefahren, vom Drachenfels hinab zum Kloster Heisterbach gegangen. Hinter den efeumrankten Ruinen hatte sie sich aufs Gras geworfen. Ich saß

neben ihr, sog in vollen Zügen die linde Luft ein, hob die Brust und streckte weit die Arme aus.

»Ja,« sagte sie und deckte die Augen mit den tiefen Wimpern, »ja, breite deine Zweige aus! Wie kühl ruht sich's in deinem Schatten!«

Dann erzählte sie. –

Oh, Nächte hindurch erzählte sie mir. Uralte Sagen, Märchen und Geschichten. Immer schloß sie die Augen dabei. Wenig nur öffneten sich ihre feinen Lippen, wie ein Klingen von silbernen Glöckchen tropften ihr die Worte vom Munde:

»Du raubtest mir meinen Gürtel,« sagte Flordelis zu ihrem Ritter;
>so bring' mir einen anderen, der meiner wert ist!<

»Da sattelte der blonde Gryph sein Roß und jagte durch alle Lande der Welt, um seiner Herrin einen Gürtel zu schaffen. Schlug sich mit Riesen und Rittern, mit Hexen und Nekromanten und erkämpfte die herrlichsten Gürtel. Aber in den Staub warf er sie, oder Bettlern in den Schoß, und rief, daß es armselige Lappen seien und nicht wert, seiner Dame Lenden zu schmücken. Und als er der Venus eigenen Gürtel dem gewaltigen Rodomont abgerungen, riß er ihn in Fetzen und schwur, daß er einen Gürtel ihr schaffen wolle, wie ihn nie eine Göttin getragen. Den Zauberer Atlas erschlug er und raubte sein Flügelroß; durch Sturm und Wind ritt er in die Luft und riß mit kecker Hand die Milchstraße herab vom Himmel.

»Zu der Herrin kam er zurück und küßte ihren weißen Fuß. Um ihre Hüften schlang er den Gürtel, auf dem als Geschmeide viel tausend Sterne funkelten –«

»Lies mir das vor, was du über die Orchideen schriebst!« sagte sie.

Da las ich ihr:

»Als der Teufel ein Weib ward, Als sich Lilith Die schwarzen Haare zum schweren Knoten schlang Und die bleichen Züge Mit Botticellis krausen Gedanken Rings umrahmte. Als sie leise lächelnd Um alle die schmalen Finger Goldreifen zog mit bunten Steinen, Als sie Villiers las Und Huysmans liebte, Als sie Maeterlincks Schwellen verstand Und die Seele badete In Gabriel d'Annunzios Farben, Lachte sie einmal – – – Und wie sie lachte. Sprang Ihr Sie kleine Fürstin der Schlangen Heraus aus dem Mund. Da schlug die schönste der Teufelinnen Nach der Schlange, Schlug die Königin der Schlangen Mit beringtem Finger, Daß sie sich wand und zischte. Zischte, zischte Und Geifer spritzte. Aber Lilith sammelte die Tropfen In der schweren Kupfervase, Feuchte Erde, Schwarze, feuchte Erde Streute sie darauf. Leichthin kosten ihre großen Hände Rund herum Diese schwere Kupfervase, Leichthin sangen ihre bleichen Lippen Ihren alten Fluch, – – Wie ein Kinderreim erklang ihr Fluchen, Weich und müde – – Müde wie die Küsse, Die vom Munde Ihr die feuchte Erde trank. Aber Leben hob sich in der Vase, Und gelockt von ihren müden Küssen, Und gelockt von diesen süßen Klängen, Krochen langsam aus der schwarzen Erde Orchideen – – – – Wenn die Liebste Vor dem Spiegel ihre bleichen Züge Rings umrahmt mit Botticellis Nattern, Kriechen seitwärts aus der Kupfervase Orchideen – Teufelsblumen, die die alte Erde, Die durch Liliths Fluch mit Schlangengeifer Sich vermählt, zum Lichte hat geboren, Orchideen – – – Teufelsblumen – –

»Das ist schön,« sagte Alcina.

Ja, Herr Sanitätsrat, so war unser Leben: ein Märchen, aus Sonnenstrahlen gewoben. Eine verlorene Vergangenheit atmeten wir ein; eine nie geahnte Zukunft wuchs aus unseren Küssen.

Und immer klarer, o kristallklar wurden die Harmonien unserer Träume. Einmal unterbrach sie mich mitten in einem Liebe.

Sie sagte: – »Schweige!« und preßte ihr Gesicht eng an meine Brust. Ich fühlte, wie die seinen Nüstern auf meinem Fleische

zitterten – minutenlang.

Dann hob sie den Kopf und sagte:

»Du brauchst nicht zu sprechen; es duften deine Gedanken.«

Sie schloß die Augen – und langsam sprach sie meine Verse zu Ende.
– –

– Oder sie nahm meinen Kopf eng in ihren Arm, berührte die
Schläfen mit den schmalen Fingern.

Dann fühlte ich, wie ihre Wünsche in mich hinüberglitten,
schmeichelnd Besitz nahmen von meiner Seele.

Wie eine süße Musik spielte es durch meine Schläfen, wie ein Sang
von tanzenden Sonnenstrahlen:

Wo die grünen Flächen sich dehnen, wo über schneeige
Marmorschwellen kühle Bergwasser springen, wo sich große Falter
zwischen Magnolienblüten wiegen und weiße Pfauen einsame
Träume sinnen, da steht ein Baum.

Weit streckt er ringsum seine Aeste aus, und ein Duften von
Hochzeit und Liebe erfüllt um ihn die Luft. Weiße Blüten heben sich
aus den Blättern, und dazwischen funkeln die goldenen Früchte.

Eine See aber ruht in dem kühlen Schatten, sie erzählt Märchen dem
Baume, der ihr der Geliebte ist.

Sie spricht, und er rauscht in den Winden ihr seinen Duft zu.

So plaudern die beiden.

So wuchs in mir die Erkenntnis, langsam, allmählich, so wie alle
Offenbarung kommt. So harmonisch, daß ich nicht einen einzigen
Markstein bezeichnen konnte. Die paar Einzelheiten, die ich Ihnen
wiedergegeben habe, Herr Sanitätsrat, habe ich aus Tausenden

herausgegriffen. Das Wunder begann, als ich zum ersten Male diese Frau sah, – – aber vielleicht begann es weit früher. Muß ich nicht meine Gedanken, die zum Beispiel, die ich in den Gedichten zum Ausdruck brachte, schon als einen ersten leisen Anfang ansprechen?

Vollendet aber wird das Wunder sein, wenn ich da draußen in der Sonne stehe, weiße Blüten und goldrote Früchte trage.

Dazwischen die Entwicklung, ruhig fortschreitend, stark, selbstbewußt, ohne einen Widerstand zu kennen.

Nicht nur der Seele, auch des Leibes. Sagte ich Ihnen nicht schon, daß all mein Fleisch mit dem süßen Dufte getränkt sei? – Ueberzeugen Sie sich doch, Herr Sanitätsrat!

Dann kamen die letzten Nächte, Einmal sagte sie mir:

»Nun muß ich dich bald lassen.«

Da erschrak ich nicht. Jede Sekunde bei ihr war eine Ewigkeit, und durch unendliche Ewigkeiten noch durften meine glücklichen Arme sie umfassen.

Ich nickte, dann fuhr sie fort:

»Du weißt, was dann kommen wird, Astolf?«

Ich nickte wieder und fragte:

»Wohin wirst du gehen?«

Da fielen zwei Tränen über ihre Wangen. Sie richtete sich auf, und ihr Auge leuchtete wie ein einsam Nachtgestirn auf vereister Steppe.

»Uebers Meer,« sagte sie, »dahin, woher ich kam. – Aber ich will dir schreiben. – Und dann, später, wenn du draußen blühst, wenn die leichten Winde in deinen Zweigen spielen, dann, später, komme ich

wieder. Komme zu dir, Liebster, und ruhe in deinem Schatten. Ruhe bei dir, Liebster, und träume mit dir unsere süßesten Träume.«

»Liebster,« sagte sie, »Liebster!« Und wie um Stamm und Zweige sich des Efeus grüne Ranken schmiegen, so umschlang sie mich ... so.

Was dann kam, wissen Sie, Herr Sanitätsrat. Als ich eines Abends zu ihrer Villa kam, schellte ich vergebens. Sie war fort, ihre Villa geräumt. Ich setzte Polizei und Detektive in Bewegung, rannte tagelang wie ein Narr umher. Ich machte lächerliche Torenstreiche, aber ich versichere Sie, Herr Sanitätsrat, daß das alles nur auf die Rechnung des verliebten zu setzen ist, dem seine Schöne plötzlich wie mit einem Zauberschlag entrückt war.

Meine Korpsbrüder kümmerten sich wieder um mich, mehr als mir lieb war. Sie waren es, die meinen Eltern telegraphierten. Dann kam der Wutausbruch, das, was Sie die »Katastrophe« nennen, und was doch eine so leicht erklärliche Selbstverständlichkeit war. Meine Freunde, die nach meinen Torheiten mich keinen Augenblick mehr allein ließen, hatten bemerkt, daß ich stets auf den Briefträger lauerte. Und als der Brief kam, ihr Brief, nahmen sie ihn auf der Straße dem Boten ab. Heute weiß ich sehr wohl, daß sie eine gute Absicht leitete, daß sie eine neue Aufregung mir fernhalten wollten. Aber in dem Augenblick, als ich das vom Fenster aus sah, wurde mir rot vor den Augen; eine Entweihung schien es mir, daß sie mit ihren Händen das Papier berührten, daß ihre Augen die Schrift lesen wollten, die sie geschrieben. Ich riß den scharf geschliffenen Schläger von der Wand und eilte auf die Straße. Ich rief ihnen zu, mir den Brief herauszugeben; als sie das weigerten, schlug ich dem der ihn hielt, mit der Waffe ins Gesicht. Das Blut spritzte, befleckte den Brief, den ich ihm entriß. Ich sprang auf mein Zimmer, verriegelte mich und las die Zeilen.

Sie schrieb:

»Wenn du mich liebst, so bringst du es zu Ende. – Oh, ich werde kommen, zu dir kommen, Liebster! Werde ruhen in deinem kühlen Schatten und dir süße Sagen erzählen.

Alcina.«

Nun bin ich fertig, Herr Sanitätsrat. Mit List brachte man mich hierher, aber jetzt danke ich dem Schicksal, das mich hierhin führte. Die Aufregungen sind vorüber, in dieser wunderbaren Ruhe habe ich meinen Frieden wiedergefunden. Ich sitze in dem süßen Dufte, der von mir ausgeht, und fühle, weiß, daß ich es zu Ende bringe. Schon wird mir das Schreiben schwer, Herr Sanitätsrat, die Finger wollen nicht mehr zusammenhalten, sie spreizen sich, streben auseinander wie die Zweige.

Ihre Anstalt liegt in einem herrlichen weiten Parke; ich bin heute morgen darin gewandelt, er ist so groß und schön. Ich weiß, Herr Sanitätsrat, meine Worte haben Sie überzeugt, oh, sie haben es getan! Wenn also die Stunde kommt, die so nahe ist, so wollen Sie nicht versuchen, die Erfüllung zu hemmen. Dort hinter der großen Wiese werde ich stehen, wo die Kaskaden plätschern. Ich weiß, Sie werden mich pflegen lassen, Herr Sanitätsrat, der Gärtner vom Bonner Talweg versteht sich ja auf Orangenbäume, er wird Ihnen Anweisungen geben. Denn ich will ja nicht verkümmern, ich will wachsen und blühen, damit sie sich freue an meiner Pracht.

Sie wird schreiben, Herr Sanitätsrat, Sie werden ihre Adresse wissen.

Und noch eins: in jedem Sommer, wenn meine Krone funkelt von tausend goldenen Früchten, dann wollen Sie die schönsten brechen und in ein Körbchen legen. Das senden Sie ihr.

Ein Zettelchen aber soll man hineintun mit den süßen Worten, die ich nächtens einmal auf den Straßen Granadas hörte?

»Liebste, nimm die Blutorange, Die ich still im Garten brach, Liebste, nimm die Blutorange! – Doch nicht schneid' sie mit dem Messer,

Denn du würd'st mein Herz zerschneiden mitten in der Blutorange!«